



Martin Walker
Grand Cru

*Der zweite Fall für Bruno,
Chef de police*



Roman ·



Grand Cru

Book Jacket

Series: Bruno, Chef de Police [1]

Tags: Roman

Ein geheimes Paradies auf Erden, das ist das Périgord. Oder vielmehr war, denn die Weinberge der Gegend sollen von einem amerikanischen Weinunternehmer aufgekauft werden. Es gärt im Tal, in den alten Freund- und Seilschaften, und in einem Weinfass findet man etwas völlig anderes als Wein - eine Leiche.

Grand Cru

Ein Fall für Bruno, Chef de police

Roman Aus dem Englischen von Michael Windgassen
Originalausgabe: »The Dark Vineyard«

GRAND CRU

Ein Fall für Bruno, Chef de police

Das Heulen der Sirene auf dem Dach der fernen *mairie* durchbrach die Stille der französischen Sommernacht. Noch war es dunkel, die Morgendämmerung würde erst in gut einer Stunde einsetzen, doch Bruno Courrèges lag schon wach. Er grübelte über verpasste Chancen: Was hätte alles werden können mit der Frau, die noch vor kurzem dieses Bett mit ihm geteilt hatte? Aber dieser Gedanke verflieg sofort, als er den schauerlich anschwellenden Alarmton hörte, der meist Gefahr bedeutete und gleichzeitig Erinnerungen wachrief. Dieselbe Sirene hatte die Bewohner des Städtchens Saint-Denis vor Krieg und Invasion gewarnt, Befreiung und Frieden verkündet und ertönte nunmehr täglich zur Mittagsstunde. Sie rief aber auch die Männer der Freiwilligen Feuerwehr zum Einsatz, und in solchen Notfällen war er als einziger Polizist von Saint-Denis natürlich persönlich gefordert. Fast erleichtert darüber, aus seinen düsteren Gedanken gerissen zu werden, schlug Bruno das zerknüllte Laken zur Seite.

Als er sich anzog und zwischendurch immer wieder einen Schluck Milch aus dem Tetrapak trank, klingelte sein Handy. Es war Albert, einer der beiden Berufsfeuerwehrmänner, die den Trupp der freiwilligen *pompiers* anführten. Er war mit seinem Löschzug bereits unterwegs.

»Auf der alten Straße nach Saint-Chamassy brennt's«, sagte er in gehetztem Tonfall. »Eine Scheune samt Feld. Oben auf dem Hügel, kurz vor der Abzweigung nach Saint-Cyprien. Wenn der Wind auffrischt, könnte sich das Feuer rasend schnell ausbreiten.«

»Ich bin schon unterwegs.« Bruno kniff die Augen zusammen, stellte sich die Straßenkarte von Saint-Denis und Umgebung vor und überlegte, wie er am schnellsten zum Brandort kommen würde. Dies war sein Bezirk, und den kannte er so gut wie eine Frau ihr Gesicht im Spiegel: die Straßen, die er patrouillierte, die abgelegenen Häuser und Weiler, wohin er öfter gerufen wurde, die Wälder, in denen er jagte und manchmal auch Pilze suchte, die Bauernhöfe mit all ihren Gänsen und Enten, Schweinen und Ziegen, die aus dieser Gegend das gastronomische Herzland Frankreichs machten.

»Verletzte scheint es nicht zu geben«, quäkte Alberts Stimme durch Brunos Handy, das er sich zwischen Schulter und Ohr klemmte, als er sich das Hemd zuknöpfte. »Verständige aber lieber doch gleich das Krankenhaus, sobald du mit dem Bürgermeister gesprochen hast. Ich werde jetzt in Les Eyzies und Saint-Cyprien Unterstützung anfordern. Würdest du bitte in der Wache vorbeischaun und sicherstellen, dass unsere Ersatztankzüge bald nachkommen? Setz dich selbst ans Steuer, wenn Fahrer fehlen. Wir brauchen jede Menge Wasser. Und bitte beeil dich. Wir sehen uns dann gleich.«

»Da oben sind vier oder fünf Höfe. Müssen wir die womöglich evakuieren?«

»Das weiß ich noch nicht. Sag dem Bürgermeister Bescheid! Er soll seine Leute in Alarmbereitschaft versetzen. Und vielleicht sollte Radio Périgord eine Warnung bringen.«

Bruno betete im Stillen, sein alter Kleintransporter möge anspringen. Er fütterte schnell seinen Hund - die Hühner konnten für sich selbst sorgen - und rannte zum Wagen. Wie aus Rücksicht auf den Notfall startete der Motor auf Anhieb. Während Bruno mit einer Hand am Lenker auf die Stadt zusteuerte, rief er zuerst den Bürgermeister und dann den Arzt an, die ebenfalls beide von der Sirene geweckt worden waren. Auch das Städtchen erwachte allmählich, überall gingen Lichter an, während er mit hohem Tempo zur Gendarmerie fuhr, wo er den alten Jules am Nachtschalter darum bat, die Radiostation in Périgueux zu informieren und ein paar Kollegen

loszuschicken, um die Straße vor der brennenden Scheune abzusperren. Als Bruno zu seinem Transporter zurückeilte, kam *capitaine* Duroc aus dem kleinen Kasernengebäude herbeigestürmt und zog sich im Laufschrift die Uniformjacke über. Bruno überließ es Jules, ihm zu erklären, was los war. Auf der Feuerwache mühten sich Ahmed und Fabien damit ab, die Tankanhänger fertigzumachen. Inzwischen waren mehrere Freiwillige eingetroffen. Als Fahrer wurde Bruno nicht gebraucht. Er sprang zurück in seinen Transporter, ließ das Blaulicht rotieren und gab Vollgas. Die Sirene heulte immer noch.

Als er die offene Straße neben der Bahnstrecke nach Sarlat erreichte, sah er den rötlichen Schimmer am Nachthimmel über den Hügeln, ein Bild, das Beklemmung in ihm auslöste. Er hatte vor Feuer großen Respekt, der schon an Angst grenzte, und das nicht von ungefähr: Während der Balkankriege hatte er verwundete französische Soldaten aus einem brennenden Panzerwagen bergen müssen. Die Narben am linken Arm zeugten davon. In der Schublade seines Nachttischs lag das *croix de guerre*, das ihm die Regierung verliehen hatte, nachdem es anfangs behördlicherseits Einwände gab, weil die Friedensmission in Bosnien offiziell kein Kriegseinsatz gewesen war.

Bruno überlegte, ob er hinten im Wagen irgendetwas dabei hatte, womit er sich würde schützen können. In der Jacke, die er immer auf der Jagd trug, steckten Handschuhe und eine Mütze; feste Stiefel hatte er auch, und in seiner Sporttasche waren eine Schwimmbrille, eine Flasche Wasser und ein zusammengeknülltes altes Tennishemd, das er sich bei Bedarf vors Gesicht halten konnte. Der Transporter keuchte bergauf; Bruno trat das Gaspedal ganz durch. Er kannte sich in der Gegend aus, doch an eine Scheune konnte er sich nicht erinnern. Das Hochplateau bestand hauptsächlich aus Wäldern und mageren Weiden mit ein paar alten, verfallenen Schäferhütten. Außerdem stand da die hohe Richtfunkantenne.

Als Bruno hinter der letzten Kehre das Plateau erreichte, schien sich der flackernde Widerschein des Feuers über den ganzen Himmel ausgebreitet zu haben. Voller Sorge dachte er an die Trockenheit der letzten Wochen. Der Fluss führte so wenig Wasser, dass die Touristen mit ihren Kanus auf die Kanäle ausweichen mussten. Als er das Feuer riechen konnte, ging er unwillkürlich vom Gas herunter, und dann sah er das Blaulicht auf Alberts Löschzug, das dem Flackern am Himmel den Takt vorzugeben schien. Bruno parkte am Straßenrand. Er stieg in seine Stiefel, streifte die Handschuhe über und setzte sich die Jagdmütze auf. Er suchte nach der Schwimmbrille, steckte sie ein und ließ Wasser aus der Flasche über sein Tennishemd laufen. Dann rannte er auf die beiden *pompieri* zu, die, nur als schwarze Schemen vor den Flammen erkennbar, gemeinsam die Spritze gepackt hielten.

»War doch keine Scheune, nur ein großer Holzschuppen. Der ist nicht mehr zu retten«, brüllte Albert über den Motorenlärm und das Brausen der Flammen hinweg. Aus dem hinteren Teil des Fahrzeugs zog er eine schwere gelbe Schutzjacke und reichte sie Bruno. Mit den Stiefeln, die Bruno anhatte, schien er einverstanden zu sein, denn er nickte, als er sie sah.

»Es hätte schlimmer kommen können. Wir waren rechtzeitig zur Stelle und konnten verhindern, dass das Feuer auf den Wald übergreift. Aber der Schuppen ist hin und auch, was immer da auf dem Feld gewachsen ist.«

Mit nervös zuckenden Blaulichtern näherten sich von hinten das zweite Löschfahrzeug mit einem großen Tankwagen im Schlepp und der Bus der Gendarmen. Albert rief sofort die Brandmeister der Nachbargemeinden an, um ihnen zu sagen, dass ihre Hilfe nicht nötig sei.

Als er sein Handy wieder weggesteckt hatte, fragte Bruno: »Habt ihr hier jemanden

angetroffen?« Albert schüttelte den Kopf und stapfte zu dem zweiten Löschfahrzeug, das von Ahmed gesteuert wurde. »Wer hat das Feuer denn gemeldet?«, rief ihm Bruno hinterher.

»Ein anonymes Anrufer aus einer Telefonzelle in Coux«, rief Albert zurück.

Bruno versuchte, sich zu orientieren. Er wusste, dass die Straße - eine Schotterpiste, die frisch angelegt zu sein schien - im weiteren Verlauf durch dichten Wald führte. Aber hier, wo er stand, beschrieb sie einen weiten Bogen um ein Feld, das inzwischen gänzlich niedergebrannt war, und eine Weide, durch die sich langsam, aber stetig kleine Flammen fraßen. Der warme Wind, den er auf den Wangen spürte, wehte in Richtung Waldrand, den die *pompieri* mit Wasser besprengten, um ein Ausbreiten des Feuers zu verhindern. Am höchsten waren die Flammen über dem schon halb eingestürzten Holzschuppen, der mitten auf dem verkohlten Feld stand.

Bruno blieb mit seiner Stiefelspitze an etwas hängen. Irritiert blickte er zu Boden und sah ein kleines Blechdreieck, wie es von Landwirten verwendet wird, um zu kennzeichnen, in welchen Feldabschnitt sie was ausgesät hatten. Er hob es auf und las im Licht der Scheinwerfer des Feuerwehrwagens: »Agricolae Sech G71«. Er konnte damit nichts anfangen, steckte das Blechdreieck aber trotzdem ein. Hinter ihm wurden Rufe laut. Er drehte sich um und sah, wie zwei *pompieri* in ihren gelben Schutzanzügen einen weiteren Schlauch ausrollten, der sich wenig später zuckend mit Wasser füllte und eine mächtige Fontäne ausspie, die die beiden auf den Waldrand richteten.

»Riechst du auch was?«, fragte Albert, der plötzlich neben ihm auftauchte. »Komm mal mit.«

Er führte Bruno über schwelendes Gras in den Windschatten des Schuppens, wo es sehr viel leiser war. Von dem, was sich im Innern befunden hatte, war nicht mehr viel zu erkennen. Löschwasser rann von den rauchenden Resten des Daches und tropfte zischend auf einen Metalltisch, auf dem irgendein verkohltes Gerät stand. Zwei eingestürzte Deckenbalken hingen spitzwinklig über einem Kasten, der wie ein alter Aktenschrank aussah. Es roch, wie Bruno feststellte, nach verbranntem Kunststoff und Gummi. Und nach noch etwas anderem. »Benzin?«, fragte er.

»Scheint so. Wir werden ein paar Proben nach Bordeaux ins Labor schicken, aber ich wette, es war Brandstiftung. Da drüben am Feldrand riecht man es auch. Da hat jemand gründliche Arbeit geleistet. Hier bist du mehr gefragt als ich.«

»Für Brandstiftung ist die *police nationale* zuständig«, entgegnete Bruno. Und die Telefonzelle in Coux würde auf Fingerabdrücke hin untersucht werden müssen, dachte er.

»Wenn es um die Vernichtung der Ernte ging, um einen Streit unter Bauern oder irgendwelche Eifersuchtsgeschichten, wäre das allein unsere Sache. Die *police nationale* hätte gar keine Ahnung, wo sie überhaupt anfangen sollte.«

Bruno nickte und starrte auf die verkohlten Reste. »Ist doch seltsam, Albert. Was haben ein Aktenschrank und Bürokrempel hier draußen in einem Getreideschuppen verloren?«

»Tja, das da auf dem Tisch könnte ein Computer gewesen sein. Aber hier gibt's doch keinen Strom. Vielleicht war's eine alte Schreibmaschine.«

Bruno machte kehrt und überquerte gerade das verkohlte Feld, als plötzlich grelles Licht aufzuckte, unmittelbar gefolgt von einer heftigen Detonation und einer Hitzewelle, die ihn von hinten überrollte. Er drehte sich um und sah Albert vor den Trümmern der Hütte, aus der wieder hohe Flammen aufschossen, zu Boden sinken.

Bruno rannte los, den Arm vors Gesicht gehoben, um die Augen vor der sengenden Hitze zu

schützen. Bevor ihn seine Angst zurückhalten konnte, hatte er sich in die Flammen gestürzt. Er packte Albert beim Kragen und schleifte ihn durch rauchende Trümmer hinter sich her. Die Hosenbeine des Brandmeisters hatten Feuer gefangen. Bruno legte ihn in sicherem Abstand ab und erstickte die Flammen mit seiner feuerfesten Jacke. Schnell waren auch die anderen Männer zur Stelle und besprühten beide mit Schaum aus tragbaren Feuerlöschern.

Während sich die anderen um Albert kümmerten, zog Ahmed Bruno beiseite und leuchtete ihm mit seiner Taschenlampe ins Gesicht. »Alles in Ordnung?«, brüllte er. Bruno nickte, richtete sich schüttelnd auf und streifte den Schaum von der Brust.

»Nur ein bisschen angekokelt, halb so schlimm«, sagte er. »Was ist da explodiert?«

»Keine Ahnung, vielleicht ein Kanister Farbe, Öl oder Benzin. Es braucht nur heiß genug zu werden, dann geht so was hoch wie eine Bombe.« Ahmed zuckte mit den Achseln. »Albert hätte nicht so nah rangehen dürfen, und es wäre vielleicht besser gewesen, wenn wir die Spritze noch 'ne Weile auf den Schuppen gehalten hätten, aber wir brauchten das Wasser, um den Wald zu schützen.«

»War meine Schuld«, entgegnete Bruno. »Ich wollte was über das Zeug im Schuppen wissen. Wie geht es ihm?«

Albert stand, von den anderen gestützt, auf den Beinen und schüttelte den Kopf. Große Schaumflocken flogen von Helm und Schutzjacke.

»So was Blödes aber auch!«, knurrte er. »Ich glaube, mein Ohr hat was abgekriegt.« Er langte mit der Hand danach. Einer der Kollegen gab ihm eine Flasche Wasser, aus der er gierig trank. Dann spuckt Albert aus, sah sich nach Bruno um und nickte ihm zu. »Danke«, sagte er leise und reichte ihm mit zitternder Hand die Flasche. Bruno bemerkte, dass auch er zitterte.

»Nicht schlecht. Feuerfeste Unterwäsche. Wie bei Formel-1-Piloten.« Albert stand unter Schock und plapperte drauflos. »Mit mir ist alles in Ordnung. Bin nur ein bisschen schwindlig von der Kopfnuss. Nicht weiter tragisch.«

»Von wegen!«, sagte Ahmed. »Du kennst die Regeln. Wir haben euch 'ne Ladung Schaum verpasst, das heißt, ihr müsst euch beide im Krankenhaus untersuchen lassen.«

Im Hintergrund waren aufgeregte Stimmen zu hören. Einer der Feuerwehrmänner kam angerannt. »He, Chef, da drüben gibt's ein Standrohr und 'ne Wasserleitung. Die Gendarmen haben sie gerade entdeckt.«

Albert sah Bruno an und verdrehte die Augen. »Das wäre das erste Mal, dass *capitaine* Duroc eine Entdeckung gemacht hätte. Er wird wohl mit der Nase draufgestoßen sein.«

Sie eilten zur Straße, wo aus einer leckgeschlagenen Leitung ein fingerdicker Wasserstrahl meterhoch in die Luft aufstieg. Fabien machte sich mit einer schweren Rohrzange im aufgedeckten Schacht zu schaffen, auf den einer der Gendarmen das Licht seiner Stirnlampe gerichtet hielt. *Capitaine* Duroc stand ein wenig abseits und herrschte seine Männer an. Mit einem letzten Dreh ließ Fabien die Fontäne versiegen.

»Wasser hätten wir jetzt genug«, sagte er. »Auch der Druck müsste reichen.«

»Wohin führt die Leitung? Warum ist sie nicht auf meinen Karten eingezeichnet?«, fragte Albert sichtlich verärgert und betupfte sein blutendes Ohr mit einem Taschentuch.

»Sieht so aus, als würde sie vom Wasserturm zur Funkstation führen. Die wird vom Verteidigungsministerium betrieben und entsprechend bewacht«, erklärte Fabien. »Und genau hier

gibt's einen Abzweig. Darum auch der Hydrant. Es scheint, dass damit irgendeine Bewässerungsanlage gespeist wird.«

»Bewässerungsanlage? Hier oben?«, schnaubte Albert. »Da muss jemand mehr Geld als Verstand haben.«

»Und ausgerechnet dieses eine Feld, das, wie es scheint, bewässert wird, ist verbrannt«, sagte Bruno. »Hat von euch schon mal jemand was von *Agricolae* gehört?« Er zog das kleine Blechdreieck hervor.

»Nein«, antwortete Albert. »Es könnte sich um irgendein Saatgut zu Versuchszwecken handeln, aber dass so was hier zum Einsatz kommt, ist mir nicht bekannt.«

Sie gingen zurück zum Löschzug, wo ein älterer Herr geduldig am Straßenrand wartete: Bürgermeister Gérard Mangin. Hinter ihm standen mehrere Autos von Anwohnern, die gekommen waren, um sich das Schauspiel aus der Nähe anzusehen. Der Bürgermeister trat lächelnd vor und schüttelte Albert und Bruno die Hand. Ein Blitzlicht zuckte auf. Offenbar war auch Philippe Delaron von der Lokalzeitung aufgekreuzt.

»Es gibt nicht viel zu berichten«, sagte Albert. »Wir haben das Feuer unter Kontrolle, und dank Bruno ist auch niemand verletzt. Der Schaden hält sich in Grenzen: ein niedergebrannter Schuppen, ein verkohltes Getreidefeld und ein kaputtes Standrohr. Ich kann mir auch vorstellen, wie es dazu gekommen ist, will aber erst die Laboruntersuchungen abwarten.«

»Wollen Sie damit sagen, dass das Feuer vorsätzlich gelegt worden ist?«, fragte der Bürgermeister.

»Sieht ganz danach aus, *monsieur le maire*. Und was da in die Luft geflogen ist, war wohl ein Benzinkanister. Auch das wird sich klären lassen. Zum Glück ist nichts passiert, und Bruno war rechtzeitig zur Stelle und hat mich aus den Flammen gezogen!«

»Die Sache war also doch ziemlich brenzlig«, sagte der Bürgermeister.

»Tja, ich sollte jetzt gehen und meine Jungs zur Wache zurückbringen. Bruno und ich müssten dann noch im Krankenhaus vorbeischaun. Wenn ich jetzt die Schutzjacke zurückhaben könnte, Bruno. Solche Dinger kosten ein Vermögen.«

»Sie sind jeden Cent wert.« Bruno schüttelte den restlichen Schaum von der Jacke. Dann wandte er sich an den Bürgermeister und sagte: »Ich fürchte, wir werden uns noch auf einiges gefasst machen müssen. Das Feld wurde bewässert, und der Schuppen war offenbar eine Art Büro. Beides ist ziemlich ungewöhnlich. So was erwartet man hier oben nicht. Ich werde den Eigentümer informieren und wahrscheinlich auch einen Bericht für die Versicherung schreiben müssen.«

»Haben Sie den Gendarmen Bescheid gegeben?«

»Noch nicht. *Capitaine* Duroc hat Probleme mit seinem Fahrzeug. Es scheint, dass er das Standrohr umgefahren hat.«

»Ja, ich hab's gesehen.« Im Licht der Morgendämmerung sah Bruno, wie im Gesicht des Bürgermeisters ein verschmitztes Lächeln aufzuckte. »Wir haben es hier also allem Anschein nach mit einer Straftat zu tun.«

»Genau. Ein Fall für die *police nationale* und deren Spurensicherung. Nicht für die lokale Gendarmerie.«

Bruno ging auf die kleine Gruppe der Schaulustigen zu, die vor ihren Autos standen, um ihnen zu sagen, dass keine Gefahr mehr bestehe, die Show vorüber sei und die Straße nun, bitte schön,

geräumt werden müsse, damit die Löschzüge wenden und abfahren könnten. Der stämmige Milchbauer Stéphane, ein Freund aus dem Jägerverein, war mit seiner hübschen jungen Tochter Dominique gekommen. Sein Hof lag am Fuß des Hügels. Es hätte ihn womöglich als einen der Ersten getroffen, wenn das Feuer außer Kontrolle geraten wäre. Für gewöhnlich war er um diese Uhrzeit im Stall, um seine Kühe zu melken. Bruno wimmelte alle Fragen ab und drängte zum Aufbruch. Danach ging er auf *capitaine* Duroc zu und bat ihn, einen Kollegen nach Coux zu schicken, um die Telefonzelle dort zu versiegeln. Es war kurz nach sechs. Fauquet würde sein Café inzwischen geöffnet haben, und Bruno brauchte jetzt ein gutes Frühstück.

Er steuerte auf zwei Autos zu, die er gut kannte: einen älteren Citroën ds und einen noch älteren 2 cv, ein Modell, das sich seit den dreißiger Jahren kaum verändert hatte. An der großen Limousine lehnte Brunos Freund, der Baron, ein Unternehmer im Ruhestand, der mit seiner gut durchtrainierten Figur um einiges jünger wirkte, als er tatsächlich war. Neben ihm stand Pamela, die Eigentümerin eines Gästehauses und in Saint-Denis besser bekannt unter ihrem Spitznamen: die verrückte Engländerin. Bruno hatte die beiden miteinander bekannt gemacht und ein Tennismatch arrangiert, an dem auch eine Freundin aus England beteiligt gewesen war. Das Damenduo hatte den Herren keine Chance gelassen.

»Der Baron hat mich aus dem Bett geklingelt. Von der Sirene habe ich nichts gehört«, sagte Pamela, eine attraktive Frau mit so stark ausgeprägten Gesichtszügen, dass es unzutreffend gewesen wäre, sie einfach als hübsch zu bezeichnen. Sie hatte einen Hermès-Schal um den Kopf geschlungen und trug eine dieser wattierten englischen Jacken, die inzwischen auch in Frankreich in Mode waren. Bruno erkannte Pamela immer schon von weitem, und zwar an ihrer Haltung, dem geraden Rücken und hoch erhobenen Kopf; so saß sie auch im Sattel, und wenn sie zu Fuß unterwegs war, schritt sie so selbstbewusst aus, wie es nur eine Frau tun konnte, die mit sich im Reinen war.

»Wo ist Ihr Pferd?«, fragte Bruno und gab ihr ein Küsschen auf beide Wangen. Sie wich zurück und lachte.

»Verzeihung, Bruno. Ich find's ja durchaus nett, wie sich Franzosen begrüßen, aber, mit Verlaub, Sie riechen schrecklich und sehen ganz schlimm aus. Muss wohl an der verbrannten Wolle liegen und diesem Schaum, mit dem Sie sich bekleckert haben. Und wenn ich richtig sehe, haben Sie Ihre Augenbrauen verloren. Aber vielleicht lasse ich mich von dem schwarzen Schmier in Ihrem Gesicht täuschen.«

»Danke für den Hinweis.« Bruno fuhr mit den Fingern über die Brauen, die sich wie Bartstoppeln anfühlten.

»Das Pferd habe ich im Stall gelassen«, sagte sie. »Das Feuer hätte ihm Angst gemacht. Ich bin auch nur gekommen, um zu sehen, ob jemand evakuiert werden muss und eine Unterkunft braucht.«

»Was ist das für ein Schuppen, der da abgebrannt ist?«, wollte der Baron wissen. »Ich dachte, ich kenne mich hier auf den Hügeln aus, habe dieses Ding aber nie zuvor gesehen.«

»Ich auch nicht«, antwortete Bruno. »Liegt ja auch ziemlich versteckt. Die ganze Lichtung ist von der Straße aus nicht einzusehen. Treffen wir uns bei Fauquet? Ich habe Hunger.«

»Gute Idee«, sagte der Baron. »Wieder ins Bett zu gehen lohnt eh nicht mehr. Pamela, ich lade Sie ein, vorausgesetzt, Sie versprechen mir, dass Sie unsere Gesellschaft unterhaltsamer finden als englische Kreuzworträtsel.«

»Aber gewiss, mein lieber Baron. Bruno sollte sich allerdings vorher waschen und umziehen.« Sie musterte ihn. »Die Hose können Sie wegwerfen. Ich hoffe, die Stadt spendiert Ihnen eine neue Uniform.«

Die drei wollten sich gerade auf den Weg machen, als das Signalhorn eines der Löschzüge zwei schrille Töne ausstieß. Ahmed winkte Bruno zu sich. »Vergiss nicht, Bruno, du und Albert, ihr müsst sofort ins Krankenhaus. Das ist Vorschrift.«

Selbst im Zeitalter des Computers war es alles andere als einfach, festzustellen, wem das verkohlte Feld und der niedergebrannte Schuppen gehörten. Claire, die Sekretärin des Bürgermeisters, brütete über dem riesigen Grundbuch, in dem jede Liegenschaft und jedes Flurstück der weitläufigen Gemeinde von Saint-Denis aufgelistet und durchnummeriert war. Die ermittelte Flurstücknummer würde dann im Grundsteuerregister aufzuspüren sein, und erst das gäbe Aufschluss über den rechtmäßigen Eigentümer.

»Auf der Karte ist da oben überhaupt keine bauliche Anlage eingetragen«, klagte Claire. »Bist du sicher, die richtige Straße genannt zu haben, Bruno?«

»Ja, das bin ich.« Geduscht, rasiert, in seiner zweiten Uniform und mit einem ärztlichen Attest in der Tasche fühlte sich Bruno wieder wie neu, abgesehen von den Augenbrauen. Er trat zu ihr an die große Karte, achtete aber darauf, der fülligen Frau nicht allzu nahe zu kommen. Denn als einziger Junggeselle in der *mairie* konnte er vor ihren Flirtattacken nicht sicher sein. Wie aus Gewohnheit und selbst dann, wenn sie schlechte Laune hatte, schmachete sie ihn an und klimperte dabei mit den Wimpern.

Er fuhr mit dem Finger die Straßen nach, die er in der Frühe eingeschlagen hatte. Da war der Funkmast und dort der Wasserturm. Die Wasserleitung musste also an diesem Weg entlang verlaufen. Bis hierher, murmelte er vor sich hin und drückte mit dem Zeigefinger auf die Stelle, überzeugt davon, das richtige Flurstück gefunden zu haben. Aber Claire hatte recht. Auf der Karte war kein Gebäude eingetragen. Das war nicht nur seltsam, sondern auch unstatthaft: Für den Schuppen hatte es offenbar nie eine Baugenehmigung gegeben. Und da es eine Wasserleitung samt Standrohr gab, schien die Kommune außerdem um die jährliche Wasserrechnung betrogen worden zu sein. Wie dem auch sei, Bruno kannte jetzt die Flurstücknummer. Er ließ Claire die Karte aufrollen und ging in die sogenannte Registratur, einen kleinen, vollgestopften Raum, wo er mit Hilfe des Grundsteuerregisters den Namen des Eigentümers bald gefunden hatte.

Es handelte sich um eine *société anonyme*, eine Aktiengesellschaft namens Agricolae mit eingetragenem Firmensitz in Paris. Das Flurstück war vor drei Jahren vom Verteidigungsministerium erworben worden. Agricolae - das war der Name auf dem Blechschild, das Bruno vom Boden aufgehoben und in Alberts Feuerwehrjacke gesteckt hatte. Aus den Unterlagen ging auch hervor, dass für das Grundstück nie Wassergeld oder Steuern bezahlt worden waren und dass es für den Schuppen tatsächlich keine Baugenehmigung gegeben hatte. Diesem Unternehmen namens Agricolae stand Ärger ins Haus. Er wollte gerade zum Hörer greifen, um Albert anzurufen, als Claire den Kopf durch die Tür streckte und ihm mitteilte, dass er Besuch habe.

»Gleich nach dem Bürgermeister der wichtigste Mann von Saint-Denis, und doch mutet man ihm dieses schäbige Loch als Büro zu«, ließ Commissaire Jean-Jacques Jalipeau verlauten, der für das *département* zuständige Chefinspektor der *police nationale*. Er setzte einen kleinen Schritt in das Zimmer, und schon schien es in Gänze ausgefüllt zu sein.

»Himmel, Sie sehen schrecklich aus, ganz rot im Gesicht. Und wo sind Ihre Augenbrauen geblieben?«, fuhr Jean-Jacques fort. »Sie haben das Feuer doch wohl nicht selbst gelegt, oder?«

»War nur ein bisschen zu nah dran«, entgegnete Bruno und lächelte seinem Kollegen zu. »Wenn ich den erwische, der da gezündelt hat... «

Bruno mochte Jean-Jacques, auch wenn der ihm immer wieder vorwarf, eine Berufsauffassung zu vertreten, die weniger dem *code criminel* diene als den Interessen von Saint-Denis - womit er durchaus recht hatte. Die beiden hatten schon in mehreren Fällen zusammengearbeitet und nach erfolgreichem Abschluss ihrer Ermittlungen jedes Mal fürstlich miteinander getafelt. Bruno führte ihn durch das uralte Treppenhaus der *mairie* nach unten auf die Straße und durch die Arkaden in Fauquets Café, wo sie sich zwei Ricards bestellten.

»Wie geht es Isabelle?«, fragte Jean-Jacques. »Sie wird irgendwann demnächst ihren neuen Job in Paris antreten.« Isabelle hatte unter ihm als *inspectrice* in der Polizeizentrale in Périgueux gedient, ehe sie ihrer Karatefähigkeiten und schönen Augen wegen zuerst dem Innenminister und dann auch der *Paris-Match* aufgefallen war. Mit wohlgefälligem Interesse hatte Jean-Jacques Anteil an der Affäre genommen, zu der es im Sommer zwischen ihr und Bruno gekommen war, und sich selbst damit geschmeichelt, die beiden zusammengebracht zu haben.

»Sie ist schon weg«, sagte Bruno und versuchte, einen neutralen Tonfall anklingen zu lassen. »Der Minister tritt eine Auslandsreise an und will, dass sie ihn und seine Delegation begleitet.«

»Tja, dass sie irgendwann mal geht, war ja abzusehen«, sagte Jean-Jacques. »Immerhin hattet ihr drei schöne Monate.«

Bruno nickte. Das Wissen um die begrenzte Dauer ihrer Zweisamkeit und der Umstand, dass ihr der Karrieresprung nach Paris wichtiger war als das, was sie für Bruno empfand, hatten die Beziehung zunehmend belastet. Während der schlaflosen Nächte ihrer letzten gemeinsam verbrachten Woche hatte er spüren können, wie sich sein seit Jahren gepflegter Schutzwall, der von Isabelle nach und nach abgetragen worden war, wie von selbst wieder aufrichtete. Seltsamerweise hatten sie sich umso leidenschaftlicher geliebt, doch als sie am Bahnhof von Saint-Denis schließlich voneinander Abschied nahmen, gab es keine einzige Träne.

»Sie fehlt mir«, setzte Jean-Jacques nach. »Ihre Nachfolgerin kommt nicht an sie heran. Und ist bei weitem nicht so ansehnlich.«

»Wird sie etwa an diesem Fall mitarbeiten?«

»Nein, zumindest einstweilen nicht. Die Feuerwehr müsste ja auch erst einmal eine formelle Anzeige wegen Brandstiftung stellen. Aber ich hatte kurz nach dem Mittagessen einen dieser diskreten Anrufe aus Paris mit der Aufforderung, möglichst schnell für Aufklärung zu sorgen. Dahinter steckt wohl nicht nur die Sorge wegen irgendwelcher Ökoradikalen. Es scheinen vielmehr Interessen auf höherer Ebene im Spiel zu sein. Was wissen Sie?«

Bruno berichtete ihm vom Einsatz der Feuerwehr, der sonderbaren Wasserleitung und davon, dass das Flurstück früher dem Verteidigungsministerium gehört hatte und dann von der Aktiengesellschaft *Agricolae* aufgekauft worden war, die dafür aber allem Anschein nach keine Grundsteuer abführte und außerdem ohne Baugenehmigung ein Gebäude darauf errichtet hatte.

»An Ökoradikale glaube ich eigentlich nicht«, fügte er hinzu. »Die wollen doch Publizität und hätten bestimmt Presse und Fernsehen informiert, oder?«

Jean-Jacques zuckte mit den Achseln. Er ließ die Eiswürfel in seinem Glas klackern, schüttete dann Wasser auf seinen Ricard und sah zu, wie sich die Flüssigkeit milchig weiß verfärbte. Er trank einen Schluck. »Ich habe hier in meiner Tasche ein Schreiben des Präfekten an Ihren Bürgermeister mit der Bitte, Sie, Bruno, in die Ermittlungen mit einzubeziehen, damit wir, die ahnungslosen *flies* aus der Großstadt, von Ihren Ortskenntnissen profitieren. Verstehen Sie's als eine Art Einberufung. Ich habe bereits ein Team zusammengestellt, das sich alle bekannten

militanten *écolos* vorknöpfen wird. Inzwischen dürfte auch die Spurensicherung von Bergerac oben auf dem Feld bei der Arbeit sein. Gibt es hier bei Ihnen irgendwelche *écolos*?«

»Keine, die unangenehm aufgefallen wären. Einer sitzt im Stadtrat, ein in die Jahre gekommener Hippie, der oben in den Hügeln eine Kommune leitet, die Heimatlose und Landstreicher beherbergt. Sympathischer Kerl und herzensgut. Und dann wäre da noch diese Gruppe, die gegen das Sägewerk protestiert und verlangt, dass es geschlossen wird, weil es angeblich die Luft verpestet. Aber auch das sind keine Radikalen. Bei Wahlen kriegen die Grünen bei uns nicht einmal zehn Prozent. Ich schlage vor, wir schauen jetzt mal bei der Feuerwache vorbei und sprechen mit Albert. Er wird den Laborbericht zwar noch nicht haben, weiß aber bestimmt schon ziemlich genau, ob das Feuer vorsätzlich gelegt wurde oder nicht.«

»Vorsätzlich?«, fragte Fauquet. Der Besitzer des Cafés war stolz auf seinen Ruf, über neuesten Klatsch und Tratsch immer als Erster Bescheid zu wissen. Er beugte sich über die Theke und schob ihnen zwei Tassen Kaffee zu. »Geht aufs Haus. Habe ich richtig gehört, dass Vorsatz dahintersteckt?«

»Nein, davon war nicht die Rede«, schnappte Jean-Jacques und schob seine Tasse so schwungvoll zurück, dass ihr Inhalt überschwappte und Fauquets weißes Hemd bekleckerte. Groß gewachsen und stämmig, wie er war, konnte Jean-Jacques ausgesprochen einschüchternd wirken, auch wenn sein zerknittertes Äußeres eher Mitleid erregte. »Und wenn Sie irgendwelche Gerüchte streuen, schicke ich Ihnen eine Armee argwöhnischer Inspektoren vom Gesundheitsamt auf den Hals. Mischen Sie sich nicht in polizeiliche Angelegenheiten. Haben Sie mich verstanden, Monsieur?«

An der Straße nach Les Eyzies stand neben einem alten Gehöft ein schlichtes eingeschossiges Gebäude mit einem, wie Bruno fand, hochtrabenden Namen: Institut für landwirtschaftliche Forschung. Der Bürgermeister war stolz darauf, dafür gesorgt zu haben, dass es nach Saint-Denis gekommen war. Es beschäftigte vier Wissenschaftler, vier Laboranten und ein halbes Dutzend Ortsansässiger, die auf der angeschlossenen Farm und in den Gewächshäusern arbeiteten. Direktor und leitender Wissenschaftler des Instituts war Gustave Petitbon, ein langer, sehr dünner Mann mit krummem Rücken. Er hatte sich in der guten Stube des benachbarten Bauernhauses sein Büro eingerichtet. Dort hockte er nun auf der Kante seines Schreibtisches und bedachte die beiden Polizisten mit trotzigem Blick.

»Was da angebaut wird, ist ein Betriebsgeheimnis«, sagte er. »Ich bin nicht befugt, Ihnen darüber Auskunft zu geben.« Bruno hatte Petitbon ein paarmal gesehen, bei Rugbyspielen oder auf Empfängen im Bürgermeisteramt, wo Petitbon für gewöhnlich mit einem Glas Wein in der Hand irgendwo abseits in der Ecke stand. Er lebte zurückgezogen mit seiner Frau und hatte keine Kinder.

»Monsieur Petitbon, ich ermittle im Auftrag des Innenministeriums«, sagte Jean-Jacques mit zunehmend lauter Stimme. »Und das kann nur heißen, dass ein hochrangiges Mitglied des Landwirtschaftsministeriums, also Ihres Arbeitgebers, darauf gedrängt hat, dass sich der Chefinspektor unseres *Départements*, also meine Person, persönlich mit dem Fall befasst. Ich musste eine Mordsache, zwei Fälle von Vergewaltigung und einen Bankraub hintanstellen, um hierherzukommen. Um keine Zeit zu vertrödeln, schlage ich vor, Sie rufen Ihren Minister in Paris an und holen sich die Erlaubnis, die Sie brauchen, bevor ich meinen Minister anrufe und ihm mitteile, dass Sie meine Nachforschungen behindern.«

Petitbon war sichtlich beeindruckt von Jean-Jacques Stimmgewalt, setzte sich hinter seinen Schreibtisch und griff zum Telefon. Dann kehrte er den beiden auf seinem Drehsessel ostentativ den Rücken, murmelte etwas in die Sprechmuschel und musste sich von der Gegenseite anhören, was nach einem ruppigen Befehl klang. »*Oui, Monsieur le Directeur*«, sagte Petitbon ehrerbietig, kam aber nicht mehr dazu, sich zu verabschieden, denn es machte Klick in der Leitung. Er zuckte vor Schreck zusammen, drehte sich dann um und legte den Hörer zurück.

»Was ich Ihnen zu sagen habe, meine Herren, ist streng vertraulich und muss unter uns bleiben«, hob Petitbon gewichtig an und straffte die Schultern. »Die Sache ist von nationaler Bedeutung, ein Projekt, das vom Verteidigungsministerium initiiert wurde, jetzt aber in den Händen des Landwirtschaftsministeriums liegt. Aus Sorge um den Klimawandel wurde der Plan gefasst, Pflanzen zu züchten, die auf trockenem, magerem Boden gedeihen. An dem Projekt sind ein Pharmaunternehmen und ein Agrochemiekonzern beteiligt. Zur Organisation und Finanzierung der Forschung wurde eigens eine Firma gegründet, die *Agricolae sa.* Wir arbeiten mit Soja und anderen Bohnen, Mais und Kartoffeln, aber auch mit Rebsorten. All das wurde auf unserem Versuchsfeld angepflanzt und durch das Feuer vernichtet. Es ist uns von äußerster Wichtigkeit, dass festgestellt wird, wer dafür verantwortlich ist und wie es dazu kommen konnte, dass Informationen über dieses streng vertrauliche Projekt nach außen dringen konnten.«

Bruno erinnerte sich an seinen Fund. »Ich habe ein kleines Blechschild sichergestellt mit der Aufschrift >Agricolae Sech<. Ist das von Ihnen?«

»Ja. Agricolae Sech - kurz für *Sécheresse*. So bezeichnen wir die dürreresistenten Kulturen, die wir zu züchten versuchen, teils hier auf unserer Farm, teils auf dem besagten Feld, das wir wegen seines mageren Bodens ausgewählt haben. Dort scheint nun alles verloren zu sein, nicht nur die Ernte, sondern auch alle Unterlagen und Forschungsaufzeichnungen. Drei Jahre Arbeit.«

»Können Sie sich Gründe für eine vorsätzliche Brandstiftung vorstellen?«, fragte Bruno. »Haben Sie Feinde, gibt es entlassene Angestellte, die auf Rache sinnenden könnten, oder irgendwelche eifersüchtigen Ehemänner?«

Petitbon lächelte, was seinem hageren Gesicht gut tat. »Letzteres wäre mir noch am liebsten. Nein, von Feinden weiß ich nichts. Aber es könnte natürlich sein, dass irgendwelche radikalen Umweltschützer dahinterstecken. War es denn Brandstiftung?«

»Wir warten noch auf den Laborbefund.«

»Nun, vielleicht kann ich Ihnen weiterhelfen. Auf dem Dach unserer Außenstelle war eine Webcam installiert, über die wir hier im Institut mitverfolgen konnten, wie sich die jeweiligen Sorten entwickeln. Die Mitschnitte der Einspielungen zeigen hoffentlich, wer sich verbotenerweise auf dem Feld herumgetrieben hat. Die Nachtaufnahmen werden zwar stark unterbelichtet sein, aber vielleicht lässt sich da nachträglich was machen.«

»Woher stammte eigentlich der Strom für diese Webcam?«

»Fotovoltaik. Wir hatten Solarzellen auf dem Dach, die ausreichend Energie lieferten. Die Kamera ist wahrscheinlich verbrannt, aber die Aufzeichnungen sind gespeichert. Ich wollte sie mir gerade ansehen, als Sie gekommen sind.«

»Dass die Arbeit von drei Jahren für die Katz ist, tut mir leid, Monsieur.«

»Tja, gehen wir nach drüben ins Labor. Da steht der Computer.«

»Eine Frage noch«, sagte Bruno. »Sind Ihre Züchtungen genverändert, also das, wogegen viele protestieren?«

»Natürlich. Deshalb legen wir so großen Wert auf Vertraulichkeit. Mit manchen Sojasorten, die wir oben auf dem Plateau angebaut haben, waren wir schon sehr erfolgreich.«

»Wie viele hier in Ihrem Institut wissen von diesem Projekt?«, fragte Jean-Jacques.

»Wohl jeder, der bei uns beschäftigt ist. Die Wissenschaftler, Laboranten und alle, die auf dem Feld arbeiten. Sie wissen auch, dass sie Stillschweigen bewahren müssen. Wir haben ihnen eingeschärft, nicht einmal mit ihren Ehefrauen darüber zu reden.«

»Also insgesamt zehn bis fünfzehn Personen«, meinte Jean-Jacques.

»Vierzehn, um genau zu sein. Und ich habe keinen Grund, an ihrer Loyalität zu zweifeln.«

»Ich brauche ihre Personalakten und möchte Sie bitten, mir und meinem Team einen Raum zur Verfügung zu stellen. In Ihrem Institut ließe sich diskreter arbeiten als in der Stadt.«

»Selbstverständlich«, sagte Petitbon. »Sie könnten mein Büro haben. Ich gehe dann nach nebenan. Jetzt sollten wir uns ansehen, was die Webcam eingefangen hat.«

Es gab nicht viel zu sehen. Die Kamera hatte unter der Dachrinne des Schuppens gehangen. Auf dem Video lief die Zeit mit. Zwei Minuten nach drei schien sich am Westrand des Feldes irgendetwas zu bewegen. Vier Minuten später war eine Bewegung auf der Nordseite auszumachen. Dann verwackelte das Bild.

»Vielleicht wurde in diesem Augenblick die Tür aufgebrochen«, sagte Petitbon. »Das würde die Erschütterung erklären, die sich auf die Kamera übertragen hat.«

Um neun nach drei zeigte sich ein erster schwacher Lichtschein ganz in der Nähe. Plötzlich schossen Flammen auf. Das letzte Bild der Webcam war um 3:18 Uhr übertragen worden.

»Immerhin kennen wir jetzt die Tatzeit«, sagte Jean-Jacques. »Wenn Sie bitte eine Kopie der Aufzeichnungen anlegen könnten - vielleicht sehen unsere Kriminaltechniker mehr. Mir scheint allerdings, der oder die Täter wussten von der Webcam. Das heißt, ich werde mich in meinen Ermittlungen zunächst einmal auf Ihre Mitarbeiter konzentrieren.«

»Noch eins«, fügte Bruno hinzu. »Haben Sie solche Webcams auch an anderer Stelle?«

Petitbon nickte. »Ja, wir überwachen mehrere Versuchsanbauten.«

»Ich schlage vor, Sie installieren auch welche hier, rund um das Institut und in den Gewächshäusern. Es könnte zu weiteren Anschlägen kommen.«

Die Befragung der Angestellten des Forschungslabors dauerte drei Tage und führte zu nichts. Bruno hatte sich schließlich im Sessel des Friseurs zu entspannen versucht und wie immer einmal im Monat die Haare schneiden lassen, als ihn der Anruf von Nathalie, der Kassiererin in der Weinhandlung von Hubert de Montignac, erreichte. Die Kellerei wurde im *Guide Hachette de Vins* als eine der vorzüglichsten in ganz Frankreich beworben und war einer von nur drei Orten landesweit, an denen es sämtliche Jahrgänge des Château Petrus von 1944 bis heute zu kaufen gab. Für Bruno, der sich als Ordnungshüter insbesondere auch der Pflege der großartigen Winzertradition seines Amtsbezirks verpflichtet fühlte, war Huberts Weinkeller so etwas wie ein heiliger Schrein. Obwohl Baptiste noch an seinen Haaren herumschnippte, sprang Bruno aus dem Sessel, warf den Umhang ab und setzte sich seine Schirmmütze auf die noch unfertig geschnittenen Locken. Er rannte nach draußen, setzte den magnetischen Fuß des Blaulichts auf das Dach des Transporters und raste los.

Nathalie hatte sich nicht genauer darüber ausgelassen, worum es ging, und nur gesagt, dass es Probleme gebe und er sofort kommen solle. In weniger als drei Minuten hatte er den kleinen Kreisel an der Brücke, auf dem wie immer um diese Uhrzeit reger Verkehr herrschte, hinter sich gelassen und Huberts Hof vor der großen flachen Scheune erreicht. Zu beiden Seiten des Eingangs standen alte Weinfässer, aus denen Efeu und Blumen rankten - für eine so renommierte Kellerei ein eher schlichtes Entree. Darauf angesprochen, erklärte Hubert immer, dass ihm die Ware wichtiger sei als das Schaufenster. Außerdem investierte er lieber in sein eigenes Äußeres und pflegte den Stil eines englischen Landjunkers mit Tweedjacken, Flanellhemden, Krawatten und Golfschuhen, die er auf Geschäftsreisen in London kaufte.

Im Hof parkten wie üblich teure Karossen aus allen Teilen des Landes, unter anderem auch ein grüner Range Rover mit britischem Kennzeichen. Dies war das einzige Fahrzeug, das bei Bruno, dem passionierten Jäger, der sich mit dem erlegten Wild immer selbst abschleppen musste, einen Anflug von Neid auslöste, obwohl er wusste, dass er mit einem Jeep aus Armeebeständen besser fahren würde, und darauf sparte er.

Dem Eingang am nächsten stand ein weißes Porsche-Cabriolet mit einer außergewöhnlich hübschen jungen Frau auf dem Beifahrersitz. Hubert stand in der geöffneten Fahrertür und hielt das Lenkrad gepackt, um einen sichtlich verärgerten Mann in hellgelber Hose und pinkfarbenem Polohemd daran zu hindern, einzusteigen und wegzufahren. Nathalie hockte auf der Kühlerhaube, neben ihr eine jüngere Frau, die Bruno nicht kannte, vielleicht eine neue Angestellte mit dichten blonden Ringellocken und großen dunklen Augen, so attraktiv, dass Brunos Blick an ihr hängenblieb. Auch sie taxierte ihn und machte kein Hehl daraus, dass ihr gefiel, was sie sah. Mit solchen Blicken begegneten ihm sonst nur ältere, erfahrenere Frauen.

Neben ihr stand Max, ein junger Mann mit blonden Strähnchen im Haar und gesunder Gesichtsfarbe. Er grinste, als er Bruno sah, der früher sein Rugbytrainer gewesen war. Bei Hubert arbeitete er nur den Sommer über, sonst studierte er an der Universität in Bordeaux. Im Eingang der Kellerei drängte sich Kundschaft, die an der Szene rund um den Porsche offenbar Gefallen fand.

Bruno hatte seinen Transporter, auf dem noch immer das Blaulicht kreiste, direkt hinter dem Porsche zum Stehen gebracht und versperrte ihm so die Ausfahrt. Er notierte das Kennzeichen - mit den Endziffern 75, also in Paris zugelassen -, stieg aus und ging auf die Streithähne zu, die

sofort verstummten. Händeschütteln und die üblichen *bisous* waren jetzt nicht angebracht. Der Anlass verlangte vielmehr nach der anonymen Strenge des Gesetzes.

»*Messieurs-dames*«, hob er an und tippte salutierend mit der Hand an den Mützenschirm. »*Chef de police* Courrèges, zu Ihren Diensten.«

Bruno musterte die Fremden in ihrem teuren Auto. Der Mann in Pink und Gelb schien Ende fünfzig zu sein. Er hatte einen stattlichen Kopf, gewelltes langes Silberhaar und einen kleinen Bauch. Am Ringfinger steckte ein goldener Ehering. Seine Begleiterin war an die dreißig Jahre jünger. Sie trug eine große Sonnenbrille und Schuhe, für die Bruno, so seine Schätzung, zwei Wochen hätte arbeiten müssen. Sie hatte, wie ihm auffiel, eine beeindruckende Diamantsammlung an den Fingern, aber keinen Ehering. Zu ihren Füßen lag ein vorzüglich getrimmter kleiner weißer Pudel mit diamantenem Halsband.

»Er hat einen 82er Chateau Petrus fallen lassen und weigert sich, dafür zu zahlen«, erklärte Hubert so betroffen, als hätte er einen Todesfall in der Familie zu beklagen.

»Einen 82er?«, fragte Bruno nach. Ein wahrhaftig vergleichbarer Verlust.

»Wein im Wert von zweitausendzweihundert Euro, am Boden verschüttet«, jammerte Nathalie.

»Pech«, sagte der Mann in Pink. »Die Flasche war voller Schmier. Dafür konnte ich nichts.«

»Und Sie, Monsieur, sind...«

»Ein Tourist auf Kurzurlaub.«

»Ihre Papiere, bitte.«

»Hören Sie, ich bin auf der Durchreise. Sorgen Sie dafür, dass ich weiterfahren kann.«

»Ihre Papiere, Monsieur. Und die von Ihnen, Madame.«

»Mademoiselle«, korrigierte die sehr gepflegte junge Frau und öffnete ihre Handtasche. Bruno bemerkte das Chanel-Logo und nahm ihren Ausweis entgegen.

»Verzeihung, Mademoiselle - ah - d'Alambert. Die Adresse ist noch gültig, Boulevard Maurice Barrés in Paris?«

Sie nickte. Bruno schrieb die Daten in sein Notizbuch. In Lille geboren, vierundzwanzig Jahre alt. Ein großer Sprung von der Industriestadt im Norden Frankreichs zum Boulevard Barrés, einer der vornehmsten Pariser Straßen am Bois de Boulogne. Als ihren Beruf hatte sie Model angegeben.

»Monsieur«, wiederholte Bruno. »Ihre Papiere.«

Der Mann schürzte die Lippen, als wollte er Einspruch erheben, zuckte aber dann mit den Achseln und griff nach seiner Brieftasche, einem edlen schlanken Mäppchen aus Krokodilleder. Er reichte Bruno Personalausweis und Führerschein.

»Monsieur Hector d'Aubergny Dupuy, Avenue Foch, Paris, sechzehntes Arrondissement, ist das richtig?« Der Mann nickte. Die Avenue Foch war ebenfalls eine vornehme Adresse und nur ein paar angenehme Flanierschritte vom Bois de Boulogne und vom Boulevard Barrés entfernt.

»Wenn ich bei Ihnen zu Hause anriefe, Monsieur, wäre da jemand, der mir Ihre Identität bestätigen könnte?« Bruno blickte auf das Mädchen im Porsche. »Vielleicht eine Madame Dupuy?«

Dupuys Gesichtshaut nahm die Farbe seines Polohemdes an. »Das bezweifle ich, nicht um diese Zeit.«

»Und Ihre Geschäftsadresse, wenn ich bitten darf.«

Er öffnete wieder seine Brieftasche und zupfte eine Visitenkarte daraus hervor, mit der er sich als *chef d'entreprise*, als Geschäftsführer einer nach ihm benannten Consulting-Firma mit Sitz an der Avenue Monceau ausgab. Bruno holte sein Handy aus der Tasche. »Unter dieser Nummer werde ich hoffentlich jemanden erreichen, der für Sie zeugen und mir bestätigen kann, dass Sie der rechtmäßige Halter dieses Fahrzeugs sind, oder?«

»Ja, meine Sekretärin. Aber ich habe doch hier meine Zulassungspapiere und... «

Bruno hob die Hand, drehte sich um und wählte die Nummer von Philippe Delaron, der Hochzeitsfotos machte und für die *Sud-Ouest* regionale Sportereignisse kommentierte. Er wollte den Gelegenheitsreporter bitten, mit seiner Kamera zu kommen. Nachdem er mit ihm gesprochen hatte, wandte er sich wieder der stummen Gruppe zu.

»Ich bin mir nicht sicher, ob hier ein strafwürdiges Vergehen vorliegt oder nicht. Aber natürlich gibt es ja die Möglichkeit einer Zivilklage, für die ich mich gern als Zeuge zur Verfügung stellen würde. Ich möchte Sie nun nur noch um ein wenig Geduld bitten, derweil ich den Schaden in Augenschein nehme«, sagte Bruno betont gravitatisch. »Ich habe zu diesem Zweck einen Fotografen hierhergebeten, der mir gelegentlich dabei hilft, strittige Sachlagen zu dokumentieren.«

»Meinen Sie etwa Philippe, der Fotos für die Zeitung schießt?«, fragte Nathalie. Mit Genugtuung bemerkte Bruno, dass Dupuys rot angelaufenes Gesicht plötzlich aschfahl wurde.

»Madame«, entgegnete er, »würden Sie jetzt bitte von der Kühlerhaube steigen. Hier ist alles unter Kontrolle, und Sie könnten sich wieder um die Kundschaft im Laden kümmern.« Nathalie trollte sich. Auch die hübsche junge Frau mit den blonden Ringellöckchen rutschte von der Haube, wobei sie sich so ungeschickt anstellte, dass sowohl Hubert als auch Max beflissen herbeisprangen, um ihr zu helfen. Auch Nathalie, seit Jahren mit Hubert verbandelt, hatte bemerkt, wie eifrig ihr Partner um das Mädchen bemüht war, und biss die Zähne aufeinander.

»Hast du unsere neue Praktikantin eigentlich schon kennengelernt?«, fragte Hubert. »Das ist Mademoiselle Jacqueline Duplessis aus Québec. Offenbar sehr schnell im Kopf. Sie war die Erste, die sich auf den Wagen gesetzt hat, als die Flasche am Boden lag und der Kunde abzuhaufen versuchte. Sie studiert Weinbau in Kalifornien und wird dieses Jahr für uns arbeiten, um sich mit unseren Traditionen vertraut zu machen. Ihre Familie in Kanada baut einen sehr interessanten Dessertwein an.«

Die junge Frau hielt an Brunos Hand, die er ihr gereicht hatte, ungewöhnlich lange fest und streichelte sie geradezu, als sie schließlich von ihr abließ. Sie grüßte in dem eigentümlichen Tonfall ihres Quebecer Idioms, worauf Bruno seine Arme hinterm Rücken verschränkte und irgendeine höfliche Bemerkung vor sich hin murmelte. Dann steuerte er auf die Kellerei zu, überlegte, wie er am besten vorgehen sollte, und nahm sich vor, die ganze Angelegenheit möglichst diskret zu behandeln.

»Es gibt nichts mehr zu sehen, *Messieurs-dames*«, rief er den Schaulustigen im Eingang zu. »Sie können wieder in den Laden zurückkehren und Ihre Einkäufe fortsetzen.« Lächelnd und mit zur Seite hin ausgestreckten Armen trieb er die Gruppe vor sich her. Dann setzte er wieder seine Amtsmiene auf, wandte sich dem silberhaarigen Galan aus Paris zu und sagte: »Monsieur Dupuy, geben Sie zu, dass Sie eine Flasche Château Petrus zur Hand genommen und fallen gelassen haben?«

»Sie war schmierig und ist mir entglitten.«

»Dann werfen wir jetzt mal einen Blick auf die Scherben. Erlauben Sie, Monsieur de Montignac?«

Die *cave* war einer von Brunos Lieblingsorten. Direkt vor ihm lagerten die eigenen Weine von Hubert de Montignac, denen er seinen großen Erfolg verdankte. Angefangen hatte er damit, Weine verschiedener Erzeuger aus der hiesigen Region zu mischen und als Bergerac-Weine unter seinem Namen zu vertreiben. Dann hatte er einen kleinen Weinberg nahe dem Schloss von Monbazillac erworben, wo er eine Rebsorte anbaute, aus der er seinen süßen, goldenen Dessertwein herstellte. Später ging er eine Partnerschaft mit einem englischen Geschäftsmann ein, der ein heruntergekommenes Château samt Weingut unweit von Bergerac gekauft hatte und einen Wein produzierte, der auf den großen Messen in Dijon und Paris Jahr für Jahr mit Preisen ausgezeichnet wurde. Auf der rechten Seite der Kellerei türmten sich Reihe um Reihe die eigentlichen Schätze der *cave*: edelste Bordeaux-Weine - Latours und Lafites, Cheval Blanc, Angélus und eben auch sämtliche Jahrgänge des Château Petrus. Gegenüber zur Linken befand sich das, was allenthalben als die beste Auswahl an Malt-Whisky-Sorten außerhalb Schottlands gerühmt wurde. Aber auch Liebhaber französischer Armagnacs kamen hier auf ihre Kosten.

In der Mitte des Raums erhoben sich sechs riesige Kunststoffzylinder, aus denen mittels einer Motorpumpe offener Wein gezapft wurde, weiß, rot oder rosé, *vin de table* oder süße weiße Dessertweine für einen Euro pro Liter oder noch günstiger, vorausgesetzt, man brachte seine eigenen Behälter mit und füllte sie selbst, was auch Bruno tat, um seinen täglichen Bedarf zu decken. In der Luft hing ein schwerer, leicht säuerlicher Geruch, der einem fast den Atem nahm, wie auch die Auskunft über die Preise mancher Weine, die hier geöffnet beziehungsweise verschüttet wurden. Bruno wusste, wo der Petrus lagerte, ging geradewegs auf das Allerheiligste in diesem Weintempel zu und blieb stehen, als er die zerbrochene Flasche auf dem Steinboden liegen sah. Château Petrus, Jahrgang 1982. Wie von tiefem Leid ergriffen, nahm er die Mütze vom Kopf, kniete nieder und besah sich die Scherben von nahem. Der Preis war mit einem feinen weißen Pinselstrich aufgemalt: 2200 Euro.

Er musterte die größte Scherbe, auf der in der Tat Reste von Schmier zu erkennen waren, wie von einem Daumenabdruck in die Länge gezogen. Er drehte sich um und schaute auf in Dupuys glänzendes Gesicht.

»Monsieur, mir ist aufgefallen, dass auf der Konsole neben dem Fahrersitz Ihres Wagens eine Tube Sonnencreme liegt. Sehr vernünftig, sich damit einzureiben, wenn man ein Cabriolet fährt, auch wenn man dann für eine Weile fettige Finger hat. Wie lange ist es her, dass Sie sich eingecremt haben?«

Dupuy zuckte mit den Achseln. In diesem Augenblick fiel draußen eine Autotür ins Schloss, kurz darauf kam Delaron mit seiner Kamera um den Hals zur Tür herein.

»Monsieur Delaron, dürfte ich Sie bitten, zuerst einmal eine Aufnahme von dem Porsche im Hof zu machen, und achten Sie darauf, dass das Nummernschild und natürlich auch die Beifahrerin mit ins Bild kommen«, sagte Bruno. »Wir hätten dann möglicherweise eine interessante Story für Ihr Blatt; es geht um den tragischen Verlust einer Flasche Petrus von 1982 -«

»Okay, ich bezahle. Vielleicht war's ja wirklich meine Schuld«, unterbrach Dupuy und reichte Nathalie eine schwarze Kreditkarte. »Vergessen wir das Ganze.«

»Sie können noch von Glück reden, dass es keine 61 er war«, stichelte Nathalie. »Die kostet

nämlich viertausendeinhundert. Übrigens, Bruno, was haben Sie mit Ihren Haaren angestellt?»

»Eine faire Geste, Monsieur, wie es von einem Gentleman auch nicht anders zu erwarten ist«, bemerkte Bruno und beeilte sich, seine Mütze wieder aufzusetzen. »Bedauerlich, dass es nicht mehr von Ihrer Sorte gibt. Ich bin mir sicher, Monsieur de Montignac wird Ihnen nun zum Zeichen seiner Dankbarkeit ein Gläschen kredenzen.«

Hubert war bereits hinter der Theke und holte eine Flasche aus dem Kühlschrank. »Ich wollte gerade eine neue Lieferung verkosten, einen 95er Krug. Es würde mich freuen, wenn Sie mit mir anstoßen, Monsieur Dupuy, Sie und natürlich auch Mademoiselle.« Er tippte mit dem Finger unter den gewölbten Flaschenboden, um einem Übersäumen vorzubeugen, hielt den Korken mit der Linken gepackt und drehte die Flasche so geschickt davon ab, dass es am Ende festlich plopp machte, ohne dass ein Tropfen verloren ging. Jacqueline eilte mit Gläsern herbei, während Nathalie mit mürrischer Miene darauf wartete, dass Dupuy die Kartenquittung unterschrieb. Max kam mit Besen und Kehrschaufel, räumte die Scherben weg und wischte den Boden. Bruno ging nach draußen, um Mademoiselle d'Alambert, die einen ziemlich gelangweilten Eindruck machte, auf ein Glas Champagner einzuladen. Überraschend schnell sprang sie aus dem Wagen; etwas mehr Zeit ließ sie sich damit, den in die Höhe gerutschten Rock nach unten zu ziehen. Sie folgte Bruno ins Haus. Der Pudel blieb zurück.

Nachdem er die unterbrochene Sitzung beim Friseur wiederaufgenommen und seine Haare in Fassung hatte bringen lassen, stieg Bruno durch das Treppenhaus der *mairie* hinauf in sein Büro und fragte sich wie so oft, wie viele Schritte nötig gewesen waren, um die steinernen Stufen in den Jahrhunderten ihres Bestehens dermaßen tief abzuwetzen. Auf seinem Schreibtisch erwartete ihn ein Stapel Post, der übliche Schreibkram und eine Agenda, die während der Tage, in denen er mit Jean-Jacques im Forschungsinstitut zugebracht hatte, um etliche Punkte angewachsen war. Er musste Leuten, die sich um einen neuen Arbeitsplatz bewerben oder an der Universität studieren wollten, Führungszeugnisse ausstellen und Verträge mit Musikern ausarbeiten, die für den Bürgerball anlässlich des großen Jahrmarktes von Saint-Louis engagiert werden sollten. Als Schriftführer des Sportausschusses im Stadtrat musste er einen Scheck über die erste Rate unterzeichnen, die für den Neuanstrich des Rugbystadions in Rechnung gestellt worden war. Und aus der Pariser Polizeipräfektur war ein Fax mit der Nachricht vom Tod einer in Saint-Denis gemeldeten Frau eingegangen, deren Angehörige nun verständigt werden mussten. Den Namen der Verstorbenen hatte Bruno nie gehört, der Adresse nach zu urteilen, schien sie aber jener Hippiekommune angehört zu haben, die seit den Sechzigern in den Hügeln ansässig war und sich wahrscheinlich nur deshalb so lange schon hatte behaupten können, weil sie den besten Ziegenkäse produzierte, den es auf dem Markt gab. Er nahm sich vor, irgendwann im Laufe des Nachmittags dort anzurufen und die Gelegenheit zu nutzen, ein paar Fragen zu Gentechnik und militanten *écologes* zu stellen.

Seine Schirmmütze landete auf dem Bücherbord neben der Baseballkappe mit fbi-Emblem, die ihm ein Freund aus New York mitgebracht hatte. Er quetschte sich an den Aktenschränken vorbei und nahm hinter dem verbeulten Metallschreibtisch auf seinem Drehsessel Platz, der ihn mit vertrautem Quietschen willkommen hieß. Sein Blick durchs Fenster fiel auf den verkehrsreichen Kreisel und die geschäftige Einkaufsstraße dahinter.

Die Passanten, die er sehen konnte, waren größtenteils Touristen, die die Aushänge in den Fenstern der Immobilienmakler studierten. Das neue Saint-Denis bestand aus vier Bäckereien, vier Friseursalons, vier Maklerbüros, drei Banken, drei Delikatessenzläden, in denen es *foie gras* und andere Spezialitäten der Region zu kaufen gab, aber nur ein Lebensmittelgeschäft und eine Metzgerei. Der Fischhändler hatte schon vor langem einer Versicherungsagentur Platz gemacht, und da, wo früher ein zweiter Lebensmittelladen gewesen war, hatte im vergangenen Winter ein Servicebetrieb für Computer und dsl-Anschlüsse aufgemacht, der außerdem Handy-Verträge und -Zubehör verkaufte. In den zehn Jahren, die Bruno nunmehr Polizeichef von Saint-Denis war, hatte sich das Gesicht der Stadt sehr verändert. Damals hatte sie noch dem typischen, von alters her bekannten Bild einer Kleinstadt im ländlichen Frankreich entsprochen. Jetzt kaufte man in den Supermärkten am Stadtrand; viele fuhren sogar über fünfzig Kilometer weit bis nach Périgueux, um in den modernen Geschäftskomplexen zu shoppen. Seufzend wandte sich Bruno seiner Arbeit zu.

Er stellte Führungszeugnisse aus, unterschrieb sie und drückte jedem den erforderlichen Amtsstempel auf, nahm ein paar kleine Korrekturen an den Musikerverträgen vor und meldete der Präfektur zwei Todesfälle. Dann rief er Pater Sentout an, um sich bestätigen zu lassen, dass für eine kirchliche Beisetzung gesorgt war, und als er den Hörer aufgelegt hatte, fiel ihm plötzlich ein, vor Monaten ein Führungszeugnis für Dominique, die Tochter von Stéphane Suchet,

ausgestellt zu haben. Die Kopie war schnell gefunden, und tatsächlich: Sie hatte sich beim Institut für landwirtschaftliche Forschung für einen Sommerjob als Laborassistentin beworben, und wahrscheinlich nicht nur sie, sondern viele andere. Er und Jean-Jacques hatten nur die Festangestellten und Hilfskräfte befragt, ehemalige Praktikanten aber außer Acht gelassen. Verflixt, da wartete also noch mehr Arbeit auf ihn.

Bruno überlegte. Dominique war mit ihrem Vater am Brandort gewesen, verständlich, denn ihr Hof lag am Fuß des Hügels. Trotzdem ein bemerkenswerter Zufall. Bruno schaute wieder auf Dominiques Führungszeugnis, dem eine Empfehlung ihres ehemaligen Lehrers am *collège* beigelegt war, der Mittelschule, die die Kinder von Saint-Denis besuchten, bevor sie aufs Gymnasium wechselten. Wieder griff er nach dem Hörer und rief Rollo an, den Lehrer und Rektor der Schule, der an der Arbeit saß, obwohl Ferien waren.

Rollo schilderte sie als eine vielversprechende Schülerin mit guten Leistungen vor allem in Mathematik und Naturwissenschaften. Sie sei auch auf dem *lycée* erfolgreich gewesen und studiere jetzt Informatik an der Universität von Grenoble. Bruno fing an, sich Notizen zu machen, denn Rollo erzählte von einem zum Schein geführten Wahlkampf, bei dem sich Dominique als engagierte Vertreterin der Grünen hervorgetan hatte, die zusammen mit ihrem Partner die Schule mit Plakaten vollgeklebt, auf Podiumsdiskussionen vor globaler Erwärmung und dem Schmelzen der Polkappen gewarnt und am Ende den Vertretern der Sozialisten das Nachsehen gegeben hatte. Auf Brunos Nachfrage erklärte Rollo, Dominiques Partner sei Max gewesen, der Junge aus Alphonse' Hippiekommune, der nun in Huberts Kellerei arbeitete.

Bruno legte den Hörer auf. Er hatte nun eine ernstzunehmende Spur: eine junge umweltbewusste Praktikantin am Forschungsinstitut, die mit Sicherheit wusste, dass dort gentechnisch manipuliertes Saatgut hergestellt und auf einem Versuchsfeld nahe den Äckern ihres Vaters kultiviert wurde. Aber Stéphane, ihr Vater, war ein Freund. Bruno würde zuerst einmal eigene Nachforschungen anstellen und Jean-Jacques außen vorlassen, zumindest so lange, bis geklärt war, ob das Mädchen ein Alibi für die Tatzeit hatte. Er stand auf und griff nach seiner Schirmmütze, als Claire den Kopf zur Tür hereinstreckte und sagte, dass der Bürgermeister ihn zu sprechen wünsche.

»Mir gefällt Ihr neuer Haarschnitt«, fügte sie hinzu.

»So habe ich sie doch immer, wenn ich beim Friseur war«, sagte er und steckte sein Notizbuch ein.

»Diesmal sind sie kürzer«, bemerkte sie und wich keinen Millimeter zur Seite, als er sich an ihr vorbei durch die Tür zu quetschen versuchte. »Macht Sie um Jahre jünger.«

»Dabei bin ich seit dem Friseurbesuch schon wieder älter geworden«, entgegnete er und ließ sie über seine Worte rätseln.

Seine Laune verbesserte sich wie immer, wenn er das Büro des Bürgermeisters betrat, das sich mit seiner dunklen Holzvertäfelung und den ausgebleichten Teppichen so wohltuend von dem eigenen zugestellten Büro unterschied oder der modernisierten Empfangshalle im Parterre. Der Bürgermeister war ein altmodischer Mann, der noch mit der Hand schrieb und seine Akten in farbig markierten Pappmappen abheftete, statt sie elektronisch weiterzuverarbeiten.

»*Bonjour*, Bruno. Die Handelsvertretung der amerikanischen Botschaft in Paris hat schon vor Tagen einen Brief geschrieben, den aber unsere gute Claire offenbar falsch abgelegt hat. Soeben hat sie sich nun telefonisch gemeldet und den Besuch eines angesehenen Geschäftsmannes

angekündigt, der in unsere Region investieren und sich mit uns über Rahmenbedingungen unterhalten möchte.«

»Was will er denn hier machen?«

»Das hat man mir nicht mitgeteilt. Ehrlich gesagt, wäre mir fast alles recht. Wir brauchen neue Arbeitsplätze. Das Treffen soll morgen Vormittag um neun hier in meinem Büro stattfinden, und ich hätte gern, dass Sie dabei sind, zusammen mit Xavier. « Xavier war der Stellvertreter des Bürgermeisters und würde wohl auch sein Amtsnachfolger werden. Bruno spielte manchmal Tennis mit ihm.

»Wie heißt der Herr?«, fragte Bruno.

»Weiß ich nicht. Steht aber in dem Brief, und ich kann nur hoffen, dass Claire ihn wiederfindet.«

»Wenn das Treffen schon um neun ist, wird er wahrscheinlich in einem Hotel in der Nähe übernachten. Ich werde mal ein bisschen rumtelefonieren. Vielleicht erfahre ich, wie er heißt. Dann ließen sich vorweg ein paar Informationen über ihn einholen.«

»Kann sein, dass er sich bloß ein Château zulegen will, um Wahlkampfspenden zu verschleiern. Sie kennen ja diese Amerikaner«, meinte der Bürgermeister. Er war ein alter Fuchs, der als Assistent von Jacques Chirac politisch zu taktieren gelernt hatte, als Bruno noch nicht auf der Welt gewesen war. »Gibt's was Neues über den Brand?«

»Der Laborbericht liegt vor und bestätigt, dass ein Brandbeschleuniger im Spiel war. Wir haben es also in der Tat mit Brandstiftung zu tun. Aber wer dahintersteckt und wieso das Feuer gelegt wurde, ist nach wie vor unklar. Die Belegschaft scheint außer Verdacht zu stehen. Jean-Jacques recherchiert jetzt im Umfeld der Konkurrenz, und ich werde mich ein bisschen vor Ort umhören, zuerst bei den *écolos* und dann bei den benachbarten Landwirten, die womöglich besorgt sind, dass ihre Felder kontaminiert werden könnten. Als Erstes will ich herausfinden, wer der anonyme Anrufer war, der den Brand gemeldet hat. Der Anruf kam aus einer Telefonzelle in Coux. Viel verspreche ich mir nicht davon, aber es könnte ja sein, dass jemand was gesehen oder gehört hat.«

Anschließend im Büro hatte Bruno schon nach wenigen Anrufen in Erfahrung gebracht, dass der amerikanische Geschäftsmann im Centenaire bei Les Eyzies abgestiegen war, dem größten Hotel weit und breit mit einem Restaurant, über dem ein Michelin-Stern prangte. Thérèse, die Empfangsdame, hatte eine Tochter in Brunos Tennisklasse und berichtete ihm freimütig alles, was sie wusste. Der junge Gast mit dem Namen Fernando Bondino war mit einem großen Mercedes gekommen und hatte die Präsidentensuite bezogen, für die pro Nacht rund tausend Euro hinzublättern waren. Schon beim Check-in hatte er nach einem Internetanschluss verlangt und sich dann das *menu dégustation* mit einer Flasche Château Petrus und dem besten Armagnac des Hauses aufs Zimmer bringen lassen. Für ihn gebucht hatte die Consulting-Firma Dupuy mit Sitz an der Pariser Avenue Monceau. Bruno suchte nach seinen Notizen, die er in der Kellerei gemacht hatte. Adresse und Telefonnummer stimmten mit Thérèse' Angaben überein. Monsieur Dupuy hatte ebenfalls ein Zimmer im Hotel gebucht und wollte am heutigen Abend dort eintreffen.

Bruno schaltete seinen Computer an, rief die Suchmaschine auf und tippte den Namen Bondino ein. An der ersten Stelle der langen Trefferliste stand ein Link auf die Website von Bondino Wines Inc., die es in Englisch und Spanisch gab. Bruno verstand genug Englisch, um dem Text entnehmen zu können, dass das Unternehmen offenbar sehr erfolgreich war und große Anbaugelände in Kalifornien, Chile, Australien und Südafrika unterhielt. Er kehrte zur Trefferliste zurück und fand dort Hinweise auf französischsprachige Artikel aus *Le Figaro*, *Marianne* und dem Handelsblatt *Les Echos*. Der *Figaro* brachte ein Interview. Bruno druckte es aus und markierte alle Stellen, in denen der Geschäftsführer des Unternehmens Francis X. Bondino danach gefragt wurde, ob er vorhabe, sein Weinimperium auch auf Frankreich auszudehnen.

»Frankreich und Italien sind die Heimat großer Weine, und unser Ehrgeiz muss sein, auch in diesen Ländern Fuß zu fassen, wo der Ursprung unserer Zunft liegt«, so Bondino. Sein Sohn Fernando hatte hinzugefügt: »Und seien wir doch ehrlich, die dortige Weinindustrie leidet unter zu vielen kleinen Winzern und einer Überproduktion an zu vielen mittelmäßigen Weinen. Man hat einfach versäumt, neue Techniken und ein modernes Marketing einzuführen, wie es in den Vereinigten Staaten und Australien der Fall ist. Das heißt, für uns gibt es dort großes Innovationspotential.«

Aus dem Onlinemagazin von *Marianne* erfuhr Bruno von einem Familienstreit, der das Unternehmen vor gut zwanzig Jahren zweigeteilt und endlose Prozesse nach sich gezogen hatte, in deren Verlauf ein Bruder und eine Schwester enterbt worden waren. Das Handelsblatt *Les Echos* brachte eine Story über den Kauf großer Weingüter in Südafrika, den das Unternehmen im Vorjahr abgewickelt hatte. Denselben Artikel entnahm Bruno, dass Bondino Wines ein Übernahmeangebot im Wert von sechshundert Millionen Euro ausgeschlagen hatte, weltweit fast dreitausend Arbeitskräfte beschäftigte - also ungefähr so viele, wie Saint-Denis Einwohner hatte - und im letzten Jahr einen Reingewinn von achtunddreißig Millionen Euro ausweisen konnte. Bruno staunte wieder einmal darüber, wie schnell ihm sein Computer all diese Informationen an die Hand gab. Er druckte auch den Artikel von *Les Echos* aus, legte ein kleines Dossier mit den Ergebnissen seiner Recherche für den Bürgermeister an und fragte sich die ganze Zeit über, was genau ein so großes Unternehmen in seiner kleinen Stadt eigentlich wollte. Vielleicht wusste Hubert de Montignac Rat; er kannte sich wie kaum ein anderer im Weinhandel aus. Bruno griff zum Hörer und wählte dessen Nummer.

»Bruno, mein Lieber, ich habe hier ein feines Fläschchen für dich als Dankeschön für deine umsichtige und taktvolle Hilfe«, sagte Hubert, kaum dass er Brunos Stimme gehört hatte. »Ich schulde dir einen großen Gefallen.«

»Ich hab doch nur meine Pflicht getan. Hör mal, sagt dir der Name Bondino was?«

»Bondino Wines? Allerdings. Ein amerikanischer Weinmulti, fast so groß wie Gallo oder Mondavi. Weltweit unterwegs, Australien und Südafrika, und man munkelt, dass sie sich auch an eines der großen Chateaux von Bordeaux ranzumachen versuchen. Sie produzieren Massenweine, die sich *variétals* nennen.«

»Was soll das denn heißen?«

»Ein *varietal* ist so was wie bei uns Chardonnay oder Cabernet Sauvignon, also eine bestimmte Rebsorte. Die wird bei denen in Massen angebaut, immer mit dem gleichen Ergebnis, Jahr für Jahr, unabhängig von Wetter und Lage. Aber warum fragst du eigentlich?«

»Dieser Bondino trifft sich morgen mit dem Bürgermeister. Mehr weiß ich auch nicht. Deshalb rufe ich an. Hast du eine Ahnung, was er von uns will?«

»Das liegt doch auf der Hand. Wahrscheinlich wollen sie expandieren und auch in Europa Fuß fassen, wo sie bislang nicht vertreten sind. Unsere Region könnte für sie besonders interessant sein, weil sie, wie du weißt, früher ein großes Anbaugebiet war, bis dann die Reblaus kam und die Winzer zwang, anstelle der Weinstöcke Tabak zu pflanzen. Aber das Tabakgeschäft ist im Niedergang, und die Bodenpreise sind im Keller, nicht zuletzt auch deshalb, weil unser Tal nicht aoc-zertifiziert ist. Übrigens, da fällt mir gerade ein: Dieser Kerl, der die Flasche fallen ließ - Dupuy oder so ähnlich -, er hat sich bei mir, kurz nachdem du fort warst, nach Preisen für Wein und Land erkundigt. Ich habe ihn ein Glas von dieser Domaine probieren lassen, nicht schlecht, wenn auch ein bisschen zu teuer.«

»Domaine de la Vézère? Das ist doch der Hauswein, den Julien für sein Hotelrestaurant herstellt. Zugegeben, nicht schlecht, aber bei der geringen Menge wohl kaum tauglich für ein größeres Geschäft.«

»Du wirst dich wundern, Bruno. Vielleicht weißt du noch nicht, dass Julien in der Nachbargemeinde acht oder neun Hektar Land dazugekauft hat, und was er da anbaut, würde für 40000 Flaschen im Jahr reichen. Das Land hat Südlage und einen durchlässigen Kalkboden. Warum sollte da kein guter Wein reifen können? Und glaub mir, ein Hotel mit angeschlossenem Restaurant ist eine Goldgrube.«

Bruno hatte von geschäftlichen Dingen nur wenig Ahnung, verstand aber, was Hubert meinte. Selbst Winzer aus der Gegend um Bordeaux konnten von einem Händler kaum mehr als einen Euro pro Flasche verlangen, Juliens Restaurantgäste aber zahlten locker das Acht- oder Neunfache.

»Ich habe mir übrigens an Julien ein Beispiel genommen und selbst ein paar Hektar dazugekauft, gleich neben seiner Domaine. Ich gehe davon aus, dass er irgendwann expandiert, und dann kann ich ein gutes Geschäft machen«, fuhr Hubert fort.

»Meinst du etwa das Land von Philibert an der Straße nach Limeuil? Ich dachte, das hättest du gekauft, um darauf ein Haus für deine Mitarbeiter zu bauen.«

»Natürlich, aber eben auch als Investition. Und außerdem werde ich dort im November meine eigenen Sorten anbauen. Vergiss nicht, mit meiner Kellerei bin ich in einer ähnlich guten Position wie Julien mit seinem Hotel. Ich kann meinen Wein als *vin du pays* auf Flaschen ziehen und für

mindestens drei Euro verkaufen.«

»Kommen wir noch mal auf Dupuy zurück. Was wollte er sonst noch von dir wissen?«

»Der Champagner hat ihn schließlich beruhigt, und dann habe ich seiner Freundin noch eine Flasche geschenkt. Auf dem Etikett stand zwar nicht Krug, aber immerhin, schließlich hat er viel Geld zahlen müssen. Er scheint viel von Weinen zu verstehen, und vielleicht, dachte ich mir, wäre es gescheiter, ihn als Stammkunden zu gewinnen. Warum fragst du?«

»Dupuys Pariser Büro hat für Bondino eine Suite im Centenaire gebucht, und genau da steigt Dupuy heute Abend selbst ab.«

»Für Bondino ist offenbar nur das Beste gut genug.«

»Ja. Dupuy bezieht allerdings nur ein Einbettzimmer. Deshalb frage ich mich, wo seine Freundin bleibt.«

»Das kann ich dir verraten. Er wollte sie nach Périgueux bringen und in den Zug nach Paris setzen. Sie ist zwar sehr dekorativ, kann aber nicht viel zur Konversation beitragen. Ich habe den Eindruck, mit der kleinen Romanze zwischen den beiden ist es vorbei.«

»Zurück zum Thema«, sagte Bruno. »Du kennst dich im Weinhandel aus, und es könnte sein, dass der Bürgermeister deinen Rat braucht. Bondino wird uns wahrscheinlich für Dorfdeppen halten, womit er gar nicht so falsch liegt, was mich betrifft.«

»Natürlich helfe ich, wo ich kann. Allerdings war es mir lieber, wenn mein Name aus dem Spiel bliebe. Warten wir ab, was Bondino tatsächlich vorhat.«

»Eine Frage noch. Wie viel ist das Land rund um die Domaine eigentlich wert? Ich meine die Parzellen, auf denen sich Wein anbauen ließe.«

»Du weißt ja, wie viel ich Philibert bezahlt habe: 120000 Euro für etwas mehr als drei Hektar und ein altes Bauernhaus.«

»Ich weiß, was du offiziell angegeben und dem Finanzamt gemeldet hast«, entgegnete Bruno. »Aber was noch unter der Hand an Geld geflossen ist, als der Notar weg war, weiß ich natürlich nicht.«

Hubert schmunzelte hörbar. »Das Übliche. Nur die Gierigsten würden mehr als ein zusätzliches Drittel vom Listenpreis verlangen.«

»Dann wären es für dich also insgesamt 180 000 gewesen. So viel ist doch allein schon das Haus wert. Wir sprechen also von vier- oder fünftausend pro Hektar, richtig?«

»Ungefähr. Vielleicht fünf- oder sechstausend, je nachdem, wie das Land genutzt wird. Einfaches Ackerland bringt nicht mehr als zwei oder drei, ein bebaubares Grundstück zwanzigmal so viel.«

»Und wie viel würde ein Weinberg mit aoc-Zertifikat kosten?«

»Das hängt ganz von der Lage ab. Wenn wir hier in der Champagne wären, müsstest du mit zwischen sechs- und siebenhunderttausend pro Hektar rechnen, für eine ordentliche Lage in der Region Bordeaux ungefähr mit fünfzigtausend und darüber. In der Region Bergerac vielleicht zehn. Ich glaube, Julien hat für seine Extraparzelle circa dreitausend pro Hektar ausgegeben. Ein Schnäppchen, würde ich sagen.«

»Was ist Juliens Besitz denn insgesamt wert?«

»Alles in allem, Château, Hotel, Weinberg, Restaurant, mindestens drei Millionen Euro, wahrscheinlich sogar mehr.«

»Himmel, da muss ich wohl der ärmste Mann von Saint-Denis sein«, sagte Bruno.

»Immerhin um einen herrlichen 89er Cos d'Estournel aus Saint-Estèphe reicher geworden. Das ist meine Art, mich für deine Unterstützung heute früh erkenntlich zu zeigen.«

»Das wäre aber nicht nötig gewesen. Du hast dich mir schon mit deinen Informationen erkenntlich gezeigt.«

»*Mon cher* Bruno, ich möchte doch selber gerne wissen, was dieser Bondino vorhat. Und was diese Flasche betrifft, sag mir bitte, wann ich sie dir bringen darf. Du könntest ein Trüffelomelett machen, und wir würden beides zusammen genießen.«

Coux war eine verschlafene Ortschaft mit einer Bäckerei, einem *tabac*, einem Café und einem kleinem Hotel, wo sich Bruno gelegentlich sonntags mit Freunden zum Mittagessen traf. Sie lag jenseits der Gemeinde von Saint-Denis, gehörte also nicht zu seinem Amtsbezirk. Darum ließ er seine Schirmmütze im Wagen.

Die Telefonzelle stand vor der winzigen *mairie*. Am Türgriff flatterte ein Stück gelb-schwarz gestreiftes Kunststoffband, mit dem sie versiegelt worden war. Bruno warf einen Blick hinein, notierte sich die Nummer und bemerkte, dass der Telefonapparat jüngeren Datums war und keine Münzen nahm, nur Karten. France Télécom hatte wahrscheinlich alle Karten, die in Gebrauch waren, registriert, aber dieser Spur würde Jean-Jacques bestimmt schon nachgegangen sein. Neben der Zelle befanden sich ein Fahrradständer und ein kleiner Parkplatz für zwei Pkws und ein Motorrad. Bruno suchte den Boden ab und entdeckte einen Ölfleck, der noch relativ frisch zu sein schien. Er holte ein Papiertaschentuch aus dem Wagen und drückte vorsichtig einen Zipfel davon an den Rand des Flecks, worauf das dünne Papier sich vollsaugte. Das Öl war also tatsächlich erst vor kurzem aufs Pflaster getropft und konnte für die Ermittlungen interessant sein. Bruno schlenderte zu dem kleinen Hotel hinüber, um mit Sylvestre, dem Besitzer, Koch und Barkeeper, einen Kaffee zu trinken. Er fragte ihn, ob ihm in der Brandnacht irgendetwas aufgefallen sei.

»Um drei in der Früh? Da habe ich tief und fest geschlafen«, sagte Sylvestre, was seine Frau, die an der Kasse saß und über den Büchern brütete, mit einem Schnauben quittierte. »Geschnarcht hat er wie ein Ochse«, sagte sie. »Aber fragen Sie doch mal den Bäcker. Er ist zu dieser Zeit immer schon im Laden, um den Ofen vorzuheizen.«

Der Bäcker gab an, erst gegen vier von der Alarmsirene geweckt worden zu sein, deutete aber, als Bruno schon gehen wollte, mit dem Daumen auf die andere Straßenseite und schlug vor, er solle seinen Onkel fragen, einen pensionierten Briefträger, der sich immer darüber beklagte, viel zu früh aufzuwachen und nicht mehr einschlafen zu können. »Sie finden ihn wahrscheinlich im Cafe«, fügte der Bäcker hinzu. »Er heißt Félix, Félix Jarreau. Spendieren Sie ihm einen Wein, und er wird Ihnen alles sagen, was Sie hören wollen.«

In allen Cafés Frankreichs scheint sich immer das gleiche Grüppchen alter Männer aufzuhalten, die um einen kleinen Tisch sitzen, Karten spielen und einen *petit blanc* trinken, während über ihren Köpfen ein Fernseher flackert, ohne dass irgendjemand darauf achtete. Bruno hatte Félix Jarreau noch als Briefträger gekannt, und wie fast alle Bewohner des Tales kannte auch Félix den Polizisten vom Sehen. Bruno stellte sich vor, schüttelte allen die Hand und nahm am Tisch Platz, als er dazu aufgefordert wurde. Das Angebot, ein Gläschen mitzutrinken, lehnte er dankend ab. Der Wirt war offenbar neugierig. Er kam mit einer Flasche, schenkte den anderen nach und blieb neben dem Tisch stehen, als Félix auf Brunos Frage hin erklärte, tatsächlich etwas gehört zu haben.

»Kurz nach halb vier. Das weiß ich so genau, weil ich gerade aufgewacht war und auf die Uhr gesehen habe. Da kam ein Motorrad die Straße runter und hielt vor der *mairie* an. Ich hab rausgeguckt, und da stand es auf dem Parkplatz. Jemand ist in die Telefonzelle rein, aber er trug einen Helm, einen dieser großen, die bis übers Kinn gehen. Als er wieder rauskam, ist er gleich weitergefahren, den Berg runter.«

»Würden Sie ihn wiedererkennen?«, fragte Bruno.

Félix schüttelte den Kopf. »Wie gesagt, er hatte diesen Helm auf.«

»Hat er den denn nicht abgenommen, um zu telefonieren?«

Félix zuckte mit den Achseln. »Das kann man von meinem Fenster aus nicht erkennen. Ich hab auch nicht lange hingesehen, sondern bin gleich in die Küche, um Kaffee zu machen.«

»Können Sie das Motorrad beschreiben?«

»Das war eins dieser neueren Dinger, mit denen man auch Motocross fährt, mit winzigen Schutzblechen und starker Maschine, sehr laut. Meist knattern junge Burschen mit solchen Maschinen herum.«

»Haben Sie ihn wegfahren sehen?«

»Nein, nicht einmal gehört. Vielleicht hat er sich im Leerlauf die Straße runterrollen lassen.«

Die Sonne stand im Westen und brannte nicht mehr ganz so heiß, als Bruno in seinen aufgeheizten Transporter stieg. Er öffnete alle Fenster und dachte darüber nach, was als Nächstes zu tun war. Als Erstes würde er seinen Freund Stéphane befragen müssen, und danach wäre es an der Zeit, zur Landkommune von Alphonse hinauszufahren, um diese Todesnachricht zu überbringen. Seufzend machte er sich auf den Weg auf derselben kurvenreichen Straße, die er schon am frühen Morgen auf den Hügel hinaufgefahren war. An einer Gedenktafel, die an zwei junge Männer der Résistance erinnerte - *Fusillés par les Allemands* -, von denen einer Stéphanes Onkel gewesen war, zweigte er ab, überquerte eine kleine Brücke und folgte einem Schotterweg, der an einer schattigen Senke vorbeiführte, die Stéphane als Trainingsgelände an den Motorradclub vermietete. Entsprechend aufgewühlt und lehmig war der Boden. Hinter der Senke, aus der ständig das Heulen überstrapazierter Motoren tönte, breiteten sich Stéphanes Weiden aus, und bald hatte Bruno den alten Hof erreicht, der um neue Ställe, eine moderne Milchküche und ein Käselager erweitert worden war.

Bruno hatte hier schon viele angenehme Abende verbracht und sonntägliche Tafelfreuden genossen, wenn er und Stéphane mit frischer Beute von der Jagd zurückgekommen waren. Im Februar half er immer der Familie beim Schlachten eines ihrer Schweine. Er hatte Dominique beigebracht, die Därme im klaren Wasser des Baches zu waschen, der an der Gedenktafel vorbeiführte. Die Freundschaft zu Stéphane war ihm heilig. Und darauf würde Bruno Rücksicht nehmen, wenn er ihn jetzt zu befragen hatte.

»*Salut*, Bruno«, grüßte ihn der große, kräftige Milchbauer im Eingang zur Milchküche. Er hielt einen Schrubber in der Hand, während Dominique mit einem Schlauch den Boden abspritzte. Sie drehte das Wasser ab, kam in ihren großen Gummistiefeln herbeigetappt und umarmte Bruno.

»Wir sind gerade fertig geworden«, sagte Stéphane. »Wie wär's mit einem kleinen *apéro*? Ich glaube, ich hab mir einen Ricard verdient.«

»Jetzt lieber nicht. Ich bin dienstlich hier. Es geht um diese Brandgeschichte. Das Feuer ist offenbar vorsätzlich gelegt worden, und deshalb muss ich alle, die in der Nähe wohnen, fragen, ob sie zur Tatzeit um drei Uhr morgens irgendetwas gehört oder gesehen haben.«

»So früh bin nicht einmal ich auf den Beinen«, sagte Stéphane. »Normalerweise stehe ich, wie du weißt, um halb fünf auf. Um diese Zeit kam dann auch der Anruf von der *mairie*. Ich bin ans Fenster und habe den Feuerschein gesehen. Wir, Dominique und ich, sind gleich darauf in den Laster gesprungen und hochgefahren. Da haben wir dich dann getroffen. Nein, gehört habe ich nichts. Was ist mit dir, Dominique? Du hast tief geschlafen, als ich dich geweckt habe.«

Sie schüttelte den hübschen Kopf. Mit ihren klaren grauen Augen und der zarten Haut war sie

der Inbegriff jugendlicher Unschuld. »Ich habe auch nichts gehört, nicht einmal das Telefon.«

»Du warst doch Praktikantin am Forschungsinstitut und hast von dem Versuchsfeld bestimmt gewusst, nicht wahr?«

»Klar, ich war ein- oder zweimal in der Woche oben, um Proben abzuholen und Prüfgeräte mitzunehmen. Die teuren Apparate durften nämlich nie über Nacht in der Baracke zurückbleiben. Ich musste auch immer, wenn ich da war, einen Vermerk ins Protokollbuch schreiben, aber das wird wohl mit verbrannt sein.«

»Wusstest du auch, was angebaut wurde?«

»Du meinst, ob ich wusste, dass man da genmanipuliertes Saatgut ausgebracht hat, oder? Anfangs hatte ich richtig Schiss davor, aber inzwischen weiß ich mehr darüber und denke anders. Das Einzige, was mir jetzt noch Sorgen macht, ist, dass verändertes Erbgut auf unseren Feldern in die Milch gelangen könnte. Eines der Projekte, an denen ich mitgearbeitet habe, hatte den Zweck, herauszufinden, ob sich GmO-Spuren in Milch nachweisen lassen. Mir war klar, dass es meinen Papa ruinieren würde, wenn seine Kundschaft auf den Gedanken käme, in seiner Milch und seinem Käse könnte dieses Frankenstein-Zeugs sein.«

»Das wäre schon möglich. Habt ihr euch darüber unterhalten?«

»Sehr oft sogar«, antwortete Stéphane. »Zum Glück steht jede Menge Wald zwischen deren Feld und unserem Land. Und von Dominique weiß ich, dass dort auch nur Pflanzen gezüchtet werden, die unsere Kühe nie fressen würden. Sie sagte mir, ich solle mir keine Sorgen machen.«

»Nun ja, ich bin kein Experte, aber Bedenken habe ich trotzdem«, sagte Bruno. »Egal, immerhin scheint man aus dem, was da oben angebaut wurde, kein Geheimnis gemacht zu haben.«

»Wir wussten alle Bescheid«, bestätigte Dominique. »Und über mich war auch Papa informiert, aber wie gesagt, ihm kann nicht daran gelegen sein, dass sich so was herumspricht. Ganz davon abgesehen ist der Boden hier oben so schlecht, dass es weit und breit kein Getreide oder Gemüse gibt, das gefährdet werden könnte.«

»Du machst dir also wegen dieses GmO-Zeugs keine Sorgen mehr, ist das so? Ich erinnere mich, in der Schule warst du eine richtige *écolo* und hast mit Max sogar diese Wahlen gewonnen.«

»Ich bin immer noch eine echte *écolo*«, erwiderte sie fast schnippisch. »So wie Max auch. Aber es gibt Sachen, die viel bedrohlicher sind - Klimaerwärmung, schmelzende Polkappen und ansteigende Meeresspiegel, die irgendwann Millionen von Menschen zwingen werden, das Weite zu suchen. Und dann wird Gentechnik gebraucht, damit all diese Flüchtlinge was zu essen haben. Wusstest du, dass PhilRice - das ist ein Reisforschungsinstitut auf den Philippinen - ein Gen entwickelt hat, das eine Reispflanze, die von Salzwasser überflutet wird, bis zu zwölf Tage lang überleben lässt? Damit könnten in Asien Millionen von Menschen gerettet werden.« Sie wandte sich ihrem Vater zu. »Du weißt ja, was ich früher von Atomkraft gehalten habe. Heute bin ich entschieden dafür, weil die Reaktoren viel weniger Treibhausgase produzieren. Die Grünen sind erwachsen geworden, Bruno. Zwangsläufig.«

Bruno lächelte. Sie sah so hübsch aus, so jung und feurig. »Vielleicht solltest du in die Politik gehen, Dominique. Meine Stimme hättest du. Ein bisschen mehr leidenschaftliches Engagement täte uns gut.«

Sie grinste, was sie noch jünger wirken ließ. »Wenn du mich für leidenschaftlich hältst, müsstest du erst einmal Max hören.«

»Ihr seid immer noch Freunde, obwohl du in Grenoble studierst und er in Bordeaux?«

»Wir sind fast täglich in Kontakt, per E-Mail, sms oder VoIP. Ist ja über Internet alles gratis. Wir besuchen auch dieselben Öko-Chat-Foren. Er kennt sich echt gut aus in biologischer Landwirtschaft, eigentlich kein Wunder, er ist ja in der Hippiekommune aufgewachsen. Alphonse, sein Vater, ist der erste richtige Grüne, den ich kennengelernt habe.«

»Hast du Max von den gentechnischen Versuchen erzählt?«, fragte Bruno, um einen lockeren Tonfall bemüht.

»Nicht direkt«, antwortete sie zögernd und wählte ihre Worte genau. »Allenfalls in Andeutungen. Wir hatten eine Auseinandersetzung, in der es um diese GmO-Geschichten im Allgemeinen ging, und ich sagte ihm, dass ich im Laufe meines Praktikums meine Meinung geändert hätte. Er weiß, wo ich im Sommer gearbeitet habe, und wird ja wohl noch eins und eins zusammenzählen können.«

»Wie steht er denn dazu? Was hält Max von gentechnischen Experimenten?« Bruno registrierte, dass Dominique auf seine Fragen zunehmend nervös reagierte, und auch Stéphane wirkte irritiert.

»Das fragst du ihn besser selbst, Bruno«, schnappte sie. »Es scheint fast, du verdächtigst ihn. Willst du hier etwa den *flic* raushängen lassen, oder was?«

»Beruhige dich, Dominique.« Er tat sich selbst schwer damit, Freundschaft und Polizeidienst unter einen Hut zu bringen, zumal er das Mädchen herzlich gern hatte. Er hatte es schon gekannt, bevor es eine Zahnsperre tragen musste. Er schenkte Dominique ein Lächeln, schwieg eine Weile und überlegte, wie er ihr den Ernst der Lage begreiflich machen konnte.

»Ich war schon Polizist, als wir uns kennengelernt haben, also die meiste Zeit deines Lebens«, sagte er. »Aber ich arbeite nicht für eine staatliche Behörde, sondern ausschließlich für Saint-Denis. Straftaten verfolgen andere, und die können ziemlich unangenehm werden, wenn sie unter Druck stehen wie zum Beispiel der Chefinspektor unseres *départements*. Es könnte außerdem sein, dass sich der Sicherheitsdienst einschaltet und seine Spezialisten aus Paris zu uns schickt. Die hätten dich bestimmt im Blick, denn du hast im Institut gearbeitet und weißt von den Freiversuchen, die ein Risiko für die Milchwirtschaft deines Vaters sind. Außerdem bist du eine passionierte *écologiste*. Klar, dass man dich sofort in den Kreis der Verdächtigen mit aufnimmt. Und Brandstiftung ist ein schweres Delikt, auf das Gefängnis steht.«

»Glaubst du, dass wir einen Anwalt brauchen, Bruno?«, fragte Stéphane. *Er* hatte offenbar begriffen.

»Noch nicht, aber ich würde es dich früh genug wissen lassen.« Und an Dominique gewandt: »Mir fällt gerade was ein. Wenn du irgendetwas hast, womit sich belegen lässt, dass du Gentechnik nicht grundsätzlich ablehnst, wär's gut, wenn du es für alle Fälle zur Hand hättest.«

»So was kann ich beschaffen«, sagte sie, wieder gelassener. »Es gab in unserer Chat-Gruppe eine Debatte zu diesem Thema, und darüber habe ich einen Artikel für *Grenoble Vert* verfasst, das ist das Blatt der Grünen an unserer Uni. Aber was ist mit Max? Soll ich ihn warnen?«

»Das liegt bei dir. Ich sehe allerdings keinen Grund, warum er in Verdacht geraten sollte. Schließlich hat er nie in diesem Institut gearbeitet. Übrigens, hat diese Chat-Gruppe einen Namen?«

»*Aquitaine Verte*, so wie die Organisation, die sich über das Forum gebildet hat. Ich bin seit meiner Schulzeit Mitglied. Danke für die Warnung, Bruno. Ich habe mir nichts vorzuwerfen und deshalb auch nichts Schlimmes zu befürchten.«

»Hoffen wir's. Mail mir bitte eine Kopie deines Artikels für diese Zeitung. Das könnte uns

vielleicht noch nützlich sein«, sagte Bruno und klappte sein Notizbuch zu. »Übrigens, dein ehemaliger Chef hält große Stücke auf dich. Petitbon hat mir gesagt, dass er dir gern eine Festanstellung anbieten würde, wenn du mit dem Studium fertig bist.«

»Dann wird auch er überzeugt davon sein, dass ich mit der Sache nichts zu tun habe.«

»Richtig, in ihm hättest du schon einen ersten Zeugen der Verteidigung.« Bruno schmunzelte.

Ihm war wieder etwas wohler zumute, als er seine nächste Amtshandlung antrat und der Frage nachging, wer wohl die tote Frau gewesen sein mochte, die die Kommune als ihre Adresse angegeben hatte. Er fuhr in Richtung Saint-Denis zurück, überquerte die Bahntrasse und bog hinter dem neuen Friedhof in die kleine einspurige Straße ein, die zum Wasserturm hinaufführte. Dahinter erstreckte sich hügeliges Weideland mit einzelnen Büschen und Baumgruppen. Auf den gemähten Wiesen grasten golden schimmernde Limousin-Rinder unter der spätsommerlichen Septembersonne. Steil ging es weiter bergan in Richtung Hochebene. Hier war das Land billig, wenn auch nur schwer zu bestellen. Gerade zu dieser Jahreszeit war es von rauher, erhabener Schönheit, aber auch im Winter, wenn Schneestürme darüber hinwegfegten und sich phantastische Ausblicke auf die Täler zu beiden Seiten boten.

Hoch oben am Felsrand, direkt über dem Zusammenfluss von Vézère und Dordogne, ragten die Ruinen des Château de Brillac auf. Es gehörte zu einer ganzen Reihe von mittelalterlichen Festungen, die die Frontlinie im Krieg zwischen England und Frankreich markierten. Der Krieg hatte über hundert Jahre gedauert, bis Jeanne d'Arc schließlich die Moral ihrer Landsleute wiederaufrichten konnte und Bernard du Guesclin Kanonen bauen ließ, die leicht zu manövrieren waren, aber schwer genug, um die englischen Burgen in Schutt und Asche zu legen. Es war, wie Bruno aus seiner Militärzeit wusste, letztlich doch die Feuerkraft, die über Sieg oder Niederlage entschied, und nicht der Kampfesmut, wie in den vielen Legenden um die Nationalheldin behauptet.

Vor einem verwitterten Wegweiser aus Holz bog Bruno auf einen Feldweg ab. Er hörte die Grashalme, die zwischen den Spurrinnen wuchsen, am Bodenblech entlangwischen, als er an einem Spalier von Bäumen vorbei auf eine wettergeschützte Senke zusteuerte. Vor einem Holztor angelangt, drückte er auf die Hupe, um sich anzumelden. Er stellte den Motor ab und schlenderte an einem Maschendrahtzaun entlang, hinter dem ein großer gepflegter Gemüsegarten lag, der bis zum Nordrand der Senke reichte, wo sich ein bunt zusammengewürfeltes Ensemble aus hübschen kleinen Holz- und Steinhäusern befand. Eine Frau, die er kannte, war mit Unkrautjäten beschäftigt, während zwei Kinder, denen er Tennisunterricht gab, Tomaten pflückten. Er blieb stehen und grüßte, worauf die beiden Kinder herbeigelaufen kamen und ihm zwei pralle reife Tomaten schenkten.

»*Salut*, Bruno. Was führt dich zu uns?«, rief Céline, die in der Kommune lebte, seit es sie gab, und inzwischen in die Jahre gekommen war. »Bist du gekommen, um uns zu helfen?«

»Ich habe schon genug mit meinem eigenen Garten zu tun. Ist Alphonse da?« »Drüben in der Käserei.«

Bruno nickte und richtete den Blick auf das kleine Dörfchen, das die jungen Revolutionäre von 1968, die *soixante-huitards*, während der vergangenen vier Jahrzehnte erbaut hatten. Aus dem Dörfchen waren, wie er wusste, schon viele Kinder hervorgegangen, die die Schule von Saint-Denis besucht und sich auch in Sportclubs hervorgetan hatten, und selbst wenn er das nicht gewusst hätte, wäre er von dem, was er sah, durchaus beeindruckt gewesen. An exponierter Stelle stand ein altes Gehöft mit efeuberanktem Wohnhaus, dessen Dach aus roten Ziegeln die Form eines Hexenhuts hatte, wie es für diesen Teil des Périgords typisch war. Daneben erhob sich eine hohe, grazile Windmühle, die genügend Strom für rund ein Dutzend Kommunenmitglieder lieferte. Unter der überdachten Veranda eines großen, lehmverputzten Fachwerkhauses saß eine Frau mittleren Alters mit langen glatten Haaren im Schneidersitz, mit geschlossenen Augen und geradem Rücken. Die südliche Dachseite des Hauses war voller Sonnenkollektoren zur Warmwasserbereitung.

Ein anderes, täuschend groß und breit wirkendes Gebäude war, wie Bruno von früheren Besuchen wusste, aus Lehmziegeln gemauert und von drei Seiten mit Erde überhäuft, so dass es den Anschein hatte, als sei es aus dem Hang, an den es sich schmiegte, ausgehöhlt worden. Auf dem Dach graste eine Ziege, und auf einer Bank davor saßen zwei Kinder, die offenbar Schach spielten. Rechts daneben stand eine zeltförmige Giebelscheune, aus alten Holzplanken zusammengezimmert, in die zur Stabilisierung Eisenrohre geschlagen waren. Am schönsten fand Bruno die Kuppel; sie war aus lauter kleinen, verschiedenfarbig bemalten Dreiecken aus Holz, Glas oder Kunststoff konstruiert und sah aus wie ein riesiger halber Golfball.

Auf einer Seite dieser Kuppel rankte Wein über eine Lattenkonstruktion, die als schattenspendendes Vordach diente. Auf der mit Steinplatten ausgelegten Terrasse darunter standen ein langer Holztisch und Stühle, von denen keiner dem anderen glich. Zwischen zwei Holzständen hing, mit Schärpen und Bändern befestigt, eine große bunte Hängematte. Mehrere Ziegen lagen davor auf dem Boden, wie Höflinge, die darauf warteten, dass ihr König den leeren Thron bestieg. Im Eingang der Kuppel stand ein nackter kleiner Junge, der einem Zicklein, das so groß war wie er selbst, seine Arme um den Hals geschlungen hatte. Es meckerte wie zum Gruß, und der Junge winkte. Bruno winkte zurück.

Alphonse kam aus der Giebelscheune und wischte sich die Hände an der Schürze ab. Seine Haare waren grau geworden, aber immer noch schulterlang und im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Er trug ein indisches Kittelhemd, Jeans und Flipflops, und um die Stirn hatte er sich ein mit Goldfäden durchwirktes, buntes Seidentuch gewickelt.

»Willkommen, Bruno«, sagte er. »Wie wär's mit einer Tasse Tee? Oder selbstgebrautem Bier? Oder bist du gekommen, um vom neuen Käse zu probieren?«

»Nein danke, Alphonse. Ich bin dienstlich und aus traurigem Anlass hier. Erinnerst du dich an eine Frau namens Mireille Augereau? Sie soll mal hier gewohnt haben.«

»Mireille, ja, vor ungefähr zehn Jahren, den Sommer über und bis in den Herbst hinein. Dann ist sie weitergezogen. Sie war damals noch Studentin und hatte eine Beziehung mit einem Gründungsmitglied der Kommune, der ihr Professor gewesen war. Ich habe schon Jahre nichts mehr von ihr gehört.«

»Und Maximilien Augereau? Ist das der Max, den ich kenne?«

»Ja, ihr Sohn, allerdings nennt er sich Vannes, nach mir, wohl weil er bei mir groß geworden ist und kaum Kontakt zu seiner Mutter hatte, nachdem sie von hier weggezogen war. Was ist passiert?«

»Uns wurde mitgeteilt, dass sie gestern in der Nähe von Paris bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen ist. Sowohl auf ihrem Führerschein als auch auf ihrem Personalausweis ist diese Adresse hier eingetragen. Sie war als Kindergärtnerin angestellt und hatte eine Lebensversicherung zugunsten ihres Sohnes Max abgeschlossen. Es scheint, dass er ein hübsches Sümmchen zu erwarten hat.«

»Oje, ihr Tod wird ein Schlag für ihn sein, obwohl er nicht viel von ihr gehabt hat, eine oder zwei Glückwunschkarten zum Geburtstag, wenn sie mal nüchtern und von den Drogen runter war und sich an ihn erinnert hat.«

»Sie hat ihn einfach hier bei dir zurückgelassen?«

Alphonse nickte. »Sie hatte jemand Neues kennengelernt, auf dem Markt. Wir hatten damals angefangen, unsern Käse zu verkaufen, und sie ging damit auf den Markt. Ein hübsches Gesicht hilft immer, außerdem sprach sie ein bisschen Englisch und konnte sich mit den Touristen unterhalten. Tja, und dann sagte sie eines Tages, sie wolle mit diesem Neuen ans Meer fahren, nur übers Wochenende, aber zurückgekommen ist sie nie mehr. Und Max, nun ja, er war inzwischen Teil der Familie und ist geblieben.«

»Gab's einen Vater? Eine Geburtsurkunde? Was steht auf Maxens Ausweis?«

»Als sein Vormund bin ich eingetragen. Mireille hat nie erwähnt, wer sein Erzeuger ist. Sie war ein wildes Mädchen, Bruno. Wahrscheinlich wusste sie selbst nicht, wem sie ihren Sohn verdankte.«

»Wo ist Max jetzt? Arbeitet er noch in Huberts cave?«

»Zurzeit wird er draußen beim alten Cresseil sein und ihm bei der Arbeit im Weinberg helfen. Das tut er am liebsten, abgesehen von Rugby, Computerspielen und Mädchen-Hinterherlaufen. Er will selbst Winzer werden, darum schaut er Cresseil über die Schulter, bis es an der Uni wieder weitergeht. Er ist ein guter Junge, Bruno.«

Bruno nickte. Er mochte Max und kannte ihn als jemanden, der sich auf dem Rugbyfeld austobte, aber ansonsten friedlich war und keine Feinde hatte. Er spielte in der zweiten

Mannschaft im Mittelfeld, war schnell und wendig und bei Tacklings sehr entschlossen.

»Dann werde ich mal zu ihm gehen und ihm die schlechte Nachricht überbringen«, sagte Bruno. »Oder würdest lieber du das machen? Er hat sie zwar kaum gekannt, aber seine Mutter zu verlieren, ist immer hart.«

»Ich muss sowieso in die Stadt und komme mit dir. Gib mir fünf Minuten Zeit zum Umziehen. Derweil könntest du ein Stück vom neuen Käse probieren. Du weißt ja, wo er liegt. Frisches Brot findest du da auch.«

Alphonse verschwand in der Kuppel, und Bruno betrat die dunkle Scheune, in der es nach Ziegen, Jauche und gärender Milch roch. Die meisten Käselaibe lagerten in der Kühlkammer weiter hinten, doch die jüngsten Erzeugnisse reihten sich noch auf der langen Werkbank, frische *crottins*, jene kleinen runden Scheiben, die in verschiedenen Reifegraden verkauft wurden. Auf einem Holzbrett lag eines der großen braunen Brote, eine Spezialität der Kommune. Bruno nahm sein Laguiole-Messer zur Hand, schnitt eine Scheibe ab und bestrich sie mit einem halben *crottin*. An die Bank gelehnt, ließ er sich den Happen schmecken. Dabei fiel sein Blick auf einen braunen Pappkarton mit kleinem Zapfhahn. Er drehte den Karton zum Fenster, um lesen zu können, was darauf stand. South Africa Pinotage. Gleich daneben stand ein leeres Glas. Bruno schenkte sich ein. Die Blume war nicht der Rede wert, aber der Tropfen schmeckte gut. Er warf einen Blick auf das Preisschild. Vier Euro für fünf Liter. Kein Wunder, dass die Franzosen da nicht mithalten konnten.

»Du hast meinen Wein aus Südafrika gefunden«, sagte Alphonse. »Nicht schlecht, oder? Max hat ihn mitgebracht. Er probiert alles durch, auch das, was aus Australien und Chile kommt. Recherchieren nennt er das. Hier, nimm mal ein Gläschen davon.«

»Der Käse ist spitze.« Bruno hielt ihm das leere Glas hin und ließ es sich mit einem Rotwein aus einer unetikettierten Flasche füllen. Er schnupperte, nippte, schmatzte mit den Lippen und nickte beifällig.

»Das ist unser eigener. Er ist sehr viel besser als das, was wir früher gepanscht haben, oder? Das haben wir Max zu verdanken. Am Verfahren hat sich nicht viel geändert, aber wenn er es macht, wird's einfach besser. Er hat ein Händchen dafür.«

»Viel besser als euer altes Gesöff! Jetzt kann ich's dir ja sagen, ich habe früher nur mit angestoßen, um nicht unhöflich zu sein. Aber dieser Rote lässt sich wirklich gut trinken.«

»Aus biologischem Anbau. Ich hab's ihm beigebracht, und mittlerweile ist er überzeugt davon, dass darin die Zukunft des Weingeschäfts liegt. Er tut fast so, als sei die Idee auf seinem Mist gewachsen«, sagte Alphonse mit Vaterstolz. »Ich bin bereit, lass uns losfahren.«

Bruno nahm den Fuß vom Gaspedal, als sie das kleine Waldstück hinter sich gelassen und den Rand des Höhenrückens erreicht hatten. Er liebe dieses Panorama über alles, erklärte er, als sich ihm Alphonse zuwandte, die Brauen zu einer stummen Frage hochgezogen. Bruno stieg aus. Der vertraute Blick auf das Vézère-Tal und die Dörfer hoch oben auf dem Hügelkamm im Hintergrund war wahrhaftig immer wieder aufs Neue begeisternd. Gleich unterhalb lag das kleine Château, das Herz von Juliens Domaine de la Vézère. Bruno fasste die Reihen der Rebstöcke ins Auge, die Julien neu gepflanzt hatte, und blickte dann hinüber auf Philiberts Parzelle, die nun in Huberts Besitz war. Unmittelbar daran grenzte der Hof von Cresseil mit der baufälligen Hütte, in der der Alte lebte, zwei Scheunen, einem Küchengarten und dem kleinen Wingert. Cresseil war schon seit Jahren so gebrechlich, dass er mit der ganzen Arbeit nicht mehr nachkam und auf dem unteren

Teil seines Landes, das bis zum Fluss reichte, nur noch Gras wachsen ließ. Auf dem gemähten Feld lagen, zusammengepresst und in schwarze Folie gepackt, an die zehn große Heuballen, die er verkaufen würde. Bruno versuchte, die Ausmaße von Cresseils Grundbesitz zu schätzen, eine langgezogene, schmale Parzelle, mindestens halb so groß wie die von Philibert, vielleicht sogar größer. Ein paar Kilometer weiter oberhalb am Fluss lag Saint-Denis. Bruno schaute zurück in die andere Richtung, wo die Vézère nach einer weiten Schleife in die Dordogne mündete, und suchte auf den Südhängen nach den Lagen, wo nach Ansicht von Hubert de Montignac guter Wein angebaut werden könnte. An manchen Stellen ragten schroffe Kalksteinfelsen auf, in deren Klüften und Höhlen wahrscheinlich schon in der Steinzeit Menschen gewohnt und im Mittelalter Verfolgte Zuflucht gesucht hatten. Die Domaine selbst nahm nur einen Bruchteil der sanfter ansteigenden Hänge ein, und wenn sie, wie Hubert meinte, schon drei Millionen Euro wert sei, so hätte die Gesamtfläche einen noch viel größeren Wert.

»Kennst du denn dein eigenes Tal so wenig?«, rief Alphonse durchs Fenster des Wagens. Bruno kehrte zum Auto zurück.

»Wie sind Max und Cresseil miteinander bekannt geworden?«, fragte er und lehnte sich an den Transporter.

Alphonse drehte sich eine Zigarette. »Über das *collège*. Rollo hatte seinen älteren Schülern vorgeschlagen, dass jeder eine ältere Person aus dem Altersheim adoptiert.« Er befeuchtete den Klebestreifen, drehte die Zigarette zu Ende und steckte sie an. »Max besuchte daraufhin die alte Madame Cresseil, die aber kurz darauf starb. Das war vor ungefähr drei Jahren. Ihr Mann hatte Gefallen an dem Jungen gefunden - und einen Zuhörer für seine Kriegsgeschichten, glaube ich. Max half ihm bei der Arbeit im Garten, machte kleinere Reparaturen am Haus und ließ sich von Cresseil beibringen, wie Wein gekeltert und angesetzt wird. Und dann bekam er auch noch das alte Motorrad geschenkt, das jahrelang im Schuppen gestanden hatte. Max hat es tatsächlich wieder in Gang gebracht. Er mag den Alten und sagt, er sei wie ein Großvater für ihn.«

Max hatte also ein Motorrad, dachte Bruno, zwar nicht so eines, wie von dem Postboten aus Coux beschrieben, aber vielleicht kam er ja auch an modernere Maschinen heran. Bruno machte sich in Gedanken eine Notiz.

»Cresseil hat keine eigenen Kinder, oder?«

»Er hatte einen Sohn, der war bei der Luftwaffe und ist bei einem Absturz in Afrika ums Leben gekommen. Das war lange vor deiner Zeit, Bruno.« Alphonse drückte die Glut zwischen den hornigen Kuppen von Daumen und Zeigefinger aus und steckte die zur Hälfte gerauchte Zigarette in seinen Tabaksbeutel. »Komm, fahren wir zu Max.«

»Alphonse, ich muss dich was fragen, dienstlich.« Bruno kam auf den Brandanschlag zu sprechen und fragte ihn als Mitglied der Grünen im Stadtrat, ob er irgendwelche militanten *écologes* kennen würde, die dumm genug wären, Feuer zu legen.

»Das soll jetzt kein Scherz sein, oder?«, entgegnete Alphonse halb resigniert, halb fragend. »Ich habe mir die Sache durch den Kopf gehen lassen und glaube, dass ein engagierter *écologue* durchaus dazu bereit wäre, die Ernte von gentechnisch manipulierten Feldfrüchten zu sabotieren. Aber nicht mit Brandstiftung. Ich kann dir verraten, dass heiße Gerüchte um dieses besagte Versuchsfeld im Umlauf sind. Ich bin von einigen Leuten aus Bordeaux angerufen worden, die mich darum gebeten haben, als Ratsmitglied zu prüfen, ob eine spezielle GmO-Genehmigung erteilt worden ist. Also habe ich mich schlaugemacht und die Gesetzeslage studiert, denn ich will die Sache bei der nächsten Ratssitzung zur Sprache bringen.«

»Es gab keine Genehmigung, Alphonse. Wir, der Bürgermeister und ich, wissen jedenfalls von nichts.«

»Nun ja, eine solche Genehmigung muss ja auch der Rat erteilen. Falls sich herausstellen sollte, dass ohne unsere Erlaubnis genveränderte Saat ausgebracht worden ist, wird es einen Skandal geben. Das verspreche ich dir. Dann schlagen wir Krach, so oder so, und mit >wir< meine ich die Partei der Grünen.«

»Ich bin auch kein Freund von Gentechnik«, sagte Bruno. »Aber Brandstiftung ist eine Straftat, und die werde ich verfolgen, so oder so. Und von dir erwarte ich, dass du mich dabei unterstützt, Alphonse. Wir könnten auf derselben Seite stehen, zusammen mit dem ganzen Rat und dem Bürgermeister, denn denen wird es auch nicht passen, dass hinter ihrem Rücken und ohne Genehmigung GmO-Pflanzen gezüchtet werden.«

Alphonse nickte flüchtig.

»Noch ein kleiner Rat, Alphonse. Es gibt in dieser Sache kaum konkrete Hinweise, weshalb die Ermittler nervös werden. Es könnte darum sein, dass dir Flies auf die Pelle rücken, die gern auch mal an anderen Stellen ihre Brecheisen ansetzen, um dich zur Kooperation zu zwingen. Eine Hippiekommune lädt solche Typen geradezu ein, Drogenrazzien vorzunehmen. Wenn ihr also in eurem Dorf irgendetwas habt, was da nicht sein darf, solltest du es schnellstmöglich verschwinden lassen.«

»Von Hippiekommune kann überhaupt keine Rede sein«, protestierte Alphonse.

»Das ist deine Meinung und vielleicht auch meine, aber die Gendarmen und dieser *capitaine* Duroc sind scharf darauf, befördert zu werden. Denk darüber nach, und jetzt lass uns losfahren und Max suchen.«

Max war ein attraktiver junger Mann. Mit nacktem, braungebranntem Oberkörper, das lange blonde Haar unter ein Stirnband geklemmt, jätete er mit wuchtigen Hackenschlägen das Unkraut im Küchengarten, als Bruno vor der Scheune hielt. Max war nicht allein. Die junge Frankokanadierin, die Bruno in der *cave* gesehen hatte, leistete ihm Gesellschaft und half ihm bei der Gartenarbeit. Als sie sich aufrichtete, um zu sehen, wer gekommen war, bemerkte Bruno, dass sie fast so groß war wie Max. Sie trug sehr knappe Shorts und ein freizügig ausgeschnittenes Oberteil. Kein Wunder, dass Max immer in ihrer Nähe war, dachte Bruno.

Cresseil saß auf einem Holzhocker, das Kinn auf die Hände gestützt, die seinen Stock umfasst hielten, und schaute den jungen Leuten bei der Arbeit zu; einer seiner Jagdhunde, ein reinrassiger Porcelaine, lag schlafend zu seinen Füßen. Als der alte Mann die Neuankömmlinge bemerkte, hob er den Kopf und streckte eine gichtige Hand aus.

»Alphonse, Bruno!«, krächzte er mit brüchiger Stimme. »Schön, euch zu sehen. Einen kleinen *apéro*? - He, Max, mach mal Pause. Dein Papa ist hier.«

»Danke für die Einladung. Wenn ich mir was wünschen darf, hätte ich gern ein Glas von deinem Vorjährlingen«, sagte Alphonse, bevor Bruno einwenden konnte, dass sie ein andermal anstoßen sollten, jedenfalls nicht, ehe Max vom Tod seiner Mutter erfuhr. »Den musst du auch mal probieren, Bruno«, fuhr Alphonse fort. Max hatte die Hacke weggelegt und kam herbei, murmelte ein Grußwort und küsste Alphonse und dann auch Bruno, den er seit seiner Kindheit kannte, auf beide Wangen.

Inzwischen war auch das Mädchen herangekommen und umarmte Alphonse. Interessant, dachte Bruno, wie gut sich die beiden offenbar schon kannten. »Das ist Jacqueline. Du erinnerst dich bestimmt an sie«, sagte Max, als sie Brunos Hand schüttelte - wie schon im *cave* wieder einen Tick zu lang. Auch ihr Blick war ein wenig zu forsch, und die Art, wie sie Luft holte und die Brüste unter ihrem knappen Oberteil anhub, fand Bruno schon fast anzüglich. Aber anscheinend posierte sie so aus Gewohnheit und ohne dass ihr bewusst war, welche Signale sie damit aussandte.

»Hol doch was von unserem Wein«, sagte Cresseil. Max streifte sich ein Hemd über die breiten Schultern und ging ins Haus, gefolgt von Jacqueline.

»Sie nehmen ihn ja ganz schön hart ran«, sagte Bruno.

»Es tut ihm gut. Der Teufel findet auch für faule Hände Arbeit«, entgegnete der Alte, zog eine abgegriffene Tabakspfeife aus der Westentasche und riss ein Streichholz an. »Was bringt euch hierher?«, fragte er und blinzelte durch den Rauch. »Schlechte Nachrichten?«

»So ist es«, antwortete Bruno. Schweigend warteten die drei, bis Max zurückkam, mit einem kleinen Tisch, den er sich unter den Arm geklemmt hatte, und zwei Klappstühlen. Das Mädchen brachte auf einem Tablett den Wein und Gläser und schenkte ein. Als gedeckt war, nahmen die beiden im Schneidersitz neben dem Alten Platz. Der Hund wälzte sich herum und legte die Schnauze auf die Füße seines Herrchens.

»Bruno hat dir etwas Trauriges zu sagen«, begann Alphonse. Bruno atmete tief durch. Es war das erste Mal, dass er einem im Stich gelassenen Kind die Nachricht vom Tod seiner durchgebrannten Mutter überbringen und gleichzeitig polizeiliche Ermittlungen führen musste.

»Mir wurde aus Paris mitgeteilt, dass deine Mutter Mireille bei einem Autounfall ums Leben

gekommen ist. Es tut mir sehr leid«, sagte Bruno. Nach einer Weile fuhr er fort: »Du wirst ein paar Formalitäten zu erledigen haben, weil sie dich als einzigen Erben eingesetzt hat, aber ich könnte dir ein paar Wege abnehmen und bei allem anderen helfen.«

Max starrte mit ausdrucksloser Miene vor sich hin, biss sich auf die Unterlippe und schaute hinüber zum Fluss. Jacqueline legte ihm ihre Hand auf den Arm und schwieg. »Ich kannte sie kaum und kann nicht sagen, dass sie mir viel bedeutet. Ich dachte immer, vielleicht können wir uns irgendwann einmal begegnen und ruhig miteinander über alles reden.«

»Wenn du willst, beerdigen wir sie hier bei uns und lassen ihr Grab einsegnen«, schlug Alphonse vor.

»So was bedeutet mir nichts«, erwiderte Max. »Ich bin nicht religiös und finde eine Einäscherung passender.« Er wandte sich an Bruno. »Soll ich zu dir ins Büro kommen und irgendwas unterschreiben?«

»Noch nicht. Wir müssen auf die Papiere aus Paris warten. Du musst jetzt auch noch keine Entscheidung treffen, aber wenn du willst, kann ich für dich dafür sorgen, dass sieingeäschert wird, in Paris.«

Der junge Mann nickte zerstreut und nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glas. »Wie schmeckt dir der Wein, Bruno? Er ist vom letzten Jahr, aus meiner ersten Gemeinschaftsproduktion mit Cresseil.«

»Ich hab nicht viel gemacht«, sagte der Alte. »Nur dagesessen und ihm bei der Arbeit zusehen.«

Bruno schwenkte sein Glas, hielt es an die Nase und probierte. »Sehr gut, Max, genauso gut wie der, den du in der Kommune gemacht hast. Alphonse hat mich davon kosten lassen.«

»Der diesjährige wird noch besser. Jacqueline hilft mir dabei«, sagte Max. Er stand plötzlich auf, reichte seiner Freundin die Hand und zog sie hoch. Offenbar wollte er sich mit ihr zurückziehen.

»Augenblick, Max«, sagte Bruno und rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Der Zeitpunkt war denkbar ungünstig, aber er musste Max fragen, wo er sich zur Tatzeit aufgehalten hatte.

»Ich werde wohl geschlafen haben«, antwortete Max, lächelte nervös und schaute seine Freundin an.

»Oben in der Kommune?«, fragte Bruno nach.

»Nein, du warst doch die Nacht über bei mir«, mischte sich der Alte ein. Und an Bruno gewandt: »Ich kann in letzter Zeit nicht mehr so gut schlafen und hätte es bestimmt mitgekriegt, wenn er gegangen wäre. Seine alte Knatterkiste ist nicht zu überhören.«

Bruno musterte den alten Mann und spürte, wie ihm Zweifel an diesem Alibi kamen, obwohl es kaum anfechtbar zu sein schien. Für sein Empfinden aber war der Alte zu schnell damit herausgerückt, und dass er dessen Aussage nicht trauen konnte, war Bruno geradezu peinlich. Jean-Jacques hatte ihm einmal gesagt, ein Polizist müsse immer davon ausgehen, belogen zu werden, doch genau damit tat sich Bruno schwer. Es war vielmehr seine Art, anderen einen Vertrauensvorschuss zu gewähren, insbesondere denen, die er kannte, und er kannte fast alle Bewohner von Saint-Denis. Er war überzeugt, dass ihm die meisten anderen schon die Wahrheit sagten. Bruno hatte Max aufwachsen sehen und viele Stunden mit ihm auf dem Rugbyfeld zugebracht; ihm nicht glauben zu können wäre für Bruno besonders bitter. Er kratzte sich am Kopf

und schaute dem Jungen ins Gesicht. Irgendetwas stimmte nicht. Er musste ihm auf den Zahn fühlen.

»Das Motorrad hättest du ja auch stehenlassen können. Von hier aus ist es nicht weit bis zu diesem Versuchsfeld«, sagte er. »Du bist gut zu Fuß und hättest die Strecke locker im Dauerlauf geschafft.«

»Hätte ich, ja, aber ich hab's nicht gemacht«, entgegnete Max barsch und mit zorniger Miene. Dann fasste er sich. »Entschuldige, Bruno, aber du verdächtigst mich doch nicht wirklich, oder? Du fragst nur, weil du eben ein *flic* bist, stimmt's?«

»Hast du meine Augenbrauen gesehen, Max?«, sagte Bruno. »Sie sind abgeflämmt. Und der Rauch ist mir so sehr auf die Bronchien geschlagen, dass ich immer noch husten muss. Ich nehme diese Sache sehr persönlich, weil ich in diesem Feuer fast umgekommen wäre. Und, ja, ich bin eben auch ein *flic*. «

»Tut mir leid«, sagte Max. Er betrachtete Bruno genauer und wirkte zerknirscht.

»Der oder die Brandstifter haben eine Art Bombe in dem Schuppen zurückgelassen, die hochgegangen ist, als einer der Feuerwehrleute dicht dran war. Wusstest du das?«

»Das ist doch...«, setzte Max an, doch dann presste er die Lippen zusammen, und Bruno fragte sich, was er hatte sagen wollen. »Das hat so nicht in den Zeitungen gestanden. Von einer Bombe weiß ich nichts.«

»Ein verschlossener Kanister, der noch halb voll Benzin ist und in einer Baracke deponiert wird, die man dann anzündet, geht wie eine Bombe hoch, wenn er nur heiß genug geworden ist. Das wissen Brandstifter. Manche legen es sogar darauf an, Einsatzkräfte der Feuerwehr auf diese Weise zu gefährden. Darum stehen darauf auch so lange Gefängnisstrafen.«

Max rührte sich nicht. Er wirkte entsetzt. Dann schüttelte er energisch den Kopf und sagte: »Von alldem weiß ich nichts.« Das Mädchen schaute ihn besorgt an, wie Bruno fand. Es gab nicht den geringsten Beweis, und trotzdem dachte Bruno unwillkürlich, dass er möglicherweise dem Schuldigen gegenüberstand. Er holte sein Handy aus der Tasche und tat so, als schaue er nach, ob neue sms gekommen seien. Tatsächlich aber drückte er die Schnellwahltaste für seinen Anrufbeantworter im Büro, der das Gespräch aufzeichnen würde.

»Ich nehme an, in der *écolo*-Szene wird viel darüber geredet«, fuhr Bruno fort. »Du hast bestimmt das eine oder andere aufgeschnappt. Was ist mit Dominique, deiner alten Freundin? Habt ihr über das Feuer gesprochen?«

»Klar, das habe ich dir doch schon gesagt«, unterbrach Alphonse. »Manchen von uns war dieses Versuchsfeld schon seit einiger Zeit suspekt.«

»Ich habe Max gefragt«, sagte Bruno mit Blick auf den Jungen.

»Wir unterhalten uns oft, per Telefon, E-Mail, sms und so. Sie ist eine gute Freundin, ja, aber mehr auch nicht.« Er lächelte Jacqueline zu und nahm sie bei der Hand. Ein hübsches Paar, die beiden. Das Mädchen warf einen Blick auf Bruno und schaute danach wieder Max in die Augen.

»Also, worüber habt ihr euch unterhalten. Gibt es deiner Meinung nach unter den *écologes* Spinner, die so etwas tun würden? Das Feuer hätte schnell auch auf die Felder von Dominiques Familie übergreifen können.«

»Wirklich? War's so gefährlich?«, fragte Max. Sein Erstaunen klang echt.

»Wäre mehr Wind und die Feuerwehr ein bisschen später zur Stelle gewesen, hätte es eine

Katastrophe gegeben«, antwortete Bruno. »Fällt dir irgendwas ein?«

Der Junge zuckte mit den Achseln.

»Warum wurde auch die Baracke abgefackelt und nicht nur das Feld?«, hakte Bruno nach.

»Woher soll ich das wissen? Vielleicht sollten Unterlagen vernichtet werden ...« Max stockte.

»Oder was auch immer da drin gewesen sein mochte. In der Zeitung stand, dass der Schuppen als Büro genutzt wurde.«

»Hat dir Dominique irgendwas über dieses Büro gesagt?« Bruno hörte den scharfen Unterton in seiner Stimme und nahm sich zurück. In der *Sud-Ouest* war tatsächlich von einer verkohlten Schreibmaschine die Rede gewesen, aber kein Wort von vernichteten Akten.

»Ich weiß von ihr nur, dass sie Buch führen musste, wenn sie da oben war. Das mit dem Feuer hat sie richtig wütend gemacht. Und überhaupt, seit sie für dieses Institut arbeitet, denkt sie über Gentechnik anders als früher. Das war auch unser Thema, darüber haben wir gesprochen.«

»Bist du einer Meinung mit ihr?«

Max zuckte wieder mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Das Ganze ist ziemlich komplex. Die meisten französischen Rebsorten sind veredelte Wurzelstöcke aus Kalifornien, also Pfropfreben. Im Grunde ist das ja auch schon eine genetische Modifikation, oder? Würde ich jedenfalls sagen.«

Bruno ließ nicht locker. »Wie denkst du über das Feuer?«

»Eine blödsinnige Aktion. Wenn ich mehr darüber erfahre, gebe ich dir Bescheid«, antwortete Max. Er legte Jacqueline den Arm um die Schulter. »Wir sehen uns beim Training«, sagte er schon im Gehen zu Bruno.

Er gab Cresseil zum Abschied einen Klaps auf die Schulter und schlenderte mit Jacqueline auf die Scheune zu, aus der er wenig später Cresseils altes Motorrad herausschob. Es sah aus wie ein Modell aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Alphonse entschuldigte sich bei Bruno und stieg hinter seinem Ziehsohn auf den Sozius. Bruno beschloss, nicht zur Kenntnis zu nehmen, dass die beiden keine Helme trugen. Er schaltete sein Handy aus und sah, wie Max das Mädchen umarmte, bevor es sich auf ein klappriges Fahrrad schwang und allein davonradelte.

»Sie haben Max anscheinend liebgewonnen«, sagte Bruno, als das Motorrad mit lautem Knattern den Hof verlassen hatte und die stinkende Auspuffwolke verflogen war. Er dachte über Cresseils Aussage nach, ohne die Max der Hauptverdächtige wäre, und fragte sich, wieviel dieses Alibi wohl wert sei.

»Wenn er nicht wäre, säße ich längst im Altenheim.« Cresseil durchsuchte seine Tasche nach Streichhölzern, fand eines und steckte sich die Pfeife wieder an. »Er kauft für mich ein, hilft mir im Garten und repariert, was kaputtgeht. Ohne ihn wäre ich aufgeschmissen. Und er will nicht mal was für seine Hilfe, kein Geld, nichts. Auch das alte Motorrad nicht, obwohl er es selbst wieder zum Laufen gebracht hat. Er sagt, dass er's sich nur ausleiht und mir zurückgibt, sobald mein Bein wieder heil ist.«

»Wie geht's denn Ihrem Bein?«

»So lala, ich komme zurecht. Aber im Winter wird's schwer werden, und ich fürchte, dass man mich dann ins Heim steckt.«

»War vielleicht nicht das Schlechteste.«

»Quatsch. Ich bin alt, aber nicht blöd. Und deshalb möchte ich selbst entscheiden, wann ich ins Heim gehe. Das ist schließlich die allerletzte Etappe, und wohin dann mit meinem Hund, dem letzten Jagdhund im ganzen Tal? Der pfeift auch auf dem letzten Loch, genau wie ich, und müsste allein zurückbleiben.«

Er stupste ihn mit dem Krückstock an. Der Hund öffnete ein Auge, blickte zu seinem Herrchen auf und schnaufte. Bruno betrachtete die beiden und lächelte.

»Max scheint eine Freundin zu haben«, sagte er. »Ein hübsches Mädchen.«

»Die beiden haben sich in Huberts *cave* kennengelernt. Sie studiert und will Winzerin werden, so wie Max. Er ist ganz verrückt nach ihr, was ich gut verstehen kann. Manchmal bringt er sie mit hierher, dann hilft sie ihm im Garten oder im Weinberg.« Er zwinkerte Bruno zu. »Allein schon so eine Frau überhaupt zu sehen macht einen um Jahre jünger. Von solchen Schönheiten werde ich wohl nicht mehr viele zu Gesicht bekommen. Ich hab das Gefühl, für mich ist bald Schicht.«

»Was wird dann aus Ihrem Hof?«, fragte Bruno. »Haben Sie Angehörige, die sich darum kümmern könnten?«

»Angehörige gibt's immer irgendwo, Vettern oder Großneffen, aber niemanden, der mir nahesteht und dem ich das alles hier gern vermachen würde. Ich bin in diesem Haus zur Welt gekommen, Bruno, hab hier mein ganzes Leben zugebracht, über achtzig Jahre, und deshalb ist mir nicht egal, was daraus wird. Ich kann mir zwar vorstellen, wie es weitergehen könnte, bin mir aber nicht sicher, ob es das Richtige ist.«

»Was stellen Sie sich denn vor?«

»Also, ich habe an Max gedacht. Vielleicht könnte er den Hof übernehmen, wenn es so weit ist.«

Bruno stieß einen leisen Pfiff aus. Ein großes Erbe für einen so jungen Mann, falls es denn dazu kommen sollte, denn Cresseils Wille würde wahrscheinlich angefochten werden. Nach französischem Recht war es fast unmöglich, einen gesetzlichen Erben vom Nachlass auszuschließen. Und noch etwas ging Bruno durch den Kopf. Das Alibi des Alten für seinen jungen Freund erschien ihm nun noch fragwürdiger.

»Sie kennen unser Erbrecht«, sagte Bruno. »Die Familie kommt zuerst, egal, wie nahe sie einem steht.«

»Ich weiß, und ich hab auch darüber nachgedacht. Was wäre, wenn ich den Jungen adoptieren würde? Als meinen Sohn?«

»Ja, dann hätte er wohl als Erster Anrecht auf Ihr Erbe. Ich weiß allerdings nicht, ob man einen Jungen, der über achtzehn ist, überhaupt noch adoptieren kann. Ganz davon abgesehen, müsste er einverstanden sein. Max ist ein unabhängiger und ehrgeiziger junger Mann, der im Herbst wieder an die Universität zurückgeht. Vielleicht wäre ihm ein solcher Besitz nur ein Klotz am Bein.«

»Wir haben schon darüber geredet, nicht über eine Adoption, aber über den Hof. Max gefällt das Land und auch das Haus. Er sagt, auf dem Brachland weiter unten am Fluss könnte man guten Wein anbauen. Wenn der Junge in den Weihnachtsferien wiederkommt, will er neue Rebsorten ausprobieren. Ich hatte noch nicht den Mut, ihm zu sagen, dass ich's bis Weihnachten womöglich nicht mehr allein schaffe. Und dann müsste ich alles hier verkaufen, um die Heimkosten bezahlen zu können. Dabei hätte ich's doch viel lieber, dass der Junge den Hof übernimmt.«

»Behalten Sie Ihre Pläne noch eine Weile für sich. Ich werde mich erkundigen, ob eine Adoption möglich ist, und melde mich dann wieder bei Ihnen. Dem Jungen sollten wir jetzt weitere Aufregung ersparen. Auch wenn er seine Mutter kaum kannte, hat ihn die Nachricht von ihrem Tod doch ziemlich mitgenommen.«

Cresseil nickte. »Seine neue Freundin wird ihn trösten. Sie hat nicht nur schöne Augen, sondern auch Grips. Und sie weiß ganz schön viel für ihr Alter.«

»Sie ist reifer als Max, meinen Sie das?« Vielleicht auch ein bisschen allzu kokett, dachte Bruno. »Soll ich Ihnen aufhelfen?«, fragte er.

»Nicht nötig. Ich komm allein auf die Beine. Wäre aber froh, wenn Sie den Tisch und die Stühle unter die Veranda stellen könnten. Und die Gläser. Die Flasche können Sie mitnehmen, wenn Sie wollen. Ist doch nicht übel, oder?«

»Ganz und gar nicht. Ihr Wein war schon immer sehr trinkbar, und der hier ist's genauso.«

Der Alte grinste. »Sie sollten Max hören, wenn er sich darüber auslässt, was alles an unseren alten Keltermethoden falsch ist«, sagte er. »Er hat jede Menge Bücher gelesen über kalte Gärung in Edelstahlfässern, biologischen Säureabbau und was weiß ich nicht alles. Sachen, von denen ich noch nie gehört habe. Ich sage ihm immer, die alten Holzfässer, die für meinen Vater und meinen Großvater gut genug waren, sind auch für mich gut genug.«

»Und all diese neuen Gerätschaften würden bestimmt einen Haufen Geld kosten.«

»Klar, aber so kalkuliere ich nicht. Ich habe mich nie als Geschäftsmann verstanden. Ich habe immer nur für den Eigenbedarf produziert, und alles, was darüber war, ist an Freunde gegangen. Das war früher bei allen hier im Tal so. Jeder hat jedem bei der Weinlese geholfen, und dann sind wir alle barfuß in die Presse gesprungen, Jung und Alt, und wenn der Wein fertig war, haben wir alle miteinander angestoßen. Glückliche Zeiten, mein lieber Bruno. Beim Traubenpflücken habe ich auch meine Annette kennengelernt. Ist Ihnen schon mal aufgefallen, wie viele Kinder früher bei uns im Juni geboren wurden, neun Monate nach der Weinlese?«

Bruno lächelte. Dieser Zusammenhang war ihm neu, aber auf Anhieb plausibel.

»Es war die Weinlese im Jahr der Befreiung, im September 1944. Wir vom Maquis hatten die Deutschen vertrieben, und de Gaulle war nach Paris zurückgekehrt. Es war eine wundervolle Zeit, und wir hatten eine große Ernte in diesem Jahr.«

Cresseil schwieg für eine Weile und schaute über das Tal in eine entfernte Vergangenheit, und was er sah, rief ihm ein Lächeln ins faltige Gesicht.

»Natürlich kannte ich Annette schon von der Schule her, sie hat ja auch zeit ihres Lebens im Tal gewohnt«, fuhr er fort. »Aber als wir damals im September die Trauben mit den Füßen stampften, als ich ihre blonden Locken über die Schultern fallen sah und wie der dunkle Saft über ihre herrlichen weißen Beine rann - da hätte ich ihn am liebsten von ihr abgeschlürft, das kann ich Ihnen verraten. Ach, Bruno, sie war eine echte Schönheit, so zart und lebhaft. Das sah man schon daran, wie sie auf den Trauben herumhüpfte. Und ich war jung und kräftig und stolz darauf, beim Maquis in der Résistance gewesen zu sein, einer von denen, zu denen alle Mädchen voller Bewunderung aufblickten, weil wir gegen die Deutschen gekämpft hatten. Tja, Annette und ich, wir haben dann im November geheiratet, und unser Kind kam im Mai. Als es geboren wurde, war ich mit dem Militär im besetzten Deutschland.«

»Und wie sind all die nackten Beine in der Kelter, all die Leidenschaft, mit der auf den Trauben herumgetrampelt wurde, dem Wein bekommen? Ist er dadurch besser geworden?«

»Weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass mir bei jedem Glas, das ich getrunken habe, Annettes Beine in den Sinn gekommen sind. Und das tun sie noch immer.«

Bruno war gespannt darauf, den Unternehmensberater aus Paris wiederzusehen, ließ sich aber nichts anmerken. Er gab Bondino, dem Amerikaner, die Hand und sah, wie Dupuy errötete. Als der Bürgermeister die beiden miteinander bekanntmachen wollte, sagte Bruno: »Wir sind uns schon begegnet - nicht wahr, Monsieur Dupuy? -, und ich kenne ihn als Connaisseur edler Weine.«

Sie hatten sich im Ratsaal getroffen, einem länglichen Raum mit Glasdach, der an die *mairie* angebaut worden war und auf die alte Steinbrücke und die Flussbiegung hinausblickte. Bruno stellte fest, dass Fernando, der Juniorchef der Weingruppe Bondino, genauso groß war wie er selbst, aber ein bisschen fülliger, mit schütterten dunklen, sehr kurz geschnittenen Haaren. Um die dreißig, schätzte Bruno, auf jeden Fall Ende zwanzig. Fernando trug einen schwarzen Leinenanzug, ein weißes Seidenhemd mit offenem Kragen, am linken Handgelenk eine sichtlich teure Armbanduhr, am rechten ein Weißgoldkettchen und einen protzigen Ring am Ringfinger. Er zog einen schlanken Laptop aus seiner Aktentasche, schaltete ihn ein und legte die Kuppe seines Zeigefingers auf einen kleinen Sensor in der rechten unteren Ecke.

Als er bemerkte, dass ihm Bruno dabei zusah, hob er den Finger und sagte, ohne eine Miene zu verziehen: »Zur Sicherheit.« Anscheinend war das Gerät nicht mit der sonst üblichen Passwortanmeldung zu starten, sondern nur über den Fingerabdruck des Besitzers. Bondino lehnte sich lässig zurück, schlug die Beine übereinander und wippte mit dem freien Fuß, als wollte er auf seine schwarzen Mokassins aufmerksam machen. Bruno fasste spontan eine Abneigung gegen ihn.

»Meine Herren«, begann Dupuy, »ich möchte Sie vorweg um äußerste Diskretion bitten und darum, dass von unserem Gespräch nichts nach außen gelangt.« Er trug eine große Brille mit schwarzem Rand, einen dunkelblauen Anzug und eine hellrosafarbene Krawatte. »*Monsieur le Maire?*«

»Sie können sich auf unsere Diskretion in geschäftlichen Dingen verlassen, Monsieur«, antwortete der Bürgermeister. »Vielleicht bitten Sie Ihren Kollegen, mit diesem Ding aufzupassen. Der Tisch ist angeblich siebenhundert Jahre alt, älter als wir alle zusammen, und es wäre schade, wenn er Kratzer bekäme.«

Bondino holte ein Hochglanzmagazin aus seiner Aktentasche und schob es unter den Laptop. Es war, wie Bruno registrierte, eine Ausgabe von *Marie-Claire Maison*, einer französischen Zeitschrift für Wohnideen, was darauf schließen ließ, dass er die französische Sprache beherrschte. Es sei denn, er war bloß an den Fotos interessiert.

»Bondino Wines wurde vom Großvater des gegenwärtigen Vorstandsvorsitzenden Francis X. Bondino in Kalifornien gegründet -«, begann er.

»Im Jahre 1906«, unterbrach ihn der Bürgermeister. »*Messieurs*, wir können uns eine längere Einleitung ersparen, denn selbst hier, im ländlichen Frankreich, ist man durchaus gut informiert. Wir wissen, dass Ihr Unternehmen in Südamerika und Südafrika aktiv ist und rund dreitausend Beschäftigte zählt. Kommen wir doch lieber gleich zur Sache.«

Dupuy schien wieder das Wort ergreifen zu wollen, wurde aber von Bondino daran gehindert und mit einer Handbewegung aufgefordert, sich zu setzen.

»Wir haben eigentlich nur eine Frage«, sagte Bondino mit starkem Akzent, aber in durchaus verständlichem Französisch. Sein Blick war auf den Bürgermeister gerichtet. »Wären Sie in der Lage, innerhalb der nächsten zwölf Monate aus Ihrem Tal eine *Appellation-contrôlée-Region* zu

machen? Unser Botschafter in Paris ist gut vernetzt, und auch Dupuy, der sich als Berater bestens auskennt, und beide versichern mir, dass Sie ausgezeichnete Beziehungen zu höchsten Stellen unterhalten.«

»Und wenn dem so wäre?«

»Dann wäre ich bereit, eine achtstellige Summe in Ihren Verwaltungsbezirk zu investieren, genauer gesagt, über zehn Millionen Dollar. Nein, ich muss mich korrigieren, über zehn Millionen Ihrer Euros. Für Saint-Denis hieße das: jede Menge neuer Arbeitsplätze und jede Menge Steuereinnahmen.«

»Und was würden Sie mit dieser großen Summe anstellen?«

»Land aufkaufen, eine hochmoderne Kellerei samt Besucherzentrum und Hotelbetrieb aufziehen, Wein anbauen, Qualitätsweine erzeugen und in aller Welt vertreiben.«

»An wieviel Land haben Sie denn gedacht, und wieviel Wein würden Sie produzieren wollen?«

»Unsere Geschäftspläne gehen für die ersten sieben Jahre von einem Minimum von einer Million Flaschen pro Jahr aus. Das bedeutet, wir brauchen circa zweihundert Hektar.«

»Und wie viele Arbeitsplätze könnten Sie schaffen?«

»Wenn das Besucherzentrum eingerichtet ist, wäre mit fünfzig Vollzeitbeschäftigten zu rechnen, plus etliche Saisonarbeiter.«

Bruno staunte, wie Bondino und der Bürgermeister einander begegneten. Obwohl beide dem jeweils anderen fest in die Augen schauten, deutete nichts darauf hin, dass sie eine Art Blickgefecht führten und sich gegenseitig auszustechen versuchten, nein, sie taxierte einander vielmehr aufmerksam, mit ernster Miene und anscheinend emotionslos. Offenbar war Fernando Bondino im Umgang mit Politikern ebenso erfahren wie der Bürgermeister im Umgang mit Geschäftsleuten. Bruno spürte, wie sich seine anfängliche Abneigung dem Amerikaner gegenüber abschwächte. Er fand ihn nun durchaus respektabel.

»Verstehe. Ein sehr ambitioniertes Projekt«, sagte der Bürgermeister. »Und es ist geknüpft an die Vergabe von aoc-Rechten für unser Tal, nicht wahr?«

»So ist es. Und weil ich weiß, dass mit einer solchen Vergabe der Grundbesitz Ihrer Wähler beträchtlich an Wert gewinnen wird, erwarte ich meinerseits steuerliche Entlastung, nämlich eine Freistellung von der Grundsteuer während der ersten sieben Jahre.«

»Sonst noch was?«

»Ja, Ihre tatkräftige Unterstützung beim Erwerb des Landes, der in aller Diskretion über die Bühne gehen müsste, weil sonst die Preise in die Höhe schießen würden. Falls es dazu käme, würden wir uns zurückziehen.«

»Wissen Sie schon, welches Land Sie haben wollen?«

»Dupuy, zeigen Sie dem Bürgermeister bitte die Luftaufnahmen und unsere Karte. Vielleicht schalten wir den Beamer ein, damit wir alle sehen können.«

Wie Bruno und der Bürgermeister bereits vermutet hatten, interessierte sich Bondino für die Domaine und den gesamten Südhang oberhalb des Flusses.

»Daran erkennen Sie, wie ernst es uns ist. Ich habe auch schon eine Kaufoption auf das Hotel und den dazugehörigen Weinberg, die Domaine de la Vézère, inklusive Landungssteg, Campingplatz und Restaurant auf der gegenüberliegenden Flussseite. Die Bodenbeschaffenheit der Lage wurde bereits in unserem Auftrag analysiert. All das hat unser guter Freund Dupuy in die

Wege geleitet, und aus diplomatischen Kreisen wurde uns versichert, dass wir von den zuständigen Ministerien der Regierung in Paris keine Einwände zu erwarten haben.«

»Apropos steuerliche Entlastung. Soll das heißen, die Kommune müsste auf die Einnahmen aus der Domaine und dem angrenzenden Grundbesitz verzichten? Das würde ein großes Loch in unser Budget reißen«, sagte Bruno.

»Verstehe, und mir ist bewusst, dass unsere Pläne nur dann zum Erfolg führen, wenn alle, die hier im Raum anwesend sind, kooperieren«, entgegnete Bondino mit einem Lächeln, das Bruno nicht überzeugen konnte. »Über die Frage der Steuern ließe sich verhandeln, denn auch mir ist daran gelegen, dass Sie keine Einbußen erleiden. Sie kommen mir entgegen, und ich werde mein Bestes für Sie tun.«

»Ich bin Politiker, der sich Wahlen stellen muss, Monsieur«, sagte der Bürgermeister, gelassen in seinen Sessel zurückgelehnt, aber mit fester Stimme. »Wenn mir meine Gegner nachsagen könnten, dass ich einem amerikanischen Unternehmen dabei geholfen hätte, Grund und Boden zu Schleuderpreisen aufzukaufen, um sich zu Lasten der Kommune zu bereichern, könnte ich einpacken, und das zu Recht, denn es wäre ein Skandal. Also selbst wenn ich auf Ihre Vorschläge einginge, hätten Sie schon sehr bald keinen Partner mehr hier in der *mairie*.«

»Ich glaube, es ist wichtig, zu bedenken, dass Monsieur Bondino nicht auf Spekulationsgewinne aus ist, sondern der regionalen Weinindustrie zum Aufschwung verhelfen möchte«, sagte Dupuy wie gedrechselt. »Wir sollten die Frage des Landerwerbs vielleicht für eine Weile beiseitestellen und zunächst einmal auf die anderen Vorteile zu sprechen kommen ...«

Bondino hob die Hand. »Wie wär's mit einer Pacht und der Option auf Erwerb. Könnte das funktionieren?«

»Möglich wäre vielleicht eine Pacht mit einer Mindestlaufzeit von sagen wir fünf Jahren und einer Kaufoption nach Ablauf dieser Frist«, antwortete der Bürgermeister.

»Was halten Sie davon, Dupuy?«, fragte Bondino, ohne seinen Berater auch nur anzusehen, und kippelte auf seinem Stuhl, der nur noch auf den hinteren Beinen stand.

»Möglich wär's, Monsieur. In einem Pachtvertrag ließe sich auch schon der zukünftige Kaufpreis festschreiben. Eine andere Möglichkeit bestünde darin, den einzelnen Eigentümern Anteile am Unternehmen zu übertragen, durch die sie an einer Wertsteigerung beteiligt wären. Diese Variante hätte auch steuerliche Vorteile, für beide Seiten.«

»Was sagen Sie dazu, Mister Mayor?«, fragte der junge Mann forsch. »Klingt doch vernünftig, oder?«

»Darüber ließe sich vielleicht verhandeln.«

Bondino holte ein Dokument in einer Klarsichthülle aus seinem Aktenkoffer und schob es über den Schreibtisch auf den Bürgermeister zu.

»Damit Sie sehen, dass es mir Ernst ist. Vor Ihnen liegt ein Akkreditiv in Höhe von zehn Millionen Euro, ausgestellt von der Pariser Niederlassung der Citibank.«

Noch während der Bürgermeister das Dokument studierte, sagte Bondino: »Übrigens, in den Zeitungen war von einem Brandanschlag die Rede. Schlimme Sache, und ich sage Ihnen gleich: Wir werden nicht in ein Gebiet investieren, in dem sich militante Umweltschützer austoben, McDonald's-Filialen stürmen oder Versuchsfelder vernichten, um Schlagzeilen zu machen. Einer der Gründe, warum wir zu Ihnen gekommen sind, ist der gute Ruf Ihrer Stadt als ein friedliebender Ort, in dem Recht und Ordnung herrschen. Hoffen wir also, dass die

Verantwortlichen für diesen Anschlag möglichst bald zur Rechenschaft: gezogen werden. Wir setzen zehn Millionen nicht leichtfertig aufs Spiel. Ich denke, das ist klar.«

Es war eine höflich formulierte Einladung, die aber, wie Bruno wusste, einem Befehl gleichkam. Der *chef de police* von Saint-Denis möge so bald wie möglich in der Gendarmerie erscheinen, wo ihn ein hoher Beamter des Innenministeriums zu sprechen wünsche. Bruno überquerte den Platz, wo die alten Männer *boules* spielten. Vor der Gendarmerie stand ein großer schwarzer Renault mit Chauffeur. Als Bruno das Haus betrat, wurde er sogleich ins Büro von *capitaine* Duroc weitergeschickt, einen karg eingerichteten Raum mit Blick auf den alten Friedhof. Auf Durocs Sessel saß ein Mann mittleren Alters. Er trug zwar Zivil, zeigte aber eine Haltung, die durch und durch soldatisch wirkte. Duroc hockte auf dem Fensterbrett und bat Bruno, auf dem Drehsessel am Schreibtisch Platz zu nehmen. Doch er zog es vor, stehen zu bleiben.

»Brigadier Lannes, darf ich Ihnen den Ortspolizisten Courrèges vorstellen?«, sagte Duroc, und an Bruno gewandt: »Der *brigadier* ist im Auftrag des Innenministers aus Paris zu uns gekommen.«

Bruno salutierte und sah sich durchdringenden Blicken aus zwei dunklen Augen ausgesetzt. Jean-Jacques hatte, wie er sich erinnerte, einen solchen Besuch vorausgesehen. »Sie sind also der Kollege, der sich vor Ort bestens auskennt und mit dem Croix de Guerre ausgezeichnet wurde«, sagte der *brigadier* und stand auf, um ihm die Hand zu reichen. »Ich habe von Ihnen nur Gutes gehört. Aber kommen wir gleich zur Sache. Der Brandanschlag liegt nun schon fast eine Woche zurück, doch wenn ich richtig informiert bin, treten die Ermittlungen auf der Stelle.«

»Die Indizien sind leider sehr dünn gesät«, erklärte Duroc. »Die Spurensicherung konnte immerhin feststellen, dass als Beschleuniger handelsübliches Benzin der Marke Total verwendet wurde. Die Untersuchung der Telefonzelle in Coux hat nichts ergeben. Der anonyme Anrufer scheint Handschuhe getragen oder die Wahltasten mit einem Stiff gedrückt zu haben.«

»Es handelt sich um einen Sprechautomaten, der nur Karten annimmt«, ergänzte Bruno, der die Zeugenaussage des Briefträgers lieber noch eine Weile für sich behalten wollte. »*Commissaire* Jalipeau versucht mit Hilfe von France Télécom festzustellen, wo die zur Tatzeit verwendete Telefonkarte gekauft wurde.«

Der *brigadier* warf einen unwirschen Blick auf Duroc, der ihn über dieses Detail offenbar nicht aufgeklärt hatte. Dann langte er in seine Briefftasche und zog den Ausdruck einer Internetseite hervor.

»Es gibt neue Entwicklungen«, sagte er. »*Aquitaine Verte* ist eine Online-Zeitung, ein Organ der radikalen Grünen. *Commissaire* Jalipeau hält sich zurzeit in Bordeaux auf, um deren Herausgeber zu befragen, denn in der neuesten Ausgabe, die vergangene Nacht per E-Mail an die Mitglieder verschickt wurde, geht es fast ausschließlich um das hier ansässige Forschungsinstitut und seine gentechnischen Versuche.

Die Verfasser verfügen über Detailkenntnisse aus Unterlagen, die, wie es scheint, aus der niedergebrannten Außenstelle des Instituts entwendet wurden. Außerdem zitieren sie in ihrem Artikel einen gewissen Alphonse Vannes, der die Grünen im Stadtrat von Saint-Denis vertritt und angeblich gesagt hat, dass es für den fraglichen Versuchsanbau keine Genehmigung gibt, weder von der *mairie* noch vom *Conseil-Général*.«

»Das entspricht den Tatsachen«, entgegnete Bruno. »Und der Bürgermeister ist deswegen sehr verstimmt.«

»Was der Bürgermeister denkt, ist mir egal. Ich vertrete hier ein von der Regierung in Auftrag gegebenes, streng geheimes Forschungsprojekt, über das sich nun womöglich bald alle Welt das Maul zerreißt. Und wenn wir die Verantwortlichen für den Brandanschlag nicht schnellstens dingfest machen, ist der Skandal perfekt.«

»Verzeihung«, sagte Bruno, »habe ich richtig verstanden? Sie sind *brigadier* der Gendarmerie und haben den Auftrag, Jean-Jacques ... ich meine *commissaire* Jali­peau in seinen Ermittlungen zu unterstützen?«

»Ich bin meinem Rang nach *brigadier* und an die Weisungen des Verteidigungsministers gebunden, arbeite aber, wenn Sie's genau wissen wollen, für die *renseignements généraux* und bin vom Innenministerium beauftragt worden, die Ermittlungen in dieser Sache zu leiten. Jali­peau ist mir unterstellt, und ich bin mir sicher, auch Sie, meine Herren, werden mich voll und ganz unterstützen.«

»Selbstverständlich, Monsieur. Absolut«, beeilte sich Duroc zu sagen.

»Ich kooperiere gerne, aber nicht ohne den Bürgermeister zu Rate zu ziehen, denn er ist mein Vorgesetzter«, erklärte Bruno, dem die ganze Sache nicht gefiel. Die *renseignements généraux* waren der Nachrichtendienst der französischen Regierung, eine Abteilung des Innenministeriums, die insbesondere zur Abwehr von Terror eingesetzt wurde und in keinem guten Ruf stand.

»Dass Sie das klarstellen würden, hat mir Jali­peau vorhergesagt«, bemerkte der *brigadier* mit sffisanten Grinsen. »Er hat mir auch geraten, Sie Bruno zu nennen und Ihnen zu versichern, dass ich auf Ihre Hilfe angewiesen bin. Erzählen Sie mir doch einfach das, was Sie über mögliche Verdächtige sagen können und warum Sie sie für unschuldig halten.«

Bruno dachte nach. Das Anliegen des *brigadiers* war sehr wohl berechtigt und so höflich formuliert, wie man es von jemandem mit seinen Vollmachten kaum erwarten durfte. Er machte einen ganz passablen Eindruck oder versuchte zumindest, einen solchen zu vermitteln. Bruno hielt sich mit einem Urteil zurück, zumal er ahnte, unter welchem Erfolgsdruck dieser Lannes stand.

»Es gibt eine mögliche Verdächtige, eine gewisse Dominique Suchet. Sie ist eine umweltengagierte Studentin und war den Sommer über Praktikantin am Forschungsinstitut. Allerdings hat sie für die Tatzeit ein Alibi von ihrem Vater, das kaum anzufechten ist. Außerdem ist sie sogar für Gentechnik und Atomkraft. Eine echte *colo* mit einer eigenen Meinung. Darum halte ich es für sehr unwahrscheinlich, dass sie das Feuer gelegt hat, zumal es auf die Felder und den Hof ihrer Familie hätte bergreifen können. Die Spur nach Bordeaux erscheint mir vielversprechender. Dass allerdings die Leute von *Aquitaine Verte* tatsächlich Unterlagen aus der niedergebrannten Baracke entwendet haben, müsste erst noch nachgewiesen werden.«

»Ich gehe jede Wette ein, sie werden behaupten, die Dokumente seien ihnen anonym zugeschickt worden«, sagte der *brigadier*. »Erzählen Sie mir mehr über diesen Alphonse Vannes.«

Bruno schilderte Alphonse als Person und Begründer der ungewöhnlichen, aber erfolgreichen Kommune in den Hügeln, aber Duroc unterbrach ihn immer wieder mit verächtlichen Bemerkungen von der Fensterbank her. Als er schließlich vorschlug, den Bürgermeister anzurufen und bestätigen zu lassen, dass Alphonse ein mustergültiger Bürger war, zog der *brigadier* spöttisch die Augenbrauen hoch. »Alphonse ist ein verantwortungsbewusster Mann und wird, wie ich ihn kenne, sehr wohl bereit sein, Sie in Ihren Ermittlungen zu unterstützen, vorausgesetzt, er fühlt sich fair behandelt«, schloss Bruno, und selbst er fand, dass seine Worte lasch klangen.

»Mag ja sein, aber wir haben nicht die Zeit, unsere Zeugen mit Samthandschuhen anzufassen. Wenn er etwas weiß, soll er mit der Sprache herausrücken, und zwar bald«, erwiderte der *brigadier*. »Über wen wurde bekannt, dass das Institut gentechnische Versuche unternimmt?«

»Vielleicht über Dominique Suchet oder irgendeinen anderen Mitarbeiter des Instituts«, antwortete Bruno und fragte sich, wie er einem Außenseiter, der möglichst schnell jemanden verhaften und dann nach Paris zurückwollte, erklären konnte, was er über seine Freunde und Mitbewohner wusste.

»Dominique hat mir verraten, dass sie einem Chat-Forum aus *écologes* im Internet angehört und dort nach ihren Erfahrungen als Praktikantin im Institut als Befürworterin der Gentechnik Stellung bezieht.«

Bruno erinnerte sich plötzlich an etwas. Er holte sein zerfleddertes Notizbuch aus der Tasche und las, was er sich nach seinem Gespräch mit Dominique aufgeschrieben hatte. Er blickte auf. »Interessant. Dieses Chat-Forum nennt sich *Aquitaine Verte*. Es gibt also eine Verbindung zu diesem Internet-Newsletter aus Bordeaux.« Ihm war auf einmal sehr viel wohler zumute, denn es sah nun so aus, als führte die Spur weg von Saint-Denis. »Ich rufe besser gleich Jean-Jacques an und sage ihm Bescheid.«

»Schon passiert«, sagte *brigadier* Lannes. »Unsere Computerexperten in Paris sind seit den frühen Morgenstunden dabei, die Netzwerkprotokolle dieses Forums auszuwerten und sämtliche Beiträge seiner Benutzer zu durchforsten. E-Mails, Telefonnummern, Einlogdaten, Suchprotokolle, Transaktionsdaten mit Kreditkarte. Erstaunlich, welche Möglichkeiten der moderne Staat hat, wenn er seine Mittel gezielt einsetzt. Und wenn es Ihre Dominique Suchet war, die die Brandstifter, gezielt oder en passant, auf das Versuchsfeld aufmerksam gemacht hat, werden wir das nachweisen können.«

Der *brigadier* wandte sich an Duroc. »*Capitaine*, ich brauche Ihr Büro und möchte Sie bitten, dass Sie mir diesen Alphonse Vannes und Dominique Suchet hierherbringen. Mit den beiden möchte ich zuerst reden.«

»Sollen wir sie festnehmen?«

»Nein, natürlich nicht. Sie helfen uns nur bei unseren Untersuchungen. Aber lassen Sie ihre Computer beschlagnahmen.«

»Und wenn sie sich weigern zu kommen?«

»Dann müssen Sie ihnen gut zureden.« Er richtete den Blick zurück auf Bruno. »Diese alten Achtundsechziger haben doch meistens Drogen zu Hause. Es wäre ganz nützlich, wenn wir so etwas auch gegen Vannes in der Hand hätten. Was meinen Sie?«

»Alphonse hat damit bestimmt nichts mehr am Hut«, antwortete Bruno. »Und auch bei den Jüngeren kann ich mir das nicht vorstellen. Die spielen lieber Rugby. Außerdem wäre eine Razzia wahrscheinlich kontraproduktiv. Wir haben mehr davon, wenn Alphonse freiwillig mit uns zusammenarbeitet.«

Der *brigadier* musterte Bruno lange mit stechendem Blick. »Solange Sie nicht vergessen, auf welcher Seite Sie stehen, sind Sie an den Ermittlungen beteiligt.« Dann wandte er sich wieder Duroc zu. »Knöpfen Sie sich diese jungen Rugbyfreunde mal vor. Es würde mich nicht wundern, wenn ihre Eltern sie zu eifrigen kleinen *écologes* erzogen hätten. Und dann kommen die übrigen Bewohner von Saint-Denis dran, einer nach dem anderen, bis Ergebnisse auf dem Tisch liegen. Erkundigen Sie sich unter anderem, wer mit Karte telefoniert.«

Bruno beobachtete mit gemischten Gefühlen, wie der *brigadier* einen Laptop mit stoßfestem Gehäuse aus der Tasche zog, ans Netz anschloss und den Bildschirm aufklappte. Duroc und Bruno waren entlassen. Duroc bestellte sich an der Rezeption einen Wagen, um Alphonse und Dominique abzuholen. Bruno ging zurück zur *mairie* und dachte an die Sonderermittler in Paris, die jetzt fremde E-Mails lasen, Telefonanrufe zurückverfolgten und wahrscheinlich auch das eine oder andere Gespräch belauschten. Womöglich hatten sie sich auch schon auf Dominiques Handy aufschalten lassen. Am liebsten hätte er sie über ihren Vater gewarnt, aber wenn sie zu erkennen gäbe, vorbereitet zu sein, oder womöglich schon jetzt einen Anwalt einschaltete, würde sie sich wohl nur zusätzlich in Verdacht bringen.

In gedrückter Stimmung schlug Bruno den kleinen Umweg von der Gendarmerie zur Feuerwache ein, fühlte sich aber gleich wieder ein bisschen besser, als ihm vorm Kindergarten ein fröhliches Hallo entgegenschallte. Wie immer um die Mittagszeit hatten sich dort junge Mütter mit Kinderwagen und Einkaufstaschen versammelt, um miteinander zu tratschen und den anderen ihren jüngsten Nachwuchs zu präsentieren, während sie darauf warteten, dass die Schulglocke läutete und die Kleinen als kreischende Horde durchs Tor drängen würden. Bruno hielt die hohe Geburtenrate von Saint-Denis für ein sicheres Indiz dafür, dass es der Gemeinde gutging. Er tippte mit zwei Fingerspitzen an den Schirm seiner Mütze und trat auf die Straße hinaus, um an den Müttern vorbeizukommen.

Ahmed war in der Feuerwache und führte ihn hoch in Alberts Büro. Er hatte in der Nacht des Brandanschlags den Notruf entgegengenommen. Weil es leider keine Aufzeichnung davon gab, hoffte Bruno, dass sich Ahmeds Gedächtnis ein bisschen auf die Sprünge helfen lassen würde.

»Wie gesagt«, wiederholte Ahmed, als sie vor Alberts vollgepacktem Schreibtisch standen, »es hat geklungen, als würde er durch ein Taschentuch sprechen, irgendwie dumpf und kaum zu verstehen.«

»Erinnerst du dich, was genau er gesagt hat?«

Albert schob ihnen einen Notizblock hin. »Das hier hat Ahmed aufgeschrieben.« Es waren bloß ein paar Stichwörter - Feuer. Scheune. Feld. Hinterm Wald. Straße nach Saint-Cham. Vor Saint-Cyp rechts ab. »Ich habe ihn noch nach seinem Namen und seiner Adresse gefragt«, ergänzte Ahmed. »Aber er sagte nur was von der Telefonzelle in Coux und legte auf.«

»Na schön, versuch dich an seine Stimme zu erinnern, und dann hör dir das hier an«, sagte Bruno und wählte auf Alberts altem Wählscheibentelefon die eigene Büronummer sowie den Abhörcode des Anrufbeantworters, um die gespeicherten Nachrichten abzurufen. »Die Tonqualität ist nicht die beste. Du hörst zuerst meinen Spruch und dann die Stimme eines Mannes. Ich will wissen, ob sie wie die des Anrufers von Coux klingt.«

Ahmed hielt den Hörer ans Ohr und lauschte angestrengt mit geschlossenen Augen. »Kannst du das noch mal ablaufen lassen?«, fragte er, als der kurze Mitschnitt des Gesprächs auf Cresseils Hof zu Ende war. »Ich habe kaum was mitgekriegt.«

Bruno legte auf und wählte dieselbe Nummer noch mal. Diesmal hörte Ahmed mit geöffneten Augen hin und bewegte die Lippen, als spräche er das Gesagte lautlos mit. Albert saß auf seinem Sessel, starrte Ahmed an und rührte sich nicht. Bis auf die dünnen, knisternden Geräusche, die durch den Hörer drangen, war es absolut still im Raum. Bruno bemerkte, dass er die Luft angehalten hatte.

»Noch mal«, sagte Ahmed und reichte Bruno den Hörer. »Irgendwie kommt mir die Stimme bekannt vor. Vielleicht spricht da jemand, der mir schon mal begegnet ist. Trotzdem, versuchen wir's noch einmal.«

»So oft du willst.« Bruno wählte erneut.

»Du glaubst, es war der Anrufer selbst, der das Feuer gelegt hat, stimmt's?«, fragte Albert.

»Könnte sein«, antwortete Bruno und reichte Ahmed den Hörer ein drittes Mal.

Wieder sickerten dünne Stimmen aus dem kleinen Lautsprecher an Ahmeds Ohr. Draußen vorm

Fenster waren Kinder zu hören, die aus der Schule kamen, und dann fing die 12-Uhr-Sirene zu heulen an.

»Ich kann's nicht beschwören«, sagte Ahmed. »Aber ich glaube, er ist es. Wie er das Wort >Feuer< ausspricht... Könnte allerdings auch sein, dass ich ihn vom Rugby her kenne. Er ist einer von uns, nicht wahr, aus Saint-Denis?«

»Keine Sorge, Ahmed. Du wirst nicht gegen ihn aussagen müssen«, beruhigte Bruno. »Falls es denn überhaupt so weit kommt.«

»Vielleicht lässt sich der Bürgermeister von unserem kleinen Experiment überzeugen und sieht im nächsten Haushaltsplan eine neue Telefonanlage für uns vor«, sagte Albert. »Eine, die eingehende Anrufe automatisch aufzeichnet.«

»Aber vorher bekomme ich einen neuen Transporter«, entgegnete Bruno.

Als er die Stufen vorm Eingang der *mairie* emporstieg, hatte Bruno das ungute Gefühl, seinen Einfluss auf die Angelegenheiten der Stadt zu verlieren. Was ihm zu schaffen machte, war weniger die Ankunft des *brigadiers* als vielmehr dieser Bondino, der Pläne hatte, die für Saint-Denis erhebliche Veränderungen mit sich bringen würden. Trotzdem war der *brigadier* sein unmittelbares Problem. Für Bruno war es wie eine persönliche Niederlage, dass Dominique und Alphonse, zwei Freunde, für die er sich verantwortlich fühlte, von einem Wichtigtuer aus Paris in die Mangel genommen werden sollten, was umso ärgerlicher war, als sich sein Verdacht gegen Max erhärtet hatte.

Und es würde wahrscheinlich noch schlimmer kommen. Mit Alphonse und Dominique war es nicht getan. Bestimmt nähme sich der *brigadier* anschließend Max vor, und wenn die hohen Herren in Paris nervös würden, würden alle Bewohner von Saint-Denis zu kleinen Bauern in einem großen Schachspiel. Mit seiner Wut kam die alte Bitterkeit zurück, die er zurückzulassen gehofft hatte, als er aus dem Militärdienst ausgeschieden war. Auch er und seine Kameraden waren nur Bauern in einem großen Schachspiel gewesen, als sie mit unzureichender Ausrüstung in Bosnien einen Frieden schützen sollten, den es gar nicht gab, stattdessen aber Granatfeuer und Heckenschützen, denen Bruno einen Treffer in der Hüfte verdankte.

Er war auf dem oberen Treppenabsatz stehengeblieben und starrte auf die verschlossene Tür zu den Büros des Bürgermeisteramtes. Um größeren Schaden von Saint-Denis abzuwenden, galt es, den Fall so schnell wie möglich aufzuklären, wenn nötig, im Alleingang. Max stand unter dringendem Tatverdacht. Bruno würde, auch wenn er sich noch so sehr dagegen sträubte, das Alibi, das Cresseil dem Jungen gegeben hatte, widerlegen, ihn zu einem Geständnis überreden oder ihm eine Falle stellen müssen. Mit einem tiefen Seufzer öffnete Bruno die schwere Tür zum Vorzimmer, nickte Claire, die ihn freudig grüßte, nur flüchtig zu und klopfte beim Bürgermeister an, der die Tür zu seinem Büro halb offen gelassen hatte.

»Am besten ist, Sie kooperieren«, meinte Gérard Mangin, als Bruno ihm von seiner Begegnung mit dem *brigadier* berichtet hatte. »Ich habe Jean-Jacques bereits zugesichert, dass Sie sich an den Ermittlungen beteiligen, und es geht ja doch um ein und denselben Fall. Denken Sie nur an Bondinos abschließende Bemerkung: je schneller die Sache aufgeklärt wird, desto besser. - Gut, dass Sie gekommen sind, ich wollte Sie nämlich etwas fragen, wegen dieser Adoptionsanfrage. Ich würde ja Cresseil gern behilflich sein, aber es gibt da ein Problem. Sein Land ist Teil der Fläche, die Bondino mit unserer Hilfe kaufen will. Vielleicht sollten Sie mit dem Alten noch mal reden und vorfühlen, wie er dazu steht. In seinem Zustand wird er wahrscheinlich noch vor Jahresende ins Heim müssen. Es würde ihn bestimmt erleichtern, wenn er wüsste, dass für Max gesorgt ist.

Deshalb schlage ich vor, Sie sprechen mit Bondino und bewegen ihn dazu, dem Jungen einen Job in Aussicht zu stellen oder mit einem Stipendium unter die Arme zu greifen. Irgendwas in der Art. Wenn Max ins Weingeschäft will, wäre das ein guter Einstieg.«

Auf dem Weg ins eigene Büro dachte Bruno über den schlaun Einfall des Bürgermeisters nach. Ein von Bondino finanziertes Stipendium wäre für Max natürlich ein verlockendes Angebot, von dem er allerdings nur dann etwas haben würde, wenn er auf freiem Fuß bliebe. Gleichzeitig hatte der Bürgermeister aber mit seinem Vorschlag durchblicken lassen, dass er Cresseils Adoptionswunsch nicht nachkommen wollte. Anscheinend war er entschlossen, Bondinos Projekt zu unterstützen. Die wirtschaftliche Zukunft der Stadt wäre über Generationen hinaus gesichert. Aber warum schmeckte Bruno die Sache nicht? Fürchtete er einfach nur, dass auf die Gemeinde, die er so lieb gewonnen hatte, Veränderungen zukommen würden, die ihm womöglich nicht passten? Er schaltete seinen Computer ein. Ganz obenauf in der Liste der eingegangenen Nachrichten stand der Name von Isabelle. In ihrer E-Mail hieß es: »Fahre ins Périgord. Hast du am Wochenende frei?«

Bruno ließ sich in die Lehne zurückfallen, verblüfft und ein wenig verunsichert über die heftigen Gefühle, die ihn befielen. Ich bin doch ein erwachsener Mensch, sagte er sich, und kein frischverliebter Teenager. Ich werde bald vierzig, und Isabelle und ich sind uns doch einig, dass sich ihre beruflichen Ambitionen und meine Verbundenheit mit Saint-Denis nicht miteinander vereinbaren lassen. Jetzt kündigt sie ihren Besuch an, und mein Herz schlägt Purzelbäume. Ich könnte platzen vor Freude.

Er las die E-Mail noch einmal und suchte in den acht Wörtern nach versteckten Botschaften. Sie enthielten nicht das geringste Anzeichen von freudiger Erwartung, geschweige denn Sehnsucht, ließen ihn einfach nur wissen, dass sie kommen und ihn sehen wollte. Lieber das ganze Wochenende? Vielleicht. Sollte er in ähnlich nüchternem Ton darauf antworten? Oder doch mit einer etwas persönlicheren Note? Wollte er überhaupt, dass sich dieses Auf und Ab von Glücksgefühlen und Enttäuschung wiederholte? Seine Finger lagen auf der Tastatur. Wie sollte er seine Antwort formulieren? Er schloss die Augen und dachte nach. Schließlich tippte er: »Was für eine schöne Überraschung! Für dich mache ich mich natürlich frei«, und drückte auf »Senden«.

Als Bruno Cresseils Hof erreichte, fiel sein Blick als Erstes auf einen weißen Porsche, den er schon einmal gesehen hatte. Und tatsächlich, Dupuy war gekommen, mit Bondino. Die beiden unterhielten sich mit dem Alten, der auf einem Stuhl unter dem Vordach der Terrasse saß. Max stand neben ihm und hatte eine Hand beruhigend auf seine Schulter gelegt. Der Hund zu seinen Füßen knurrte und versuchte immer wieder, sich aufzurichten, knickte aber mit den Hinterläufen jedes Mal ein. Aller Augen richteten sich auf Bruno. Er ließ seine Schirmmütze auf dem Fahrersitz zurück und ging schweigend auf die Terrasse zu, gab, ohne auf Dupuy und Bondino zu achten, zuerst dem Alten, dann Max die Hand und ging in die Hocke, um den Hund an sich schnuppern zu lassen. Erst als er den alten Freund ausführlich gestreichelt hatte, blickte Bruno zu Dupuy und Bondino auf und begrüßte sie mit einem knappen Nicken.

»Die Herren wollten gerade gehen«, sagte Max merklich verärgert.

Cresseil wirkte müde und erleichtert zugleich.

»Nun, Monsieur, ich hoffe, Sie lassen sich unser Angebot durch den Kopf gehen«, sagte Dupuy. »Vielleicht ändern Sie Ihre Meinung ja doch noch ...«

»Wohl kaum«, entgegnete Cresseil. »Meine Antwort ist Nein, und daran wird sich nichts ändern. Versuchen Sie es erst gar nicht, ich müsste Sie nur noch mal enttäuschen.«

Bondino wollte etwas sagen, doch Dupuy legte dem jungen Mann rasch eine Hand auf den Arm und führte ihn von der Terrasse.

»Sprechen Sie mit den beiden«, sagte Bondino mit Blick auf Bruno. »Machen Sie ihnen klar, wie die Dinge stehen.«

Bruno bereute, dass er seine Mütze nicht aufgelassen hatte. Er verzog keine Miene. Als Max plötzlich losstürmen wollte, um den beiden noch irgendetwas mit auf den Weg zu geben, hielt Bruno ihn bei der Schulter zurück und spürte, dass der Junge vor Wut zitterte. Beim Wagen angekommen, stieß Bondino seinen Berater von der Fahrertür weg, setzte sich selbst hinters Steuer und ließ den Motor an. Dupuy schaute noch einmal achselzuckend zu Bruno zurück, während er um den Wagen herumging und auf der Beifahrerseite einstieg. Er hatte kaum Platz genommen, geschweige denn die Tür geschlossen, als Bondino aufs Gaspedal trat und den teuren Sportwagen mit durchdrehenden, Staub und Steinchen aufwühlenden Rädern auf den Schotterweg hinauskatapultierte.

»Was soll der Scheiß?«, schnaubte Max in Richtung Bruno. »Sie sagen, der Bürgermeister steht auf ihrer Seite und will, dass sie unser Land bekommen. Und was meint dieser Bondino damit, wenn er sagt, du solltest uns begreiflich machen, wie die Dinge liegen?«

»Vielleicht ist es besser, du setzt dich erst einmal«, entgegnete Bruno ruhig. »Gibt's hier noch irgendwo einen Stuhl? Und dann erzähl mir, was passiert ist.«

»Sie wollen uns abfinden und tun so, als hätten wir gar keine andere Wahl. Sie verlangen einfach, dass wir das Land an sie abgeben.«

»Max, hol einen Stuhl für unseren Freund«, sagte Cresseil. Er lehnte sich zurück und kramte nach seiner Pfeife. »Und ich hätte gern ein Gläschen Wein. Sie auch, Bruno?«

Max schnaubte immer noch, ging aber ins Haus und kam mit einem Stuhl zurück, den er polternd über die Steinplatten der Terrasse hinter sich herzog. Mit der anderen Hand hielt er zwei

volle Weingläser.

»Der Junge hat recht«, sagte Cresseil und paffte. »Die Kerle meinten doch glatt, es wäre sinnlos, zu protestieren, weil es der Bürgermeister selbst so wollte. Dass wir den Hof und alles verkaufen. Es wäre schon alles unter Dach und Fach. Stimmt das?«

»Nein«, antwortete Bruno. »So einfach geht das nicht. Der Hof gehört Ihnen, und darüber verfügen nur Sie allein. Was haben die beiden sonst noch gesagt?«

»Sie haben ein Angebot gemacht, über eine Kaufoption, wie sie es nennen«, sagte Max. »Der Jüngere wedelte mit einem dicken Bündel Geldscheine und sagte, es wären zehntausend, nur für eine Option für den Kauf gegen Ende des Jahres. Zum Marktpreis. Wir haben abgelehnt. Da wurden sie giftig und meinten, uns bliebe gar nichts anderes übrig. Der Bürgermeister würde schon dafür sorgen, dass sie zum Zuge kommen.«

Bruno warf einen Blick auf Cresseil. Der Alte nickte bestätigend und schaute auf den Jungen, den er adoptieren wollte. »Du hättest sie nicht auslachen sollen, Max. So was kränkt doch nur.« Und an Bruno gewandt: »Verraten Sie uns jetzt, was Sie hierhergeführt hat?«

Bruno erklärte, und was er zu sagen hatte, brachte Max wieder auf die Palme. Woher denn diese fünfzig neuen Arbeitsplätze kommen sollten, fragte er ungehalten. »Sie wollen alles unter Kontrolle haben, die Auswahl der Rebsorten, den Anbau, die Weinproduktion, den Vertrieb, einfach alles«, sagte Max. »Umso weniger verstehe ich, warum sie sich ausgerechnet bei uns breitmachen wollen. Was ist der Grund?«

»Wasser«, antwortete Bruno, der sich auf den Webseiten der *écolos* schlau gemacht hatte. »Darüber hat sich Hulot letzts in einem längeren Artikel ausgelassen - du weißt, wer Nicolas Hulot ist, dieser Ökofritze aus dem Fernsehen. Er sagt, dass überall auf der Welt die Wasserressourcen knapp werden, und genau darum geht's.«

»Was soll das heißen?«, fragte Cresseil und zog eine Lesebrille aus der Westentasche, um sich ein schärferes Bild von Bruno machen zu können.

»Bruno hat recht«, platzte es aus Max heraus. »Bei uns im Tal gibt's Wasser satt, und das ist nicht überall so. In Australien zum Beispiel ist die Weinernte auf die Hälfte geschrumpft, weil der Regen ausbleibt. Ein großer Konzern wie Bondino muss sich auf den Klimawandel einstellen. Südafrika hat Wasserprobleme, und in Chile schmelzen die Gletscher so schnell, dass bald nichts mehr nachkommt. In Kalifornien sinkt der Grundwasserspiegel immer weiter ab, und von der Dürre letztes Jahr in Spanien haben wir in den Zeitungen lesen können. Bei uns dagegen fällt immer noch genug Regen, und dann ist da noch der Fluss. Genau das wird der Grund sein.«

»Es erklärt Bondinos Interesse an unserem Tal«, entgegnete Bruno. »Bleibt aber die Frage, ob wir alle auch wollen, dass er kommt. Er bringt viel Geld mit und bietet dem, der zu verkaufen bereit ist, Höchstpreise.«

»Ich möchte meinen eigenen Wein erzeugen, Qualitätswein aus biologischem Anbau und nicht diese Massengülle, mit der sie die Supermärkte überschwemmen.«

»Wir wollen nichts übers Knie brechen«, sagte Cresseil und steckte die Brille wieder weg. »Wir werden uns darüber noch ausführlich unterhalten, Max und ich.«

»Über Folgendes solltest du vielleicht nachdenken.« Bruno lehnte sich zurück. »Max, wenn es dir ernst ist mit einer Zukunft als Winzer, würde es bestimmt nicht schaden, bei Bondino anzufangen und Erfahrungen zu sammeln, womöglich sogar in Kalifornien oder Australien.«

Max schwieg, ließ aber sein Gegenüber nicht aus den Augen. Bruno kannte diesen Blick. Er

hatte ihn Dutzende Male Rugby spielen sehen und immer wieder beobachten können, dass er selbst im hitzigsten Kampfgetümmel nie den Kopf verlor. Auch jetzt würde er seinen Verstand gebrauchen und die Möglichkeiten, die er hatte, abwägen.

»Denk an Jacqueline«, fuhr Bruno fort, »sie war im Rahmen ihres Studiums schon überall auf der Welt und hat dir in dieser Hinsicht einiges voraus. Bondino bietet dir eine Riesenchance. Du könntest sie nutzen und später trotzdem biologischen Weinanbau betreiben, wie du es immer schon vorhattest. Führe dein Studium zu Ende, und mach dich bei Bondino Wines nützlich. Denk darüber nach.«

»Jacqueline, oh lala!« Der Alte kicherte und zwinkerte Bruno zu. »Den Jungen hat's ganz schön erwischt. Was ich gut verstehen kann.«

»Aber vielleicht kommt auch alles anders«, sagte Bruno und versuchte, den Druck auf Max zu verstärken. »Bondino hier zu sehen hat mich überrascht, denn nach meinen jüngsten Informationen droht er damit, sich zurückzuziehen. Wegen des Brandanschlags. Dem Bürgermeister hat er klipp und klar gesagt, dass er an unserer Region nicht mehr interessiert sei, falls es zu weiteren Zwischenfällen dieser Art käme. Dann geht er mit seinen zehn Millionen woandershin, und es werden andere junge hoffnungsvolle Studenten sein, denen er zu einem Start in sein Geschäft verhilft. Könnte sogar sein, dass er Jacqueline für sich gewinnt.«

Max verzog das Gesicht, doch Bruno war noch nicht fertig. Er nahm einen kleinen Kassettenrecorder aus der Tasche und drückte den Aufnahmeschalter. »Lies mal bitte laut vor, was hier steht.«

Er reichte ihm ein Blatt Papier, auf das er Ahmeds Notizen aus der Nacht des Brandanschlags kopiert hatte. »Und danach möchte ich auch Sie bitten, Monsieur Cresseil. Wir machen Stimmproben von allen Bewohnern von Saint-Denis, um den anonymen Anrufer zu identifizieren.«

Max war kreidebleich geworden, las aber mit stockender Stimme die aufgeschriebenen Wörter. So auch Cresseil.

»Das bringt doch nichts«, protestierte der Alte anschließend. »Wie gesagt, Max war hier bei mir, und Sie wissen, dass ich mich selbst kaum vom Fleck bewegen kann. Wie hätte ich nach Coux kommen sollen?«

»Aber von Coux war doch nie die Rede«, sagte Bruno leise und schaltete den Recorder aus.

Der *plat du jour* bei Ivan waren Nierchen in Rotwein mit *petits pois*, ein Gericht, mit dem sich Bruno ein wenig dafür entschädigte, dass Ahmed nicht bestätigen konnte oder wollte, in der jüngsten Kassettenaufnahme von Max' Stimme die des anonymen Anrufers wiederzuerkennen. Bruno wischte gerade mit einem Stück Brot den letzten Saucenrest vom Teller, als sein Handy klingelte. Es war Dominique; sie klang aufgeregt.

»Bruno, ich habe soeben eine sms von *Aquitaine Verte* bekommen, eine dieser Infos, die sie an alle Mitglieder verschicken. Es soll heute Nachmittag um fünf eine Demo vor dem Forschungsinstitut geben. Gegen halb drei fahren von Bordeaux zwei Busse ab, zwei weitere kommen von Périgueux und Sarlat.«

Weit über hundert Demonstranten, rechnete Bruno aus, plus diejenigen, die mit eigenen Fahrzeugen kommen würden, plus mögliche Teilnehmer aus Saint-Denis. Womöglich wären es am Ende über zweihundert, ein großer Haufen, der die Straße nach Les Eyzies, an der das Forschungsinstitut lag, über Stunden verstopfen würde, ausgerechnet zur Hauptverkehrszeit, was wahrscheinlich beabsichtigt war.

»Danke, Dominique. Würdest du bitte auch Petitbon vom Institut Bescheid geben? Und sag ihm, dass ich zur Stelle sein werde. Übrigens, wirst du auch kommen? Falls es zu Ausschreitungen kommen sollte, wärest du vielleicht am ehesten in der Lage, für Entspannung zu sorgen.«

Dominique war einverstanden. Bruno klappte sein Handy zu und öffnete es wieder. Er entschuldigte sich beim Baron, der mit ihm am Tisch saß, winkte Ivan weg, als der mit der Käseplatte kam, und rief den Bürgermeister an, um ihn von der geplanten Demo in Kenntnis zu setzen. Der Baron rief Ivan zurück, machte sich über den Käse her und zwinkerte Bruno zu, der aber jetzt ganz andere Sorgen hatte. Sollte der Bürgermeister beim Präfekten zusätzliche Gendarmen anfordern? Und vielleicht auch Alphonse anrufen und nachfragen, was er über die Sache wusste?

»Was schlagen Sie vor, Bruno?«, fragte der Bürgermeister.

»Ich hätte da eine Idee. Die Demonstranten wollen Ergebnisse. Wir könnten ihnen eins liefern, wenn Sie erklären würden, dass wegen Steuerhinterziehung ermittelt wird. Ob gegen das Institut oder den Landeigner brauchte nicht näher ausgeführt werden. Die Demonstranten wären jedenfalls zufrieden, etwas erreicht zu haben, und wir hätten dann auch Alphonse auf unserer Seite. Ich glaube, es würde ihm gefallen, Einfluss nehmen zu können.«

»Ihr Vorschlag gefällt mir. Ich habe hier jetzt noch Papierkram zu erledigen, bin aber kurz vor fünf vorm Institut. Da treffen wir uns dann.«

Als Nächstes rief Bruno in der Gendarmerie an und erhielt von Jules die willkommene Mitteilung, dass *capitaine* Duroc dienstfrei habe und nach Sarlat ins Kino gefahren sei. Das machte alles einfacher. Bruno erklärte Jules die Situation und bat ihn, die Busse der Demonstranten aus Périgueux und Bordeaux abzufangen und auf den Platz vor der Gendarmerie umzuleiten. Damit wäre das Verkehrsproblem halbwegs gelöst. Außerdem sollten ein paar Gendarmen zum Institut kommen. Kaum hatte Bruno das Gespräch beendet, klingelte sein Handy abermals. Es war der *brigadier*.

»Es kommt da was auf uns zu«, sagte er.

»Meinen Sie die Demonstration?«

»Woher wissen Sie das? Unsere Computerexperten haben die Informationen gerade erst aus dem Netz gefischt.«

»Dominique Suchet, eine Ihrer Verdächtigen. Sie hat mich angerufen und gewarnt. Wie gesagt, die junge Frau ist sehr verantwortungsbewusst.«

»Was gedenken Sie zu tun?«

»Der Bürgermeister fordert beim Präfekten Verstärkung an. Aber wir werden Zurückhaltung üben. Die Leute haben ein Recht darauf, friedlich zu demonstrieren.«

»Hoffen wir, dass es friedlich bleibt, aber daran zweifle ich. Wir haben ein Ohr am Mobilfunkverkehr und wissen, dass einige der Militanten, die auch die McDonald's-Filiale aufgemischt haben, anrücken. Überlassen Sie die mir. Das ist ein Befehl. Und noch etwas. Wir haben die Telefonkarte zurückverfolgen können. Es ist eine 5-Euro-Karte, die hier im *tabac* von Saint-Denis verkauft und bislang nur dieses eine Mal verwendet wurde.« Grußlos verschwand der *brigadier* aus der Leitung. Bruno starrte verdutzt auf sein Handy.

»Es scheint Ärger zu geben. Kann ich was für dich tun?«, fragte der Baron mit vollem Mund. Bruno sah eine dampfende Tasse Kaffee vor sich stehen und war dankbar dafür. »Vielleicht rufst du ein paar Jungs vom Rugbyclub zusammen. Sie sollen >Rettet unser Forschungsinstitut< skandieren, aber nur dann, wenn diese Leute von außerhalb Stunk machen.«

Bruno musterte seinen Freund mit nachdenklicher Miene. »Wie gesagt, sie haben ein Recht auf friedliche Demonstration. Aber wie wär's, wenn du ein paar schwere Schlepper von deinem Bauhof abziehst und auf der Straße vor dem Institut auf und ab fahren ließt, nur um sicherzustellen, dass die Demonstranten von der Straße bleiben?«

Wieder zwinkerte ihm der Baron zu.

Von dem Platz, wo die Busse parkten, bis zum Institut war ein langer Fußweg zurückzulegen. Bruno sah die Demonstranten herbeiströmen. Er war besorgt, aber einigermaßen ruhig, weil alles, was auf die Schnelle getan werden konnte, getan war. Er hatte Ordnungskräfte zusammengetrommelt und eine Reserve organisiert, den Versammlungsort weiträumig abgesichert und taktische Maßnahmen getroffen, wie es ihm beim Militär beigebracht worden war.

Mit fünf Gendarmen und dem Bürgermeister an seiner Seite wartete er vor dem geschlossenen Eisentor des Forschungsinstituts. Dahinter standen ein Dutzend Uniformierte aus Périgueux und Petitbon sowie eine Handvoll Angestellte. Vier weitere Kollegen regelten den Verkehr. Auf der anderen Straßenseite hatte der Baron etliche Rugbyspieler um sich geschart, die mit Plakaten winkten, auf denen in eilig hingeschmierten Buchstaben »Rettet unser Forschungsinstitut« und »Hände weg von der Wissenschaft« zu lesen war. Schwere, mit Sand und Baumaterial beladene Lastwagen rollten im Konvoi über den Asphalt und drängten die Demonstranten an den Straßenrand. Bruno hatte eine kleine Trittleiter vor das Tor gestellt, daneben lag ein Megaphon am Boden. Auch der Bürgermeister war vorbereitet und hatte einen Aktenordner unter den Arm geklemmt.

»Du wusstest, dass wir kommen«, sagte Alphonse, als er das Tor erreicht hatte. Er führte zusammen mit Céline den Demonstrationszug an und trug ein Transparent mit der Aufschrift »arretez omg«. Er klang verärgert, doch seiner Stimme war, wie Bruno zu hören glaubte, auch ein wenig Erleichterung anzumerken.

»Du bist Ratsmitglied und willst doch bestimmt auch nicht, dass es Ärger gibt«, entgegnete

Bruno. »Lass uns das hier möglichst gesittet über die Bühne bringen. Der Bürgermeister meint, du solltest ein paar Worte an die Demonstranten richten. Danach will er selbst etwas sagen.«

Alphonse machte kehrt und unterhielt sich mit zwei Männern an der Spitze des Demonstrationszuges. Sie waren in seinem Alter, ordentlich gekleidet und dem Äußeren nach, wie Bruno fand, alles andere als Krawallmacher. Er ließ seinen Blick über die Menge streifen und entdeckte Jacqueline und Max, der seinen Rugbyfreunden am Straßenrand fröhlich zuwinkte. Dominique war nicht zu sehen. Bruno schätzte den Zug auf rund hundertfünfzig Teilnehmer. Sämtliche *écologes* aus Saint-Denis waren gekommen. Mindestens ein Drittel waren Frauen, und von den etwa zwanzig Kindern kannte er die meisten aus dem *collège*. Sorgen machte ihm nur eine kleine Gruppe junger Leute mit schweren Stiefeln, Kapuzenpullis und verdächtig viel Gepäck auf dem Rücken. Sie drängten vom Ende des Zuges immer weiter nach vorn. Er wandte sich Jules zu, dem dienstältesten Gendarm vor Ort, und machte ihn diskret auf die Gruppe aufmerksam. Jules nickte und informierte seine Männer.

Bruno schlenderte auf Alphonse und seine beiden Gesprächspartner zu. Einer der jungen Rowdys hatte sich bis zu ihnen durchgeschlagen. Bruno machte eine Kehrtwendung und traf wie zufällig mit dem Ellbogen auf den Rucksack, der sich eindrücken ließ, als wäre er mit etwas Flüssigem gefüllt. Immerhin keine Steine, dachte er.

»Alles klar?«, fragte Bruno. Alphonse nickte, reichte einem der beiden Männer sein Transparent und drehte sich um in Richtung Tor.

»Vielleicht machst du mich mit deinen Freunden bekannt. Ich nehme an, sie sind von *Aquitaine Verte*«, sagte Bruno in freundlichem Plauderton.

»Tja, also... «

Bruno schüttelte bereits dem einen die Hand und stellte sich als Ortspolizist vor, hieß die beiden in Saint-Denis willkommen und wünschte ihnen einen angenehmen, friedlichen Aufenthalt in der Stadt. Der eine war, wie Bruno aus dem kurzen Wortwechsel mit ihnen erfuhr, Mitglied des *conseil régional*, der andere ein Kandidat der Grünen für die nächsten Parlamentswahlen. Der Junge mit dem Rucksack hatte es unterdessen offenbar eilig, in der Menge unterzutauchen. Als sich Alphonse schließlich im zunehmenden Gedränge dem Tor näherte, ging Bruno auf die Rugbyspieler am Straßenrand zu.

»Wenn's Ärger gibt, schnappt euch die Kapuzenjungs und haltet sie in Schach, aber möglichst sacht«, flüsterte er dem Baron zu und kehrte dann zum Tor zurück, wo sich Alphonse und der Bürgermeister mit dem Rücken zur Menge angeregt miteinander unterhielten. Bruno verzichtete auf das Megaphon, bestieg die Trittleiter und zog jenes Stimmregister, das er sich beim Militär angeeignet hatte.

»Willkommen in Saint-Denis, wo wir das Recht auf Versammlungsfreiheit sehr ernst nehmen, vorausgesetzt, es wird in friedlicher Absicht wahrgenommen. Wir sind stolz auf die Wissenschaftler und Laboranten unseres Forschungsinstituts, die sich dafür einsetzen, dass der Hunger in der Welt besiegt wird und das Périgord das landwirtschaftliche Herzland Frankreichs bleibt. Unser hochgeschätztes Ratsmitglied Alphonse Vannes von der Partei der Grünen - er dürfte den meisten von Ihnen bekannt sein - wird jetzt ein paar Worte zu dem Thema sagen, das Sie hierhergeführt hat. Danach möchte Ihnen der Bürgermeister ein paar interessante Neuigkeiten vortragen.«

Bruno sprang nach unten, reichte Alphonse das Megaphon und half ihm auf die Leiter. Im

Hintergrund sah er Dominique auf einem Fahrrad vorsichtig an der Lkw-Kolonne vorbei auf die Rugbyspieler zuradeln, von denen sie fast alle noch aus der Schulzeit kannte. Vor der Gruppe angekommen, hüpfte sie vom Rad und gab es einem von ihnen in Verwahrung.

Alphonse erhob seine Stimme. Er war kein geborener Redner und hatte Probleme mit dem Megaphon, das zu kreischen anfang oder komische Rülpslaute von sich gab, wenn er vor lauter Aufregung zu heftig hineinsprach. Wozu es zum Glück nur zwei- oder dreimal kam. Bruno hatte Alphonse bewusst als Hauptredner ausgesucht, weil er wusste, dass dieser kein besonders feuriger Redner war. Er sprach von den Gefahren der Gentechnik, belegte seine Behauptungen mit statistischen Zahlen und pries die biologische Landwirtschaft, allerdings mit so wenig Verve, dass viele seiner Zuhörer schon nach wenigen Sätzen gelangweilt waren, was ihm selber offenbar nicht entging, denn er schlug plötzlich einen anderen Ton an und bezichtigte das Forschungsinstitut illegaler, weil ungenehmigter Freilandversuche. Jetzt zeigten seine Worte ein bisschen mehr Wirkung, insbesondere bei den Radikaleren, die » *Arrêtez omg*« zu skandieren anfangen, und als er, vielleicht weil er nichts mehr zu sagen wusste, den Slogan aufgriff, stimmte bald die Menge mit ein, angefeuert von den Kapuzenjungs, die rhythmisch in die Hände klatschten.

Bruno zupfte Alphonse am Ärmel. »Immer mit der Ruhe«, mahnte er, worauf Alphonse seine Rufe einstellte. Zu spät, die Stimmung war aufgeheizt. Die Menge wurde lauter und rückte vor. Von Bruno dazu aufgefordert, versuchte Alphonse zu beschwichtigen, doch aus irgendeinem Grund funktionierte das Megaphon nicht mehr, und seine Worte gingen unter. Als Bruno sah, wie die jungen Kapuzen mit ruppigem Körpereinsatz die vorderen Reihen zum Tor hindrängten, stellte sich Bruno neben Alphonse auf die Leiter und gab dem Baron über die Köpfe der Menge hinweg ein Zeichen. Die Rugbymannschaft setzte sich in Bewegung.

Plötzlich sauste etwas Schwarzes durch die Luft, gleich darauf ein zweites Wurfgeschoss, das wie das erste einen Schwanz hinter sich herziehen schien und in hohem Bogen über das Tor hinweg auf das lange Gewächshaus neben dem Institutsgebäude zuflog. Bruno zog Alphonse von der Leiter, packte sich das Megaphon und schaltete es ein. Drei, vier, fünf weitere Wurfgeschosse waren in der Luft, als das erste auf das Glasdach traf, platzte und rote Farbe verspritzte. Ein zweiter Beutel zerriss noch in der Luft und ließ seinen Inhalt auf die Gendarmen und Institutsangestellten hinter dem Tor herabregnen.

Bruno merkte sich, von wo die Beutel geschleudert wurden - das, was offenbar in den Rucksäcken gesteckt hatte -, und drückte dem Bürgermeister das Megaphon in die Hand. An Jules und die Gendarmen gewandt, rief er »Mir nach!« und drängte durch die Menge. Der junge Bursche, der ihm bereits in die Quere gekommen war, holte gerade wieder zum Wurf aus. Bruno packte ihn beim Arm und zerrte ihn zu Boden. Der Farbbeutel platzte und besudelte die, die hinter ihm standen. Bruno riss ihm den Rucksack von den Schultern, nahm einen Beutel heraus und kippte den Inhalt über den jungen Mann am Boden aus. Dann drehte er sich um, schleuderte den Beutel, den er in der Hand hielt, einem anderen Kapuzenträger entgegen und nahm in Kauf, dass der Gendarm, der diesen schon am Schlafittchen hatte, die halbe Ladung abbekam.

Jules hatte seinerseits einen Burschen im Schwitzkasten, während ein dritter vor zwei Gendarmen Reißaus nahm. Die Rugbyjungs machten sich über andere her. Aus allen Richtungen spritzte rote Farbe. Die Schlachtrufe waren verstummt, die Menge löste sich hektisch auf. Einer der Rowdys kam auf Bruno zugerannt und führte den Stock seines Transparents wie eine Lanze. Bruno wich aus, packte den Stock und hebelte den Burschen aus, so dass dieser in vollem Lauf zu Boden ging.

Mit dem Krawall war es plötzlich vorbei. Der Bürgermeister bestieg die Trittleiter und hob das Megaphon an den Mund. Doch was er zu sagen hatte - nämlich dass Klage eingereicht worden sei -, schien kaum jemanden zu interessieren. Die Menge lief auseinander. Max hatte seinen Arm schützend um Jacquelines Schulter gelegt und führte sie zurück in die Stadt. Dominique kümmerte sich um einen älteren Mann, der auf dem Boden hockte und sich den Kopf hielt. Die Randalierer waren von den Gendarmen und den Rugbyspielern eingekesselt.

Bruno drehte sich um, trat unversehens in eine Farbpfütze und rutschte aus. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre der Länge nach hingeschlagen. Und ausgerechnet in diesem Moment, als er sich mit wilden Verrenkungen auf den Beinen zu halten versuchte, zuckten Blitzlichter auf. Natürlich, die Demonstranten hatten die Presse informiert. Bruno öffnete das Tor und ließ die Festgenommenen auf den Hof führen, wo ihnen Handschellen angelegt wurden.

Mit Sirenengeheul und quietschenden Bremsen hielt ein großer dunkelblauer Bus mit abgedunkelten Fensterscheiben am Straßenrand an. Als die Tür aufging, sah Bruno den *brigadier* neben dem Fahrer stehen, festgeklammert an einer Haltestange. Jeweils zu zweit sprangen insgesamt dreißig ganz in Schwarz gekleidete Gestalten aus dem Bus und bildeten davor eine wie mit dem Lineal gezogene Reihe. Sie trugen Helme und Schutzwesten, Schilde und Knüppel. Die *compagnies républicaines de sécurité*, die gefürchtete mobile Einsatzpolizei Frankreichs, war mit einer Truppe harter, durchtrainierter und mitleidloser Männer angerückt.

Die Demonstranten hatten es plötzlich eilig, die in der Stadt parkenden Busse zu erreichen. Zurück blieben etliche weggeworfene Rucksäcke, aus denen Farbe sickerte; und die beiden Politiker, die den Zug angeführt hatten und nun, von oben bis unten mit Farbe bekleckert, der reglosen Phalanx der Einsatzpolizei gegenüberstanden. Inzwischen war auch der *brigadier* aus dem Bus gestiegen. Er schaute sich um und nickte Bruno anerkennend zu.

»Es scheint, Sie sind allein zurechtgekommen. Dass ich Verstärkung geholt habe, war offenbar nicht nötig«, sagte er und betrachtete die roten Lachen auf der Straße. »Hoffentlich behauptet niemand, dass wir hier ein Blutbad angerichtet hätten.«

»Wer so was behaupten würde, stünde anschließend ziemlich dumm da. Die Überwachungskameras des Forschungsinstituts haben alles aufgenommen.«

Der *brigadier* nickte. »Ich übernehme die Festgenommenen. Wie viele sind es? Ich sehe da acht oder neun. Sachbeschädigung und Landesfriedensbruch, das sollte für eine Anklage reichen. Ich werde die Verhöre selbst durchführen und ihre Wohnungen durchsuchen lassen. Aus den Handys und Computern, die wir konfiszieren, werden wir wohl jede Menge Adressen herausbekommen. Vielen Dank, Bruno, es hat sich gelohnt. Und ihre kleine Stadt ist bemerkenswert ruhig geblieben.«

»Ich möchte Sie ausdrücklich darauf hinweisen, dass Ihre Verdächtigen Alphonse und Dominique nichts mit den Krawallen zu tun hatten.«

Der *brigadier* zog die Augenbrauen hoch, drehte sich um und setzte die Einsatzkräfte in Bewegung. Im Gleichschritt trabten sie auf den Hof des Forschungsinstituts, um die Festgenommenen abzuführen. Wieder an Bruno gewandt, sagte der *brigadier*. »Würden Sie mich jetzt bitte Ihrem Bürgermeister vorstellen?«

Anders als die meisten französischen Kleinstädte hatte Saint-Denis nicht nur einen Wochenmarkt, sondern gleich zwei. Auf diese Besonderheit machte Bruno gern aufmerksam, wenn von seiner Stadt die Rede war, obwohl er selbst nur selten Zeit fand, den zu Recht berühmten Alten Markt zu besuchen, der nach königlichem Erlass seit 1347 an jedem Dienstag stattfand. Dafür besuchte er samstags in aller Regelmäßigkeit den sogenannten Neuen Markt, der 1807 von einem der neuen Präfekten des Kaisers Napoleon eingerichtet worden war, erstens, weil er Geld für den Bau der neuen Steinbrücke brauchte und weil er, zweitens, dem Cousin seiner Frau, der eine Weberei betrieb, Kunden zuführen wollte. Ein zweiter Markt, der die Zolleinnahmen an der Brücke und den Absatz an Wollstoffen verdoppeln würde, war also aus wirtschaftlichen Gründen eine gute Idee. Tatsächlich aber blieben die Umsätze des Samstagsmarktes weit hinter den Erwartungen des Präfekten zurück. Es fanden sich von Anfang an zu wenige Händler, die an diesem Tag ihre Stände aufbauen mochten.

Gleichwohl hatte der Neue Markt überlebt, wenn auch nicht als großes Geschäft, so doch als eine gerngesehene und nützliche Bereicherung des städtischen Lebens. Bruno bewunderte die Geduld und Ausdauer seiner Betreiber. Verglichen mit dem großen Markt am Dienstag mit seinen über hundert Ständen, die den Platz vor der *mairie* füllten und sich entlang der gesamten Rue de Paris bis hin zum Paradeplatz vor der Gendarmerie reihten, war der Samstagsmarkt eine eher familiäre Veranstaltung. Selten wurden mehr als ein Dutzend Stände aufgebaut; dafür reichte der kleine Parkplatz, auf dem wochentags der Bürgermeister und sein Personal ihre Autos abstellten. Im Winter rückte man unter den Arkaden des Bürgermeisteramtes zusammen und wärmte sich an dem Kohlenbecken, das Brunos kleiner Beitrag für den Fortbestand dieser Tradition war.

Bruno traf hier seine Freunde, so auch an diesem stillen Septembermorgen. Stéphane und seine Tochter Dominique verkauften Milch, Käse und Joghurt. Gleich daneben schenkte Raoul, der Weinhändler, seine Kostproben aus, und auf dem Stand von Yves türmten sich Obst und Gemüse. Der Fischhändler und der *charcutier* stritten sich um den günstigsten Standplatz am Rande der Brücke. Die alte Marie war mit ihren Enten, Eiern und *magrets* wie immer unter dem ersten Brückenbogen, wo sie ihre fetten Gänselebern in einer Kühlbox versteckt hielt, weil deren Verkauf nicht ganz legal war. Die dicke Jeanne schob sich mit ihrer lederen Geldtasche von Händler zu Händler, begrüßte jeden mit *bisous* und kassierte die von der Stadt erhobene Standgebühr.

Die Luft war frisch, und die Sonne schien angenehm warm, so dass Fauquet bislang darauf verzichten konnte, die Sonnenschirme über den Tischen vor seinem Café aufzuspannen. Es hatten sich schon ein paar Gäste eingefunden, die Zeitung lasen und Croissants knabberten. Auf den Wellen der Furt, wo der Fluss nahe dem Ufer über Kieselsteine sprang, tanzten unzählige Lichter. Ein Stück weiter unten trankten Reiter ihre Pferde, vor denen gerade eine Entenflottille entlangpaddelte. Die Zeiger der Uhr über dem Portal der *mairie* standen auf zehn, und die Glocken der Kirche an der Rue de Paris fingen zu läuten an.

Bruno stand auf den Eingangsstufen des Bürgermeisteramtes, nahm die vertraute Szene mit ihren gemächlichen Abläufen in sich auf und genoss wieder einmal das Gefühl, in den Rhythmen seiner Wahlheimat mitzuschwingen. Er kannte alle Händler persönlich, auch die meisten ihrer Kunden und sogar manches Geheimnis aus ihrem Leben. Was würde Bondino an Veränderungen mit sich bringen? Es gäbe gewiss mehr Jobs und Geld und wahrscheinlich auch mehr amerikanische Touristen, und womöglich würden an einem besonders prächtigen Stand Bondino-

Weine zu kaufen sein, eine harte Konkurrenz für Raouls Auswahl an Bergerae-Weinen. Doch damit konnte man leben. Warum also hatte er, Bruno, so viele Bedenken? Warum hatte er Angst, dass vieles von dem, was ihm an Saint-Denis lieb und teuer war, verlorengehen könnte?

Es versetzte ihm einen kleinen Stich, als er plötzlich in einem der Einkäufer, die an den Ständen entlangzogen, Bondino erkannte. Bruno fragte sich, ob der Amerikaner wohl die gestrige Ausgabe der *Sud-Ouest* gelesen hatte mit dem Bericht auf der ersten Seite unter der Schlagzeile »Krawalle in Saint-Denis« und einem Foto der Bereitschaftspolizei, die Demonstranten in Handschellen abführte. Bondino trug Jeans und ein Polohemd. Mit seiner Kamera vorm Bauch sah er aus wie ein ganz normaler Tourist. Er kaufte Honig und Bienenwachskerzen von Margot, der Haushälterin des pensionierten Priesters von Saint-Belvédère. Anschließend ließ er sich von Alphonse ein paar *crottins* einpacken, ging dann zügig an dem Mann vorbei, der Muscheln und Austern verkaufte, und kam geradewegs auf Bruno zu.

»*Bonjour, Monsieur*«, grüßte er und streckte die Hand aus. »Ein schöner Markt und überhaupt eine schöne Stadt. Saint-Denis hat wirklich Charme.« Er lächelte und entschuldigte sich für sein schlechtes Französisch. Dann zeigte er mit verdutzter Miene auf einen Stand hinter Bruno.

Pierrot hatte seinen Führerschein zurück und kam jetzt wieder regelmäßig mit seiner uralten Schrottmühle auf den Markt, einem Citroën-Bus mit aufklappbarem Seitenteil und vollgestopft mit einem recht ungewöhnlichen Sortiment an Waren: Trauerbekleidung, Filzpantoffeln, bunte Schals und Schürzen, wie sie früher von Bäuerinnen getragen wurden. In kleinen Schubkästen steckte allerlei nützlicher Kram, nach dem man auf anderen Wochenmärkten vergeblich suchte: Farbbänder für Schreibmaschinen, Haken und Ösen, Glühstrümpfe für Paraffinlampen, Stricknadeln oder auch Stopfpilze.

»Pierrots Bus ist gerade für Bauern, die weit außerhalb wohnen, die reinste Fundgrube«, erklärte Bruno. Bondino war sichtlich beeindruckt von Pierrots Auslage, den Handmixern und Dosenöffnern und Blasrohren zur Verabreichung von Medikamenten bei Kühen und Schweinen. Pierrot selbst kümmerte sich kaum um seine Ware. Er saß meist im Café oder half Raouls Kunden bei der Verkostung von Weinen, weshalb er sechs Monate auf seinen Führerschein hatte verzichten müssen.

Bruno verabschiedete sich von Bondino, als der sich am Obststand ein paar der letzten Erdbeeren dieses Jahres abwiegen ließ, und steuerte auf Fauquets Café zu. Lächelnd und mit ausgestreckter Hand kam plötzlich Jacqueline auf ihn zu. Er tippte sich salutierend an die Schirmmütze und schüttelte ihr die Hand.

»Noch nichts eingekauft?«, fragte er mit Blick auf ihre leere Tasche.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin mit jemandem zum Kaffee verabredet«, antwortete sie. »Übrigens, Kompliment, wie Sie auf die Randalie bei der Demo reagiert haben.«

»Max scheint Sie früh genug in Sicherheit gebracht zu haben«, sagte er.

Sie zuckte mit den Schultern. »Solche Aufmärsche sind nicht meine Sache. Ich bin nur Max zuliebe mitgegangen. Gentechnik ist für ihn ein rotes Tuch. Und was ist mit Ihnen? Sind Sie im Dienst?«

Er nickte. Auch er wollte gerade eine Kaffeepause einlegen und anschließend ins Büro gehen, um zu sehen, ob Isabelle eine weitere Mail geschickt hatte. Sie wollte ja an diesem Wochenende kommen, hatte aber nichts mehr von sich hören lassen. Seine Handynummer war dieselbe geblieben. Sie wusste, wie sie ihn erreichen konnte. Trotzdem wollte er kurz nachsehen, ob eine

neue Mail eingegangen war. Für alle Fälle.

»Ich werde später einem Freund bei seiner *vendange* helfen«, sagte Bruno. »In diesem Jahr ist es zwar noch ein bisschen zu früh dafür, aber er erntet seine Trauben immer stur zur selben Zeit. Danach gibt's einen Riesentopf *cassoulet*, das ist bei ihm Tradition.«

»Kann er noch zusätzliche Helfer gebrauchen?« Sie sprach ein einwandfreies Französisch, hatte aber jenen Quebecer Akzent, der an die Bretonen und Gascogner erinnerte, die im 18. Jahrhundert ausgewandert waren, um in der Neuen Welt ihre *fleur-de-lys* zu pflanzen. »Ich würde schrecklich gern an einer französischen Weinlese teilnehmen. Es wäre das erste Mal für mich.«

Bruno musste seine erste Einschätzung revidieren; wie sich Jacqueline jetzt gab, so voll von jugendlichem Eifer, gefiel sie ihm schon viel besser. Er lächelte sie an. »Aber sicher, er wird sich freuen, wenn Sie mit anpacken. Ich schlage vor, wir trinken vorher noch einen Kaffee bei Fauquet, und ich verrate Ihnen, worauf Sie sich einlassen. Haben Sie überhaupt schon einmal Trauben gelesen?«

»Oft, in den Staaten und auch in Australien, wo ich ein paar Semester studiert habe.« Sie trug Jeans, die in hohen Stiefeln steckten, und einen Rucksack, der aus Armeebeständen zu stammen schien.

»*Bon*, vielleicht ziehen Sie sich vorher noch ein paar alte Klamotten zum Arbeiten an. Ich könnte Sie hier im Café abholen, so gegen elf. Am einfachsten wäre es allerdings, wenn Sie mit meinem Freund Montsouris vorangingen. Er ist ein beinhardter Kommunist und wünscht sich, Stalin würde noch leben. Er freut sich bestimmt, wenn Sie ihn begleiten.«

Fauquets Café hatte sich inzwischen gefüllt. Wie gewöhnlich legte das Marktvolk um diese Zeit eine kleine Pause ein. Fauquet, geschniegelt und adrett in seinem weißen Kochjackett und mit der weißen Haube auf dem Kopf, kam hinter der verzinkten Theke hervor, um Bruno zu begrüßen und ihm mitzuteilen, dass die letzte Lade Croissants soeben erst aus dem Ofen gekommen und noch warm sei.

»Heute nicht, *mon vieux*. Ich muss Platz lassen für Joes Eintopf und trinke nur schnell einen Kaffee.« Bruno ging durch den Gastraum, schüttelte Hände und stellte Jacqueline als Huberts neue Praktikantin vor. Die Männer machten ihr galante Komplimente, verbeugten sich vor ihr und deuteten einen Kuss auf die ihnen gereichte Hand an. Pierrot lud sie spontan zu einem *petit blanc* ein, worauf sich Pascal nicht lumpen lassen wollte und ihr einen *café crème* bestellte. Fauquet nahm seine Kochmütze vom Kopf. Montsouris wischte mit einer Papierserviette die Sitzfläche eines Barhockers ab, rückte ihn in den Kreis der Männer und reichte der jungen Frau die Hand, um ihr beim Aufsitzen zu helfen.

Lachend nahm sie Platz und stand ihren Bewunderern artig Rede und Antwort, wobei sie aber immer wieder, wie Bruno bemerkte, zum Fenster schielte. Plötzlich schien sie es eilig zu haben. Sie sprang vom Hocker und eilte zur Tür, blieb aber ebenso plötzlich wieder stehen. Bruno folgte ihrem Blick und sah Max auf Stéphanes Stand zugehen, von dem ihm Dominique entgegenkam. Die beiden umarmten sich und verschwanden hinter einer der Säulen, die das Vordach der *mairie* stützten. Vielleicht reden sie über den Brandanschlag, dachte Bruno, oder über die Demo. Er hätte sie gern belauscht. Jacqueline nahm wieder Platz und setzte die Plauderei mit den Männern fort, als wäre nichts geschehen. Erstaunlich beherrscht, fand Bruno.

»Heute erntet also Joe seine Trauben, und danach gibt's, wenn ich richtig verstanden habe, *cassoulet*«, sagte sie.

»Wir ernten seine Trauben«, bemerkte der alte Pierrot knurrig. »Joe ist ein gerissener Gauner. Er lässt uns zur Weinlese antanzen, bleibt aber selbst zu Hause und kocht.«

»Was beklagst du dich, Pierrot?« Fauquet grinste und zwinkerte Jacqueline zu. »Immerhin scheint dir im Gegensatz zu uns seine Plörre ja doch zu schmecken, oder etwa nicht?«

»Sei nicht ungerecht«, sagte Bruno. »Wir alle machen aus Joes Wein unseren *vin de noix* und unser *eau de vie*. Dafür ist er allemal gut.«

Er war es gewohnt, ausgelacht zu werden, wenn er Joe in Schutz zu nehmen versuchte, der sein Vorgänger im Amt des *chef de police* von Saint-Denis war. Joes kleine Parzelle war schlecht drainiert und lag ziemlich ungünstig zwischen dem Rugbystadion und der Anlage des Tennisclubs. Es war das einzige Stück Land, das Joe besaß und je besessen hatte, und sein Wein schmeckte, wie Bruno fand, jedenfalls nicht schlechter als der *pinard*, den es beim Militär zu trinken gab - für jeden einen Liter billigen Rotwein pro Tag, der Beitrag des französischen Staates an seine Soldaten, die die *tricolore* durch die Höhen und Tiefen der Geschichte begleiteten.

»Du machst dir was vor, Bruno«, sagte Montsouris, der einzige Kommunist im Stadtrat, ein großgewachsener, bulliger Eisenbahner. »An seinem Wein hat er doch überhaupt kein Interesse. Der Rugbyclub ist scharf auf sein Land, und er lässt nur deshalb Rebstöcke darauf wachsen, weil er für eine Weinparzelle viel mehr verlangen kann.«

»Und hier haben wir noch einen Nordamerikaner, der unsere Stadt besucht, Monsieur Bondino«, sagte Bruno, als der junge Mann, mit Einkaufstaschen bepackt, das Lokal betrat. Als er Jacqueline sah, blieb er wie angewurzelt stehen. Sie musterte ihn mit kühler Miene, schien ihn dann aber wiederzuerkennen und grinste bis über beide Ohren. Sie gaben sich die Hand und sprachen Englisch miteinander, viel zu schnell, als dass Bruno mit seinen begrenzten Englischkenntnissen hätte folgen können, doch er schnappte von Jacqueline die Wörter »Wein« und »Bondino« auf und schloss daraus, dass sie den Familiennamen kannte und ihn mit dem Weinkonzern in Verbindung zu bringen wusste.

Bruno wollte sich gerade verabschieden, als er Montsouris' Frau mit entschlossenem Schritt aufs Café zusteuern sah. Schmunzelnd stellte er sich vor, was wohl gleich passieren würde, wenn sie ihren Mann dabei überraschte, wie er Jacqueline den Hof machte. Madame Monsouris war nicht nur um einiges linientreuer als ihr Mann, was ihre kommunistische Gesinnung anging, sondern auch sehr viel rigoroser in Sachen ehelicher Moral. Bruno dankte dem Himmel, dass er selbst ledig war, und stellte sich darauf ein, anstelle des armen Montsouris Jacqueline zu dem kleinen Weingarten hinter dem Rugbystadion führen zu müssen. Er eilte über den Platz und hinauf in sein Büro, wo er im Posteingang seines Mailservers nachschaute und zum dritten Mal in kurzer Folge sicherstellte, dass sein Handy eingeschaltet und der Akku aufgeladen war. Von Isabelle aber war immer noch keine Nachricht eingegangen.

Joe war nicht besonders wählerisch, und so wanderten nicht nur die Früchte der vierzig Rebstockreihen in das uralte Holzfass, sondern auch die Trauben von den schattigen Terrassenspalieren und Hecken seiner Nachbarn. Für ihn waren alle Trauben gleich, und er hatte auch nichts dagegen, wenn sich eine Handvoll Brombeeren daruntermischte.

»Das meiste ist wohl Cabernet Sauvignon, dann sehe ich da noch zwei, drei Reihen Merlot und ein paar Stöcke Cabernet Franc - also das, was man hier in der Gegend erwarten kann«, sagte Jacqueline mit Kennerblick auf Joes Weinstöcke, zwischen denen Männer und Frauen, jung und alt, und auch einige Kinder bei der Arbeit waren und blaue Plastikkübel, gefüllt mit Trauben, auf dem Anhänger hinter Joes altem Traktor entluden.

Bondino, der mit Jacqueline Kaffee getrunken hatte und von ihr eingeladen worden war mitzukommen, als Bruno sie bei Fauquet abgeholt hatte, schien sich köstlich zu amüsieren. »Wie vor hundert Jahren«, sagte er. »Ganz ohne Maschinen.« Er bückte sich, musterte Joes Trauben mit kritischem Blick und schüttelte den Kopf.

»Lassen Sie sich von Bruno nicht in seinen Keller führen, Mademoiselle«, rief Jeanne über ein Dutzend Rebstockreihen hinweg, nachdem Bruno Jacqueline und Bondino als freiwillige Helfer vorgestellt hatte.

»Ach, da sind ja auch noch Mourvèdre- und Cinsaut-Reben und sogar ein Petit Verdot. Die jetzt schon zu ernten ist wirklich viel zu früh«, fuhr Jacqueline fort. »Mich laust der Affe, ich glaub, das ist ein Carignan, obwohl ich die Sorte noch nie in natura gesehen habe. Wie kommt man bloß an all diese Pflanzen? Das ist kein Weinfeld, das ist ein Weinmuseum.«

Sie hatte sich umgezogen und trug jetzt Turnschuhe und einen bauschigen Baumwollswear mit den Buchstaben ucd auf der Brust. Die langen vollen Haare waren zu einem lockeren Knoten hochgesteckt, und statt der engen Jeans hatte sie eine weite Cargohose an, die überall Taschen zu haben schien. Aus einer zog sie ein paar dünne Gummihandschuhe, aus der anderen eine seltsam gebogene Schere, die offenbar eigens zum Schneiden von Trauben gedacht war. Bruno profitierte immer gern vom Wissen echter Experten und hörte aufmerksam zu.

»Der Boden hier ist ziemlich schlecht«, fuhr sie fort. »Keine Dränage, zu viel Lehm, nicht genug Steine und wahrscheinlich voll von Nährstoffen, die für Reben nicht gut sind. Überall wuchert Unkraut, und dass Joe seine Stöcke jemals ordentlich beschnitten hat, wage ich zu bezweifeln. Das Laub ist viel zu dicht, da kommt doch überhaupt keine Sonne an die Trauben.«

Sie schaltete plötzlich auf Englisch um, plapperte wieder viel zu schnell für Bruno, doch es schien, dass sie nur übersetzte, was sie soeben gesagt hatte, und sie zeigte wie vorhin auf die verschiedenen Weinsorten. Bondino nickte anerkennend.

»Sie können all die Sorten auf den ersten Blick unterscheiden?«, fragte Bruno.

»Nun ja, natürlich nicht alle. Den Carignan kannte ich zum Beispiel nicht. Aber im Hotel habe ich mir noch mal mein Bestimmungsbuch vorgenommen und angesehen, welche Sorten im Südwesten Frankreichs wachsen. Immerhin, die meisten kenne ich. Ich bin zwischen Rebstöcken aufgewachsen und war vier Jahre an der ucd.«

»UC... was?«

»Universität von Kalifornien, Davis. Das ist der Campus mit dem Institut für Agrar- und Ernährungswissenschaften, an dem ich studiert habe. Anschließend war ich für ein Jahr in

Adelaide, Australien, dem besten Ort in der südlichen Hemisphäre, um Erfahrungen in der Weinbranche zu sammeln. Und darauf legen meine Eltern Wert, ich soll ja mal den Familienbetrieb übernehmen. Übrigens, Bruno, was ich Sie noch fragen wollte, Sie kennen sich in Saint-Denis doch bestens aus. Im Hotel möchte ich nicht länger bleiben. Wissen Sie von einem Zimmer oder einer kleinen, billigen Wohnung, wo ich zur Miete einziehen könnte? Irgendwas in Stadtnähe. Der nette Mann vom Fahrradladen will mir ein Rad leihen. Damit wäre ich dann mobil...«

Sie stockte und starrte über Brunos Schulter hinweg. Er drehte sich um und sah Max und Alphonse kommen, die mit freudigem Hallo die anderen Pflücker begrüßten. Max steuerte auf die beiden zu und winkte, doch Jacqueline kehrte ihm den Rücken und nahm das Gespräch mit Bondino wieder auf.

Bruno ging los, um für sich und die anderen Sammelkübel und Scheren zu besorgen. Max stürmte mit einem knappen »*Bonjour*« an ihm vorbei. Bruno glaubte, er sei vielleicht noch eingeschnappt oder nervös, weil er unter Verdacht stand, sah aber dann, dass er auf Jacqueline zueilte. Doch die zeigte ihm die kalte Schulter.

Hatte es tatsächlich Streit zwischen ihnen gegeben? Oder versuchte sie nur, den einen jungen Mann gegen den anderen auszuspielen? Max schien zu zögern, er war offenbar wütend und zugleich verwirrt. Er würde, was Frauen anging, noch viel zu lernen haben, dachte Bruno und musste sich sogleich eingestehen, dass dies wohl auch für ihn selbst galt. Wie oft hatte er nun schon nachgesehen, ob eine sms für ihn eingegangen war? Warum hatte sich Isabelle immer noch nicht gemeldet? Und was, wenn sie es täte? Machte er sich wirklich Hoffnung, zwischen ihnen wäre alles beim Alten und er könnte gleich wieder mit ihr ins Bett steigen? Wie er sich kannte, würde er schrecklich gehemmt sein und versuchen, seine Nervosität mit Angebereien zu überspielen. Und Isabelle? Sie würde wahrscheinlich nicht weniger verunsichert sein, vielleicht sogar reserviert und nicht bereit, sich sofort wieder auf ihn einzulassen.

Wer weiß? Immerhin war sie es, die sich gemeldet hatte und nach Saint-Denis kommen wollte, in sein Revier, und deshalb würde sie entscheiden müssen, wie sich das Wiedersehen gestaltete. Er würde sich nach ihr richten und aus ihrem Verhalten herauszulesen versuchen, was sie wirklich wollte. Während er fleißig Trauben schnitt, fragte sich Bruno, ob es der Polizeibeamte in ihm war, der so neugierig beobachtete, wie sich andere gaben. Nach seiner Erfahrung war das öffentliche Bild einer Person zwar meist reichlich unscharf, aber doch voller nützlicher Hinweise darauf, wie diese Person zu sein wünschte. Und das galt auch für ihn. Bruno wünschte sich, so gelassen und selbstbewusst, lebensklug und geduldig zu sein, wie er auf andere zu wirken versuchte.

In Wahrheit aber neigte er zu Bequemlichkeit und Trägheit; um halbwegs gut zu funktionieren, brauchte er einen klar geregelten Tagesablauf und strenge Selbstdisziplin. Doch so oder ähnlich erging es wahrscheinlich vielen, und außerdem hielt man die eigenen Fehler und Mängel ja ohnehin meist für gravierender als von der Öffentlichkeit wahrgenommen. Jacqueline, die nach außen hin recht souverän wirkte, war vielleicht gar nicht so selbstsicher, wie sie auch jetzt im Beisein ihrer zwei Bewunderer tat. Während sie munter mit Bondino auf Englisch plauderte, speiste sie Max, der kleinlaut dabeistand, mit knappen Bemerkungen auf Französisch ab.

Sie schob mit der Hand das dichte Weinlaub auseinander und blickte durch die Lücke auf Bruno. »Hat Ihr Freund seine Stöcke jemals zurückgeschnitten? Da kann doch nichts draus werden. Wie schmeckt sein Wein überhaupt?«

»Gewöhnungsbedürftig«, antwortete Bruno. »Aber manche gewöhnen sich nie daran.«

»Allerdings«, bestätigte Max, der zusammen mit Bondino die Nachbarreihe aberntete. »Einfach scheußlich.« Und an Bondino gerichtet, bemerkte er säuerlich: »So wie die in Massen produzierte *merde* aus der Neuen Welt, dieser gezuckerte Traubensaft, dem man Alkohol unterrührt.«

Aha, dachte Bruno. Die Jungbullen scharren mit den Hufen.

Bondino schien Max zu ignorieren, vielleicht hatte er ihn auch nicht verstanden. »Warum helfen Sie dann? Bekommen Sie Geld dafür?«, erkundigte er sich mit einem fragenden Blick zu Bruno.

»Nein, aber ein leckeres Essen und nette Gesellschaft«, antwortete der. »Joe ist ein guter Freund von mir. Wir helfen uns gegenseitig. Alle, die Sie hier sehen, sind Freunde oder miteinander verwandt, und sie kommen jedes Jahr zur Weinlese.«

»Aber warum machen Sie sich diese Arbeit, wenn er auf seinen Wein keinen Wert legt? Ich verstehe das nicht«, sagte Jacqueline.

»Sie haben da eine Traube übersehen. Und ein Stück weiter daneben noch eine.«

»Die hab ich absichtlich hängen lassen«, schnappte sie. »Manche sind viel zu vergammelt.«

»Schneiden Sie sie trotzdem. Joe ist nicht wählerisch.«

Sie warf den Kopf in den Nacken und reagierte nicht. Bruno ging zu ihr und schnitt ab, was sie hatte hängen lassen. Nur einige wenige Beeren waren geplatzt oder verschrumpelt. Er zupfte sie heraus und legte die Trauben in den Kübel.

»In Kalifornien wären Sie jetzt gefeuert«, sagte sie und betonte das Satzende wie eine Frage. Bruno war schon aufgefallen, dass sie das häufig tat.

»Vielleicht hätten sie dich auch abgeknallt«, grinste Max.

»Wären wir in Kalifornien, würde ich nicht bei der Weinlese helfen«, entgegnete Bruno. »Es sei denn, ein Freund würde mich darum bitten. Und wenn ich ihm dann helfe, halte ich mich an seine Regeln. Hier gelten die von Joe. Auch für Sie.«

Angenehm gesättigt von Joes *cassoulet*, wartete Bruno vor den Eingangsstufen zur *mairie*. Vor der um drei Uhr angesetzten Trauung hatte der Bürgermeister noch eine Viertelstunde für die amtliche Abwicklung der Adoption freigehalten und damit einem Ratsmitglied eine Gefälligkeit erwiesen. Alphonse hatte sich um Max' rechtlichen Status nie groß gekümmert, außer dass er damit einverstanden gewesen war, auf dessen Personalausweis als nächster Angehöriger eingetragen zu werden, aber als er von Cresseils Ansinnen gehört hatte, war er hellauf begeistert gewesen.

»Wenn man einen jungen Mann hier halten will, gibt's doch nichts Besseres, als ihm ein Stück Land zu geben, oder?«, hatte er zu Bruno gesagt. »Ich dachte immer, wenn er erst einmal seinen Universitätsabschluss hat, wird er weggehen, nach Paris, Kalifornien oder sonst wohin.«

Die Hochzeitsgäste sammelten sich bereits auf dem Parkplatz neben der *mairie*, als Alphonse endlich mit seinem Wagen vorfuhr. Ausnahmsweise war Bruno diesmal nicht standesamtlich verpflichtet, der Trauung beizuwohnen. Zwei Saisonangestellte des Hotels Royal hatten nach einem ebenso arbeitsreichen wie leidenschaftlichen Sommer zu heiraten beschlossen, und zwar hier in Saint-Denis, da der Vertrag des Bräutigams als Barkeeper verlängert worden war. Bruno begrüßte die ihm bekannten Hochzeitgäste, unter denen er zu seiner Überraschung auch Pamela entdeckte. Sie trug einen Strohhut mit breiter Krempe und roter Satinschleife.

»Sie sehen wie immer großartig aus, geradezu majestätisch«, sagte er und küsste sie auf beide Wangen. »Aber Engländern sagt man ja ohnehin eine besondere Affinität zu ihrem Königshaus nach.«

»Mein lieber Bruno, Sie haben offenbar ausgiebig zu Mittag gegessen und getrunken«, erwiderte sie in ihrem fehlerfreien Französisch. »Waren Sie zur Weinlese bei Joe?«

»Ja, wie viele andere auch, denen es wie mir das Herz gebrochen hat, dass Sie nicht dabei waren.«

»Sie sind beschwipst, Bruno. Sei's drum. Übrigens hatte ich über Nacht Marie bei mir zu Gast, um sie vor ledigen Männern zu schützen.«

»Marie, die Braut? Ich wusste gar nicht, dass Sie mit ihr befreundet sind.«

»Sie hat mir im Sommer beim Zimmermachen geholfen, wenn die einen Gäste gingen und neue kamen. So wusste ich auch von dieser Romanze von Anfang an. Und weil mich die Braut gebeten hat, ihr heute beim Einkleiden zu helfen, musste ich Joe absagen.«

»Dann werden Sie wohl auch nicht dabei sein, wenn wir heute Abend die Trauben pressen. Schade. Ich muss jetzt los. Die Pflicht ruft. Oh, da fällt mir ein: In Huberts *cave* arbeitet eine Praktikantin aus Kanada, die eine Bleibe sucht, und ich dachte, vielleicht haben Sie noch einen *gîte* frei. Geben Sie mir Bescheid oder Hubert. Ihr Name ist Jacqueline. Entschuldigung, ich muss mich beeilen. Bis bald.« Er rannte die Stufen hinauf und erreichte den Ratssaal, als Cresseil gerade aus dem Fahrstuhl gehumpelt kam. Der Bürgermeister -mit seiner Schärpe in den Farben Frankreichs und seinem Orden der Ehrenlegion im Revers - trat grüßend auf sie zu.

»Wir brauchen noch einen Zeugen, Bruno«, sagte der Bürgermeister. »Alphonse scheidet in dieser Funktion aus, weil er Max' nächster Angehöriger ist.«

»Muss es ein französischer Staatsbürger sein?«

»Nein, solange er oder sie eine Adresse im *département* hat.«

Bruno eilte nach unten auf den Vorplatz zurück. Er musste nicht lange suchen, nahm Pamela bei der Hand und erklärte auf die Schnelle, was er von ihr wünschte, und noch ehe sie ein Wort sagen konnte, führte er sie durchs Treppenhaus nach oben. Sie war sichtlich verwirrt, hatte sich aber schnell wieder gefasst und grüßte, im Ratssaal angelangt, die Gruppe mit Handschlag. Sie kannte Alphonse und Max vom Sehen, war dem alten Cresseil aber noch nie begegnet.

»Francois Pontillon Cresseil«, hob der Bürgermeister an. »Wollen Sie den hier anwesenden jungen Mann Maximilien Alphonse Vannes an Sohnes statt annehmen, ihm Ihren Namen geben und selbst alle elterliche Verantwortung für ihn übernehmen, wie vom *Code Civil* unserer Republik verlangt?«

»Ja, das will ich - aus freien Stücken und als Bürger dieser Republik«, bestätigte der Alte und betrachtete Max mit stolzem Blick, als auch der auf die Frage des Bürgermeisters mit der vorgeschriebenen Formel antwortete. Bruno beobachtete die beiden und fragte sich wieder, ob und, wenn ja, was Max mit dem Brandanschlag zu tun gehabt haben könnte. Während der Demo hatte er sich ruhig verhalten; von einer radikalen Ablehnung gentechnischer Experimente war bei ihm jedenfalls nichts zu spüren gewesen. Vielleicht verdächtigte er Max zu Unrecht. Aber falls er doch recht behalten sollte, wäre diese rührende Szene hier im Büro des Bürgermeisters der Auftakt eines Trauerspiels, das mit Max' Verhaftung enden und Cresseil das Herz brechen würde.

»Dann treten Sie bitte vor, und setzen Sie Ihre Unterschrift unter die Adoptionsurkunde, zuerst Sie, Messieurs Cresseil und Cresseil junior, dann als Zeugen Sie, Bruno, und Sie, Madame.«

Alphonse zog eine kleine Kamera aus der Tasche und machte Aufnahmen, während der Bürgermeister eine Flasche seines selbstgemachten *vin de noix* öffnete und die kleinen, auf einem Tablett bereitgestellten Gläser damit füllte.

»Wir müssen gleich eine Trauung vornehmen, haben aber noch ein wenig Zeit, um auf die neue Familie anzustoßen«, sagte der Bürgermeister und erhob sein Glas. »Im Namen der Republik und der Gemeinde von Saint-Denis wünsche ich der neuen Familie alles Gute. Natürlich wird die Adoption erst rechtskräftig sein, wenn sie vom Amtsgericht in Sarlat bestätigt und eingetragen worden ist, eine reine Formalität, die spätestens Ende der nächsten Woche erledigt sein dürfte.«

Max küsste seinen neuen Adoptivvater auf beide Wangen, umarmte Alphonse, Bruno und Pamela und ließ sich beglückwünschen. Der alte Cresseil umfasste Pamelas Hand mit beiden Händen und strahlte übers ganze Gesicht, als sie ihm erklärte, noch nie eine so bezaubernde Adoptionszeremonie miterlebt zu haben wie die von vorhin.

»Ich kann wohl gleich hierbleiben. Die Hochzeitsgäste sind schon auf der Treppe zu hören«, sagte sie. »Max, ich wäre sehr enttäuscht, wenn Sie nicht auch weiterhin Ihren phantastischen Ziegenkäse auf den Markt bringen würden. Ich habe Gäste, die nur deswegen nach Saint-Denis kommen.«

»Hoffentlich wird Ihren Gästen auch mein Wein schmecken, Madame«, entgegnete Max. »Ich hätte da schon eine Idee, die Sie interessieren könnte, nämlich eine speziell für Ihr Gästehaus hergestellte *cuvée* der Domaine Cresseil aus rein biologischem Anbau, dazu ein Etikett, das ich eigens für Sie an meinem Computer gestalte.«

»Hört sich gut an. Ich komme darauf zurück, sobald Sie mir eine erste Kostprobe anbieten können. Aber jetzt muss ich mich entschuldigen. Es wird wohl gleich mit der Trauung losgehen. Und Bruno, sagen Sie der jungen Frau, dass sie mich anrufen soll. Ich bin sicher, wir werden was

für sie finden.«

Als sich Bruno auf dem Weg nach draußen an den wartenden Hochzeitsgästen vorbeizuschieben versuchte, spürte er plötzlich ein Ruckeln am Ärmel. Der Bürgermeister zog ihn in sein Büro und schloss die Tür.

»Hat der Junge wirklich vor, Cresseils Land zu bestellen und Wein zu machen?«

»Sieht so aus, aber er geht ja noch zur Uni und wird zuerst sein Studium abschließen müssen.«

»Ich bin geneigt, die Adoptionspapiere noch eine Weile zurückzuhalten, bevor sie nach Sarlat geschickt werden«, sagte der Bürgermeister. »Die Gemeinde hat die Aussicht auf fünfzig neue Arbeitsplätze, und ich will mir diese Gelegenheit nicht von einem Möchtegernwinzer und den Grillen eines alten Mannes kaputtmachen lassen.«

»Überlegen Sie sich das noch einmal«, sagte Bruno zögernd. »Cresseil ist einer von uns, ebenso Max. Wir sind *ihnen* verpflichtet, nicht Bondino, zumal noch fraglich ist, ob er wirklich bei uns investieren wird. Bedenken Sie auch, dass Alphonse in der nächsten Ratssitzung wahrscheinlich nachfragen wird, ob das Gericht in Sarlat die Adoption bestätigt hat. Wir würden ziemlich dumm dastehen, wenn sich herausstellte, dass die Unterlagen noch gar nicht abgeschickt sind. Und dann war es wohl noch viel schwieriger, Max und Cresseil auf unsere Linie zu bringen und zum Verkauf an Bondino zu bewegen.«

Der Bürgermeister presste die Lippen aufeinander und war sichtlich verärgert. Dann holte er tief Luft. »Verflixt, Sie haben recht. Ich aber auch, und das wissen Sie. Uups, ich muss jetzt zur Trauung. Keine Sorge, ich werde die Adoptionsunterlagen weiterreichen, aber erst in ein paar Tagen. Was kann man anderes erwarten? Bei all dem, was ich um die Ohren habe, habe ich einfach nicht mehr dran gedacht. Wenn wir diesem Amerikaner nicht garantieren können, dass er das Land krieg, ist sein Projekt geplatzt, und dann macht uns der Rat richtig Ärger.«

»Aber der Rat weiß doch noch gar nichts davon«, sagte Bruno.

»Bondino weiß, wie der Hase läuft. Er könnte zum Beispiel das Gerücht in die Welt setzen, ich würde verhindern, dass unser Grund und Boden an Wert gewinnt. Das würde ich an seiner Stelle tun. Uns bleibt nicht viel Zeit. Ich schlage vor, wir treffen uns morgen mit Xavier und sprechen alles durch.«

Seit fast zehn Jahren war Bruno nun schon als *chef de police*, gewissermaßen die rechte Hand des Bürgermeisters, und noch nie hatte es eine ernsthafte Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen gegeben, bis heute. In gedrückter Stimmung verließ er die *mairie*. Draußen strahlte die Sonne, und schlagartig ging es ihm besser, als er, an die Tür seines Transporters gelehnt, die schlanke Frau erkannte, die mit einer prall gefüllten Einkaufstasche auf ihn wartete.

»Steak, Salat, Käse und eine Flasche Saint-Emilion«, sagte Isabelle, als er mit ausgestreckten Armen auf sie zuing. »Wie beim ersten Mal. Und ich habe auch einen Knochen für Gigi.«

Und dann hielt er sie in seinen Armen, sie, die so groß war, dass sie sich nicht auf die Zehenspitzen stellen musste, um ihm, Wange an Wange, ins Ohr zu flüstern: »Ich hätte nicht gedacht, dass ich dich so vermisse.«

Vergessen war all seine Grübelei darüber, wie er ihr begegnen, was er ihr sagen sollte und ob sie ihm womöglich reserviert gegenübertreten würde.

»Sag mal«, sagte er und küsste sie, »hast du jemals Trauben mit bloßen Füßen gemaischt?«

»Nein.« Sie lehnte sich zurück und zeichnete mit dem Zeigefinger seine Lippen nach. »Aber ich

maisich noch was Besseres. Komm, lass sehen, wie schnell uns deine alte Karre zu dir bringt.«

Die Weinleseparty war noch im Gange, als Bruno und Isabelle am späten Nachmittag eintrafen. Beide hatten noch feuchte Haare vom Duschen, ihr Begehren schien aber noch längst nicht gestillt. Akkordeonmusik der dreißiger Jahre - Joes Lieblingsmusik - schallte über den Hof, und eine Schar nacktbeiniger Gäste scheuchte mit jedem Schritt und Tritt das eine oder andere von Joes frei laufenden Hühnern auf.

Montsouris, der Kommunist, saß bei Karim und dessen Frau Rashida, die das Straßencafe am Ortseingang von Saint-Denis führten, und kitzelte ihren neugeborenen Sohn unterm Kinn. In Badehose und T-Shirt und mit breitem Grinsen im Gesicht war er, der im Stadtrat immer gern den kämpferischen Gewerkschafter gab, kaum wiederzuerkennen. Stéphane, der Milchbauer mit Schenkeln wie Baumstämme, hatte liebevoll den Arm um seine Frau gelegt und hielt mit der freien Hand ein großes Weinglas. Brosseil, der Notar, unterhielt sich mit Gérard vom Campingplatz, dessen spindeldürre Beine offenbar zum ersten Mal in diesem Jahr ans Tageslicht gekommen waren. Rollo, der Rektor des *collège*, schenkte Wein aus.

Mit großem Hallo wurden Bruno und Isabelle begrüßt, als sie Hand in Hand auf den Hof kamen, ein verklärtes Lächeln auf den Lippen, das alle wissen ließ, wie sie den Nachmittag verbracht hatten. Bruno zog Stiefel, Socken und Hose aus und spülte, wie es beim alljährlichen Traubentreten Brauch war, die Beine unterm Wasserhahn ab. Wie die meisten Männer trug er eine Badehose, und mit dem T-Shirt, das er anhatte, sah er aus, als wolle er Tennis spielen. Angesichts seiner nackten Beine kreischten die Frauen vor Vergnügen.

»Kämmst du dir eigentlich auch die Beine?«, rief Monique, die als Bademeisterin im Stadtbad den Anblick halbnackter Männer durchaus gewöhnt war, und drehte vor ihren kichernden Freundinnen eine Pirouette, mit der sie den Rock fliegen ließ und ihre braungebrannten Schenkel entblößte.

»Unser Meister Petz im Sommerpelz!«, rief Montsouris' Frau, Arm in Arm mit Josette vom Blumenladen. »Sieh dich bloß vor, wenn du an meinen Honig willst.«

Auch Isabelle schlüpfte lachend aus ihren Jeans und ließ sich von Bruno mit dem Wasserschlauch die schönen Beine abspritzen. »Die Frauen hier sind echt klasse«, sagte sie und legte ihm einen Arm um die Schultern.

Feste wie die Maischparty bei Joe machten selbst aus den sonst eher gesetzten, ernsten Frauen von Saint-Denis ausgelassene Mädchen, die sich über die knöchigen Knie ihrer Ehemänner lustig machten, schlüpfrige Witze rissen und, wenn sie aus dem Traubenfass stiegen, mit hochgeschürzten Röcken umherstolzten, wobei aus vollem Hals gesungen wurde. An einem Abend wie heute wurde sich Bruno jedes Mal seines Junggesellendaseins bewusst, denn die Ehemänner schienen allesamt die feuchtfröhliche Stimmung ihrer Frauen zu genießen, vielleicht auch deshalb, weil beide Seiten zu Hause weniger zu lachen hatten. Die ledigen Männer dagegen zeigten sich eher befangen und verlegen, wenn die Frauen aus ihrer gewohnten Rolle zu fallen schienen und sich anders benahmen als sonst auf der Straße, in den Geschäften, auf Hochzeiten oder Trauerfeiern.

Bruno aber fand, dass, wenn es den Männern erlaubt war, im Rugbyclub oder Jägerverein alle Hemmungen fallen zu lassen, ihre Frauen die gleichen Freiheiten verdienten. Schmunzelnd erinnerte er sich an Cresseils Rechnung, wonach im Juni, also neun Monate nach der Weinlese,

auffallend viele Kinder zur Welt kamen. Wahrscheinlich grinsten die Ehemänner über die derben Späße ihrer Frauen deshalb so breit, weil sie darauf hoffen durften, dass sie ihre übermütige Stimmung mit nach Hause nehmen würden. Er sah Isabelle an und verschränkte seine Finger mit ihren. »Wir bleiben nicht allzu lange, oder?«, flüsterte er.

»Komm raus aus dem Fass, Jacquot!«, rief Josette ihrem Mann zu. »Ich will nicht, dass du dich jetzt schon müde strampelst.« Die Frauen ringsum krümmten und schüttelten sich vor Lachen. Bruno ging der Gedanke durch den Kopf, dass sich Szenen wie diese schon seit Jahrhunderten in dieser Gegend abspielten. Von freundlichen Schulterschlägen aufgemuntert, drängte er durch die Menge, um Jacquot im Fass abzulösen.

Ein großer elektrischer Ventilator, den Joe neben das Fass gestellt hatte, verquirlte die schweren Düfte von Schweiß und Traubensaft. Joe, in Shorts und Unterhemd, spritzte Bruno und Isabelle noch einmal die Beine ab.

Vorsichtig stieg Bruno über die glitschigen Sprossen der angelegten Leiter in das riesige Fass und nickte Joes hübscher Großnichte Bernardine zu, die Platz für Isabelle machte. Bruno wunderte sich nicht im Geringsten, Bondino hier zu sehen, der eine sichtlich vergnügte Jacqueline untergehakt hatte und mit ihr im Gleichschritt durch die violett schäumende Maische stampfte. Die beiden unterhielten sich auf Englisch, aber mehr als Worte sagte der Blick, mit dem der junge Amerikaner das Mädchen betrachtete. Max' Freundin hatte offenbar eine neue Eroberung gemacht. Für die Feier zur Adoption, die Alphonse in der Kommune geben wollte und zu der auch Bruno eingeladen war, schwante diesem nichts Gutes.

Er tauchte die Hand in den violetten Schaum, der sich noch schmierig anfühlte, was ein Zeichen dafür war, dass fleißig weitergestampft werden musste. Mit den Füßen versuchte er, noch eine feste Traube zu ertasten. Sie zwischen den Zehen zu zerquetschen war ein ganz besonderes sinnliches Vergnügen. Nach einer Weile aber hatte sich der Reiz des Neuen verbraucht, und ihm war fast, als marschierte er wieder als Soldat im Gleichschritt auf der Stelle.

Er kannte dieses Ritual seit Jahren und machte Isabelle vor, wie sie sich zu bewegen hatte. Sie standen einander gegenüber, hielten sich mit einer Hand am Rand des Fasses fest und gingen stampfend vor und zurück, hin und her. Er strahlte sie an und bewunderte ihre Bereitschaft, alles auszuprobieren. Isabelle lächelte zurück und warf einen Blick auf ihre safttriefenden gebräunten Schenkel.

»Das wird mir in Paris niemand glauben«, sagte sie und beugte sich vor, um ihn zu küssen. »Gib's zu, du hast das alles arrangiert für meine Rückkehr ins wahre Frankreich, zu dir, meinem wahren Bruno.«

Bruno lachte, herzte sie und tauschte zärtliche Worte mit ihr, während sie, von schweren Düften umhüllt, einen Walzer durch die Maische zu tanzen versuchten. Doch für ihn mischte sich ein Wermutstropfen in seine fröhliche Stimmung, weil er wusste, dass dieser wunderschöne Moment nicht von Dauer sein konnte und sie nach Paris zurückkehren würde. Sei's drum. Jetzt war sie hier, betrachtete ihn aus großen Augen, hob ihre Hand an sein Gesicht, und sie vergaßen alles um sich herum.

»Seid ihr endlich so weit?«, rief Joe. »Bruno, du weißt doch, wie's geht.«

Es war an der Zeit, die Plätze beziehungsweise Partner zu tauschen, doch Bondino und Jacqueline wollten sich ihren Spaß anscheinend nicht nehmen lassen.

»Ihr wart lang genug hier drin«, sagte Bruno und gab Bondino einen Stups in Richtung Leiter.

»Jetzt kommen andere an die Reihe.«

Schaum spritzte auf, als Joe ins Fass stieg, um die Konsistenz der Maische zu prüfen. Sie war nicht mehr schmierig und dickte bereits ein. Offenbar war er mit dem Ergebnis zufrieden. Er nickte und sagte: »Gut so, ihr könnt alle raus. Auch Bruno, und Sie ebenfalls, Kanada. Die Suppe muss jetzt ruhen, und morgen sehen wir weiter.«

»Das war's?«, fragte Jacqueline und folgte Isabelle über die Leiter, von der ihr Bondino auf den Boden zurückhalf. »Wird denn der Saft nicht abgelassen? Bleibt er über Nacht stehen?«

»Wie immer, und daran ändert sich auch nichts«, antwortete Joe. »Würden Sie bitte den Schlauch halten und uns abspritzen? Und geben Sie uns bitte ein Handtuch?«

»Fühlt ihr euch auch ein bisschen schwummrig?«, fragte er, als alle abgespült und abgetrocknet waren. »Das kommt von der Kohlensäure, die aufsteigt, wenn das Zeug zu gären anfängt. Deswegen auch der Ventilator.«

»Geben Sie Hefe dazu?«, wollte Jacqueline wissen.

»In den Mauern dieser Scheune stecken so viele Hefesporen, dass man halb Bordeaux damit infizieren könnte, junge Frau. Wir überlassen alles Mutter Natur, wie schon unsere Vorfahren seit Hunderten von Jahren. So, und jetzt gebe ich Ihnen mal den Wein vom letzten Jahr zu probieren, damit Sie einen Eindruck davon kriegen, wozu Ihre Hilfe gut war. Wo sind die Gläser?«

Er zog eine waagerecht gelagerte Flasche aus einem Gestell, öffnete sie mit einem alten Korkenzieher, dessen Griff aus Olivenholz geschnitzt war, schenkte allen ein und erhob sein Glas.

»Auf den neuen Jahrgang«, rief er und stürzte den Inhalt seines Glases in sich hinein wie ein Russe seinen Wodka.

Jacqueline starrte auf die trübe Flüssigkeit in ihrem Glas, führte es an die Nase und schnupperte daran. Ihre Augen weiteten sich. Sie nahm einen kleinen Schluck, bewegte ihn über Zunge und Gaumen und spuckte aus, als habe sie den Tropfen nur verkosten wollen. Joe war entsetzt, worauf sie, nur um ihn zu beruhigen, noch einmal an ihrem Glas nippte und ein kleines Schlückchen zu sich nahm. Auch Bondino schien sich gegen eine Kostprobe zu sträuben, während Isabelle ihr Glas diskret auf einem der Fässer abstellte.

»Na, was halten Sie von meinem Wein, Mademoiselle Kanada?«, fragte Joe.

»Sehr authentisch, ganz nach Art seiner Lage und seines Erzeugers, Monsieur.«

»Sie sind sehr freundlich und im Unterschied zu unserem Freund Bruno hier offenbar eine *connaissanceuse*, die weiß, was sie trinkt. Ich werde ein paar Fläschchen für Sie aufheben.«

Bruno musste an sich halten, um nicht laut aufzulachen. Joe war kein Narr und machte sich nichts vor, was seinen Wein anging, aber es schien ihm zu gefallen, eine höfliche junge Frau dazu zu bringen, seinen *pinard* zu loben, und ihr mehr davon aufzuschwatzen.

»Oh, besten Dank, aber nein, lieber nicht. Ich habe gehört, dass sich die halbe Stadt auf Ihre Lieferung verlässt, um ihren *vin de noix* aufsetzen zu können, und der will ich nicht den Hahn abdrehen.« Die junge Frau hatte die Klippe bravourös gemeistert.

»Lasst uns feiern und tanzen«, rief Bruno.

»Aber nicht zu lange«, flüsterte Isabelle und schnallte den Gürtel ihrer Jeans zu.

Als Bruno allmählich aus seinen Träumen erwachte, spürte er als Erstes Isabelles Arm auf seiner Brust und ein tiefes Gefühl von Zufriedenheit, das er dem glücklichen Wiedersehen und den zu lange aufgeschobenen Wonnen der vergangenen Nacht verdankte. Er schaute sie an. Sie schlief noch, hatte die Lippen ein wenig geöffnet. Ihr Gesicht war jetzt wieder wunderschön entspannt und ruhig. Wie lange würde sie diesmal bleiben? Bislang hatten sie diese Frage wohlweislich ausgeklammert.

Sie wollte, dass er den Job wechselte, sein Leben umkremelte und zu ihr nach Paris zog. Doch ein Leben als Großstadtpolizist reizte ihn nicht, obwohl er sich von Herzen wünschte, jeden Morgen neben Isabelle aufwachen zu können. Im Grunde hatte sie ihre Wahl schon getroffen, als sie von der *police nationale* im nahegelegenen Périgueux zu einem gutdotierten Job im Ministerium aufgestiegen war. Was also lag vor ihnen? Kurze Wochenenden miteinander und ansonsten ein getrennter Alltag, in den sich früher oder später andere Affären einschleichen würden? Eine solche Zukunft behagte ihm nicht, zumal er immer noch der vagen Hoffnung nachhing, dass eines Tages eine Frau in das von ihm gebaute Häuschen einzöge und Kinder kämen, mit denen er Tennis spielen und durch die Wälder streifen könnte.

Und in dieses Wunschbild passte Isabelle nicht wirklich hinein.

Bruno seufzte leise. *Que sera sera*. Er lag auf dem Rücken, hatte die Hände im Nacken gefaltet und ließ die Gedanken treiben. Isabelle würde bis zum Abschluss der Ermittlungen bleiben, dann nach Paris zurückkehren oder einem neuen Auftrag folgen. Der *brigadier* hatte ihm zu verstehen gegeben, dass die Fahndung nach dem oder den Tätern nur Teil einer größeren Operation war, die darauf abzielte, Informationen über alle militanten *écologes* zu sammeln und Agricolae zu schützen. Bruno selbst hatte damit nichts mehr zu tun, zum Glück. Das von diesem *brigadier* repräsentierte Frankreich gefiel ihm nicht, was wiederum bedeutete, dass er und Isabelle unterschiedliche Ziele verfolgten.

Sein Verdacht gegen Max hatte sich nach der Demonstration noch erhärtet. Dass sich der Junge von den Krawallmachern abgesondert hatte, war nicht etwa darauf zurückzuführen, dass er eine andere politische Haltung vertrat, sondern schlicht und einfach auf den Umstand, dass er Einzelgänger war. Das zeigte sich allein schon in der Art, wie er Rugby spielte. Max würde sich nie einer Gruppe anschließen, geschweige denn unterordnen. Er hatte seinen eigenen Kopf, und den setzte er durch. Der Brandanschlag passte zu ihm, denn es war nach Brunos fester Überzeugung die Tat eines Einzelnen. Darauf deuteten auch die von den Überwachungskameras gemachten Aufnahmen hin.

Das Dumme war nur, dass er Max mochte und nicht wollte, dass ein so hoffnungsvoller Junge sein Leben verpfuschte und für ein Verbrechen ins Gefängnis käme, das im Grunde eine Eselei war, ein törichter Akt idealistischer Schwärmerei. Und wie würde wohl Max reagieren, wenn er Jacqueline ausgerechnet an Bondino verlöre? Die beiden hatten zur selben Zeit wie er und Isabelle Joes Party verlassen.

Der Gedanke an Bondino lenkte Brunos Gedanken zu größeren Sorgen, nämlich auf dessen Investitionsabsichten. Er mochte diesen Amerikaner nicht, und diesem glatten Dupuy misstraute er regelrecht. Es schmeckte ihm ganz und gar nicht, dass sich der Bürgermeister anschickte, hinter dem Rücken der Bürger von Saint-Denis mit diesen Leuten Geschäfte auszukungeln. Selbst wenn

über ausgeklügelte Pachtverträge Anteile an zukünftigen Profiten gesichert werden könnten, war es einfach nicht richtig, Grundbesitzer dazu zu zwingen, ihr Land unter Preis herzugeben. Das musste doch auch der Bürgermeister einsehen. Und damit stellte sich für Bruno die eigentliche Frage: Was wäre, wenn er ihn nicht umstimmen könnte und der Bürgermeister darauf bestehen würde, dass das Projekt zustande käme? Diese Frage beschäftigte ihn so sehr, dass er darüber vergaß, Isabelle wach zu küssen und in den Arm zu nehmen, ja, er bemerkte gar nicht, wie strahlend schön dieser Septembermorgen war.

Weil er aber fest daran glaubte, dass nach einem Sprung unter die Dusche die Welt immer gleich ein bisschen besser aussah, schlüpfte er leise aus dem Bett, ließ seinen Blick noch eine Weile auf Isabelles schlafender Gestalt verweilen und ging dann hinaus auf die Veranda, um seinen Hund zu begrüßen. Gemeinsam drehten sie die übliche Runde durch den Gemüsegarten und zum Hühnerstall, wo er die Enten und Hühner fütterte. Wie gewöhnlich machte er dann auch seine Morgengymnastik, bevor er den Wasserkessel aufsetzte und ins Badezimmer ging. Geduscht und rasiert, in Shorts und T-Shirt, warf er einen Blick ins Schlafzimmer. Isabelle schlief immer noch. Er kehrte in die Küche zurück, schnitt das Baguette vom Vortag der Länge nach auf und legte die Hälften auf den Toaster, und während der Kaffee durch den Filter lief, aß er einen Apfel, den er soeben vom Baum gepflückt hatte. Dann bestrich er eine Hälfte des Baguettes mit seiner selbstgemachten Brombeermarmelade und verfütterte die andere an Gigi.

Eigentlich hieß er Gitan, also Zigeuner. Aber als Bruno ihn am verkaterten Morgen nach seiner Hauseinweihungsparty im Bett vorgefunden hatte, war ihm spontan das Kürzel Gigi eingefallen, sehr zur Verwunderung des Bürgermeisters, der ihm den Bassetwelpen aus eigener Zucht geschenkt hatte.

Zur vollen Stunde hörte er sich die Nachrichten von Radio Périgord an, denen er aber keine weitere Beachtung schenkte. Er stellte die gefüllte Kaffeekanne, zwei Tassen und einen Teller mit der Baguettehälfte aufs Tablett, ging in den Garten, um noch einen frischen Apfel vom Baum zu pflücken, schnitt auch eine späte weiße Rose vom Busch neben der Tür und schlich, von Gigi gefolgt, ins Schlafzimmer. Vom Kaffeeduft oder vielleicht doch eher durch Gigis Schnaufen geweckt, schlug Isabelle die Augen auf und schaute ihn an.

»Morgen«, flüsterte sie lächelnd, und ihr Gesicht verschwand plötzlich unter dem Hund, der über sie hergefallen war, um mit der Schnauze ihr Ohr zu liebkosen.

»Wie könnte eine Frau mit einer solchen Töle im Bett noch einigermaßen erotisch und romantisch wirken?«, protestierte sie lachend und kraulte Gigis Schlappohren. Als sie sich aufrichtete, rutschte das Laken über ihre wunderschönen kleinen Brüste. Sie fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und schmunzelte.

»Frühstück im Bett, in Gesellschaft von Bruno und seinem Köter. Frischer Kaffee, eine Rose, *mon dieu*. So was gibt es in Paris nicht.« Sie legte das Tablett auf den Schoß, steckte die Rose hinters Ohr und klopfte auf die freie Stelle neben sich. »Komm, setz dich zu mir. Wir haben den ganzen Tag für uns.«

»Du vergisst, dass ein Landbulle auch am Wochenende Dienst hat«, sagte Bruno, beugte sich zu ihr hinab und gab ihr einen Kuss. Er setzte sich neben sie und genoss es, ihr beim Kaffeetrinken zuzusehen. Sie teilte die getoastete Baguettehälfte in drei gleiche Teile auf, einen für sich, einen für Gigi und den anderen für Bruno.

»Ich muss die *minimes* trainieren und hab noch einen Termin in der *mairie*. Danach bin ich frei. Wie wär's, wenn wir einen kleinen Waldspaziergang machen würden, bevor ich zum Rugbyclub

fahre? Zum Mittagessen lade ich dich ein. Und den Rest des Tages haben wir für uns.« Er gab ihr wieder einen Kuss und stellte dann die Frage, die ihn seit ihrer ersten E-Mail bewegte. »Wie lange bleibst du?«

»Bis der Brandstifter gefasst ist«, antwortete sie. »Ich bin dem Team des *brigadiers* zugeteilt. Der Mistkerl will, dass jemand aus seinem Team bei dieser Untersuchung dabei ist.«

»Du bist also dienstlich hier.«

»Ja, aber ich hatte sowieso vor, zu kommen, denn in Paris sehe ich dich ja nur, wenn dort irgendein internationales Rugbyturnier ausgetragen wird.« Das Tablett drohte zu kippen, als sie sich zu ihm beugte und ihn küsste, um ihrer Bemerkung die Spitze zu nehmen. »Wann musst du denn los zu deinem Training?«

»Ein gutes Stündchen bleibt uns noch.« Er nahm ihr das Tablett vom Schoß, stellte es auf den Boden und scheuchte Gigi aus dem Zimmer.

»Schön«, sagte sie und hob das Laken, um ihn zu sich einzuladen.

Gigi war wie alle Bassets kein Hund, der gern bei Fuß ging. Wenn er mit Bruno unterwegs war, folgte er seiner eigenen Nase und schnüffelte in der Gegend herum, es sei denn, sein Herrchen zitierte ihn mit der Pfeife zu sich. In dem Wald, der an Brunos Häuschen grenzte, gab es kaum einen Baum, den er nicht schon markiert hatte, und doch gab es für ihn immer wieder neue aufregende Düfte, die ihn, von den langen Ohren zugefächert, auf Abwege lockten. Bruno freute sich, Isabelle wieder einmal sein Land zeigen zu können. Er nahm sie bei der Hand und folgte Gigi durch den lichten Hain aus Buchen und Kastanien.

»Du hast was auf dem Herzen«, bemerkte sie und drückte seine Hand. »Geht's um mich oder um uns? Um den Brandanschlag vielleicht? Sag, was es ist.«

»Was mich am meisten wurmt, ist der Gedanke, dass sich Saint-Denis durch Bondino bis zur Unkenntlichkeit verändern könnte.« Er führte sie auf die Felsenkanzel zu, von der sich ein herrlicher Ausblick auf das Tal und die Stadt bot. »Er will zehn Millionen investieren und natürlich ein Vielfaches für sich und sein Unternehmen rausschlagen. Ich fürchte, die Stadt geht mit einem Elefanten ins Bett und lässt sich von der Matratze schubsen. Aber der Bürgermeister meint, ohne neue Arbeitsplätze würden in Saint-Denis bald alle Lichter ausgehen.«

»Was wäre schlimmer?«, fragte sie und nahm die Aussicht in sich auf. »Angenommen, du überwirfst dich mit dem Bürgermeister. Ob du nun den Dienst quittierst oder gefeuert wirst - das Projekt wird trotzdem durchgezogen. Du könntest in jedem Fall einen Posten in Paris annehmen. Jean-Jacques und ich würden dafür sorgen, und dann ziehst du zu mir. Unseren Urlaub würden wir dann immer in deinem Haus verbringen. Fändest du das so schlecht?«

Sie wandte sich ihm zu und hielt seine Hand fest. »Wer von uns beiden ist eigentlich dickköpfiger? Ich, weil ich in Paris bleiben möchte, oder du, weil du dein Landleben in Saint-Denis partout nicht aufgeben willst? Wir könnten miteinander glücklich sein und gehen doch getrennte Wege. Was, wenn Saint-Denis dich fallen lässt, Bruno? Was dann?«

Sie wartete auf eine Antwort, doch er hatte keine parat. Ein neues Leben in Paris, mit Isabelle. Heirat, vielleicht Kinder. Eine überaus verlockende Vorstellung, aber irgendwie konnte er nicht daran glauben. Bruno kannte sich gut genug, um zu wissen, dass seine Anhänglichkeit an Saint-Denis viel mit seiner Kindheit als Waise zu tun hatte. Die Stadt war ihm Familienersatz, der Bürgermeister eine Art Vaterfigur. Jetzt bot sich die Möglichkeit, eine eigene Familie zu gründen, und er fürchtete sich davor, obwohl es für ihn nie eine andere Frau gegeben hatte, die ihm als

Freundin und Geliebte so viel bedeutete wie Isabelle.

Er umarmte und drückte sie an sich. »Warten wir ab, wie sich die nächsten Tage entwickeln«, sagte er. »Wirst du bei mir wohnen?«

»Das geht leider nicht«, antwortete sie mit belegter Stimme. »Man hat mich in Bordeaux untergebracht, und ich muss morgen um neun zum Rapport. *Merde*, Bruno, ich weine doch sonst nie...« Sie wandte sich ab und hielt sich eine Hand vor die Augen.

Gigi kam angelaufen und blickte fragend zu seinem Herrchen auf, der Isabelle in den Armen hielt und ihr übers Haar strich. Zum Training der *minimes* würde er zu spät kommen. Er dachte an die Knirpse, daran, wie gern er sie trainierte, lernen und aufwachsen sah, und spürte, wie sich sein Gesicht zu einem Lächeln entspannte. Sie waren einer der Gründe, warum er sich hier so wohl fühlte, in seiner Position, die für ihn sehr viel mehr war als bloß ein Job. Wollte er diese Position aufs Spiel setzen? Er war sich wahrhaftig nicht sicher.

Bruno vertrat die Auffassung, dass sich der nationale Charakter eines Landes nicht zuletzt in seiner Rugbykultur ausdrückte. Die Engländer begeisterten sich für den Zermübungskrieg im Schlamm, für blutige Nasen und wüste Gefechte um jeden Quadratzentimeter Boden unter grauem Himmel. Die Waliser setzten auf den Sturm Lauf einer wieselflinken Nummer zehn durch die Hauptlinie der gegnerischen Verteidigung. Die Schotten liebten den heroischen Angriff, mochte er auch noch so aussichtslos erscheinen, den tapferen Sprint über die Flügel und mitten ins Gewühl. Die Iren führten kreative List und Tücke ins Feld, wechselten blitzschnell die Angriffslinie und frustrierten die gegnerische Mannschaft mit weiten Kicks.

Die Franzosen aber spielten außergewöhnlich fair und setzten häufig ihre Hintermannschaft wie Flügelstürmer ein. Besser noch, sie stellten ihre Stürmer gern auf die Positionen des langen und kurzen Außendreiviertels, die dann den Ball hin und her warfen und mit blitzschnellen Ausweichmanövern durch die Reihen der Verteidiger brachen. Und genau das versuchte Bruno seinen Zehnjährigen beizubringen, und er drillte sie darauf, immer nur drei Schritte hinter dem Jungen mit dem Ball zu sein, bereit, einen Pass entgegenzunehmen.

»Umdrehen und passen, umdrehen und passen. Und genauere Pässe«, brüllte er keuchend, als er der Länge nach übers Feld und wieder zurückrannte. »Tackling tiefer ansetzen! Hört ihr, Jungs? Versucht, sie am Fußgelenk zu erwischen, nicht bei den Armen. Tiefer. Je tiefer, desto besser.«

Inzwischen schlenderten die ersten Spieler der Jugend- und der Reservemannschaft durchs Tor und steuerten auf die Umkleidekabinen zu. Ein paar Freundinnen nahmen auf der Tribüne Platz, um beim Training zuzusehen, darunter auch Jacqueline, die offenbar mit Max gekommen war. Fleißiges Mädchen, dachte Bruno, hat gleich zwei Eisen im Feuer. Er winkte ihr zu und widmete sich wieder seinen Knirpsen, um sie für die letzte Viertelstunde zu einem Spiel zehn gegen zehn antreten zu lassen. Mit der Geduld, die er sich über die Jahre als Trainer angeeignet hatte, stellte er auf jeder Seite je fünf Spieler in die Hintermannschaft und fünf in den Sturm. Er selbst legte als Scrum-half beider Teams den Ball ins Gedränge, nahm ihn, wenn er dann daraus hervorkullerte, auf und spielte ihn einem der Backs zu.

»So hat er's auch mir beigebracht«, erklärte Max seiner Freundin, als Bruno keuchend und erschöpft auf die beiden zukam, nachdem er an der Grundlinie noch jedem Knirps zum Abschied die Hand geschüttelt hatte. Bruno ließ sich von Max dabei helfen, eine der Leitern beiseitezuräumen, die von den Anstreichern stehengelassen worden waren und den Weg zur Umkleide versperrten.

Max hatte sich schon sein Trikot in den Farben von Saint-Denis - königsblaues Hemd und weiße Hose - angezogen. Jacqueline trug Jeans und eine ärmellose weiße Bluse, die ihre gebräunten Oberarme besonders gut zur Geltung brachte.

Die anderen Mädchen auf der Tribüne, die alle mit Max zur Schule gegangen waren, beäugten Jacqueline verstohlen und sahen, wie sie ihren Arm um Max' schlanke Hüfte legte. Falls sie denn gestern Abend noch Streit gehabt hatten, war davon nichts mehr zu spüren.

»Sie sehen toll aus, Jacqueline«, sagte Bruno. »Das Traubentreten scheint Ihnen gut bekommen zu sein.«

»Danke, das Kompliment kann ich an Sie zurückgeben. Ich sehe, Sie halten sich fit«, entgegnete sie lächelnd. »Wir springen gleich in den Fluss. Max führt mich an seine Lieblingsstelle, wo er

nach dem Training immer hingeht. Da picknicken wir dann auch und gehen anschließend aufs Feld, um seine Trauben zu ernten.« Wohl eher die von Cresseil, dachte Bruno, doch der Junge ließ die Worte seiner Freundin unkommentiert und himmelte sie an.

»Aber zuerst muss er trainieren«, sagte Bruno, als Max' Mitspieler aus der Kabine kamen und aufs Feld liefen. »*Oob-la-la*«, grölten sie und »*Allez, Max*«, als sie Jacqueline sahen. Max gab ihr einen Kuss auf die Wange und lief den anderen hinterher. Bruno nickte Jacqueline freundlich zu und erinnerte sich daran, wie eng sie am Abend zuvor mit Bondino getanzt hatte und dann auch mit ihm abgezogen war. Eine sehr kontaktfreudige junge Frau, diese Kanadierin, kokett und nicht besonders wählerisch. Und sie war, wie Bruno glaubte, nicht annähernd so verliebt in Max wie er in sie. Auf dem Weg zur Dusche ging ihm ein Zitat durch den Kopf, an das er sich nur noch sinngemäß erinnern konnte und nach dem es in der Liebe immer einen gibt, der küsst, und einen, der geküsst wird.

Er war noch dabei, sich abzutrocknen, als die Tür zum Duschraum aufflog und Isabelle hereingestürmt kam, die er eigentlich in der Gendarmerie vermutet hatte. Sie brachte ihm seine Stiefel, Hemd und Hose und sagte, er solle sich schnell anziehen.

»Es hat einen Überfall auf das Forschungsinstitut gegeben«, erklärte sie und stopfte seine Sportsachen in einen Plastikbeutel. »Da müssen wir jetzt hin.«

»Aber ich habe einen Termin in der *mairie*«, entgegnete Bruno, fragte sich aber bereits, was die Überwachungskameras wohl diesmal festgehalten hatten.

»Ich habe mit dem Bürgermeister gesprochen. Das Treffen ist abgesagt. Er will auch zum Institut rauskommen.« Sie hetzte Bruno durch das kleine Stadion, schwang sich hinter das Steuer ihres Autos und raste mit Blaulicht los. »Einer der Angestellten wollte die Bewässerungsautomatik kontrollieren, und da sah er die Bescherung. Er rief seinen Chef an, und der hat sofort die Gendarmerie verständigt. Jean-Jacques ist bereits informiert und mit der Spurensicherung auf dem Weg. Dem *brigadier* konnte ich nur eine Nachricht hinterlassen. Sobald wir mehr wissen, muss ich auch das Ministerium verständigen.«

Bruno wusste nicht, was ihn erwartete. Vielleicht hatte es einen weiteren Brandanschlag gegeben oder einen Einbruch. Als sie durchs Tor des Forschungsinstituts fuhren, wirkte auf den ersten Blick alles normal. Dann sahen sie den Bürgermeister, Petitbon und mehrere Techniker vor dem langen Gewächshaus stehen, das mit einer dicken Schicht frisch aufgetragener weißer Farbe überzogen war.

An der Vorderseite waren noch die roten Kleckse von der Demo zu erkennen, doch alle anderen Flächen, das Dach und die Seiten, erstrahlten in grellem Weiß. Petitbon hatte eine Flasche Terpentin in der Hand und versuchte, eine der Scheiben mit einem Lappen zu putzen, was aber offensichtlich sinnlos war. Er verschmierte nur alles. Die Tür zum Gewächshaus stand offen. Im Innern war es dunkel.

»Wie lange können Ihre Pflanzen ohne Licht auskommen?«, fragte Bruno.

»Eine Woche vielleicht«, antwortete Petitbon. »Aber das ist nicht der Punkt. Wenn wir nicht kontinuierlich die Veränderungen der Pflanzen beobachten können, sind all unsere Aufzeichnungen Makulatur. Und dieses Zeug geht nicht ab, weder mit Wasser noch mit Terpentin. Scheint eine Spezialfarbe zu sein.«

»Da ist ganze Arbeit geleistet worden«, bemerkte der Bürgermeister mit Blick auf die roten Spritzer und die weiße Front. »Auf der anderen Seite sieht's genauso aus.«

Bruno folgte Isabelle ins Gewächshaus. Dort war es brütend warm. Der beißende Gestank der Farbe überlagerte die vertrauten Gerüche von Erde und Grün. Aus den Fenstern im Dach, die man zur Belüftung aufgeklappt hatte, war weiße Farbe auf die Rabatten darunter getropft.

»Ein ziemlich schlauer Akt von Sabotage«, sagte Isabelle. »Still und leise und ohne dass die Alarmanlage reagiert hätte.«

»Haben Sie sich schon die Aufnahmen der Überwachungskameras ansehen können?«, fragte Bruno den Institutsleiter.

»Ja, sofort. Aber die geben nicht viel her. Kommen Sie, ich zeig Ihnen, warum.«

Er führte sie zum alten Haus und deutete auf eine Kamera über dem Eingang, die mit Farbe bespritzt und außer Funktion gesetzt worden war.

»So sehen die anderen auch aus«, sagte Petitbon. »Nur an die Kamera oben am Schornstein sind sie nicht herangekommen. Ich wollte mir gerade ansehen, was sie aufgenommen hat, als der Bürgermeister kam. Los, schauen wir mal! «

Die Bilder waren sehr körnig, aber trotzdem von recht guter Qualität und, wie an der mitlaufenden Uhr erkennbar, kurz nach zwei aufgenommen worden. Zu sehen war eine Gestalt, die einen Overall mit Kapuze und Schutzbrille trug und sich mit langsamen, vorsichtigen Schritten von der Seite auf das Gewächshaus zubewegte. Sie schleppte ein schweres Gepäckstück auf dem Rücken, wahrscheinlich einen Farbkanister, und hielt eine Spritze mit langer Tülle in der Hand, die einen feinen weißen Nebel versprühte, als die Gestalt mit der anderen Hand eine Pumpe bediente. Nach einer Weile verschwand die Person hinter der Ecke des Gewächshauses und kam erst nach einigen Minuten auf der anderen Seite wieder zum Vorschein.

»In der Aufmachung würde ich nicht einmal meine eigene Frau wiedererkennen«, meinte der Bürgermeister.

»Da war jede Menge Farbe nötig«, sagte Bruno. »Als er aus dem Bild verschwunden ist, hat er vielleicht den Kanister aufgefüllt. Und das ganze Zeug wird er unmöglich zu Fuß herbeigeschafft haben.« Auch nicht auf einem Motorrad, fügte er im Stillen hinzu. »Es musste also irgendwo in der Nähe ein Auto stehen.«

»Die Kette am Seitentor wurde geknackt«, erklärte Petitbon. »Aber das hat diese eine Kamera nicht im Blick. Wahrscheinlich ist er da rein.«

»Überprüfen Sie, ob auf den Videos der anderen Kameras was zu sehen ist, bevor sie bespritzt worden sind«, sagte Bruno. »Ich schau mir mal das Seitentor an.«

Die Kette hätte von jedem normalen Bolzenschneider geknackt werden können. Interessanter waren die Reifenspuren, zwei weiße Streifen, die sich auf dem Rasen hinter dem Tor verloren. Bruno maß den Abstand - zu breit für einen Pkw. Jean-Jacques' Leute würden den Fahrzeugtyp wahrscheinlich identifizieren können, vielleicht sogar das Reifenprofil. Es gab auch Fußabdrücke im Gras und neben dem Gewächshaus, die aber keine klaren Konturen erkennen ließen. Womöglich hatte sich der Täter irgendetwas um die Schuhe gewickelt. Weitere Indizien waren nicht zu finden, nicht einmal ein leerer Farbkanister.

Isabelle versiegelte gerade einen kleinen Beweismittelbeutel, gefüllt mit einer Farbprobe, die sie von der Gewächshaustür geschabt hatte. Die Laboranten machten sich mit verschiedenen Lösungsmitteln daran zu schaffen, schienen aber keinen Erfolg zu haben und vermuteten, dass wahrscheinlich ein spezieller Zementanstrich verwendet worden war. Petitbon saß, den Kopf auf die Hand gestützt, in seinem Büro und telefonierte. »*Oui, Monsieur, oui, Monsieur...*«, murmelte

er bekümmert.

Der Bürgermeister schob Bruno diskret beiseite. »Ahn Sie, was jetzt folgt? Bondino wird sich zurückziehen. Zuerst die Demo und jetzt das hier. Er hat keinen Zweifel daran gelassen, dass das Projekt geplatzt ist, falls es weiteren Ärger geben sollte.«

Bruno ließ sich nicht anmerken, dass ihn diese Aussicht, an die er noch gar nicht gedacht hatte, ein wenig erleichterte.

Von der Straße war eine Polizeisirene zu hören. Das musste Jean-Jacques sein. Bruno eilte nach draußen, um ihn zu begrüßen, und lief geradewegs Delaron vor die Kamera. Mist, dachte er, Saint-Denis würde schon wieder in die Schlagzeilen kommen.

»Ich frage mich, wie es sein kann, dass Sie immer sofort da sind, wo gerade etwas passiert ist, Philippe«, blaffte er den Fotografen an. »Wenn Sie so weitermachen, stehen Sie ganz weit oben auf der Liste der Verdächtigen.«

»Mein Onkel arbeitet hier«, entgegnete der junge Mann und richtete das Objektiv seiner Kamera auf Jean-Jacques, der gerade seinen massigen Körper vor der weißen Fläche des Gewächshauses aus dem Auto hievte. »Er war derjenige, der Alarm geschlagen hat, und ich weiß davon über meine Mutter, die es von seiner Frau weiß. In Saint-Denis gibt es keine Geheimnisse, Bruno.«

Bruno zeigte dem Chefinspektor den Tatort und führte ihn anschließend ins Büro. Petitbon telefonierte immer noch, während Isabelle die Videoaufnahmen der Überwachungskamera auf ihren Laptop überspielte.

»Glauben Sie, es war derselbe, der auch den Brandanschlag verübt hat?«, fragte Jean-Jacques.

Bruno zuckte mit den Achseln. »Kann sein. Aber ich weiß vielleicht, woher die Farbe kommt. Ich glaube, sie ist sogar bezahlt.« Er wandte sich an Isabelle. »Kommst du? Und nimm bitte mit, was du da soeben eingetütet hast. Mal sehen, ob ich richtig liege. Jean-Jacques, Sie wollen bestimmt auf die Kriminaltechniker warten. Wenn sich meine Vermutung bestätigt, werden wir sie brauchen.«

Isabelle telefonierte über Handy mit einem Kollegen in Paris, also stieg Bruno selbst hinters Steuer und machte sich mit ihr auf den Weg. Als er am Rugbystadion ankam, waren die Mannschaften noch auf dem Feld. Die Mädchen schauten von der Tribüne aus zu, und nach wie vor lehnte die Leiter dort an der Wand, wo er sie abgestellt hatte. Er holte seinen Schlüsselbund aus der Tasche und führte Isabelle durch die Küche zur Kantine, in der die Anstreicher ihr Material deponiert hatten. Den Schlüssel brauchte er nicht. Die Tür war aufgebrochen; das Schließblech hing nur noch an einer Schraube.

Vor der Wand stapelten sich zwölf Farbkanister, jeder so groß wie ein Ölfass. Davor lehnten zwei Druckbehälter mitsamt Spritzdüse. Auf einer Werkbank lagen Schutzbrillen und weiße Overalls. Bruno glaubte sich erinnern zu können, dass für den Neuanstrich des Stadions laut Kostenvoranschlag drei Arbeitskräfte vorgesehen waren.

Auf dem Weg nach draußen verglich Isabelle ihre Farbprobe mit dem Neuanstrich der Wand, an der die Leiter lehnte, zuckte mit den Achseln und sagte: »Weiß ist weiß.« Vom Büro aus rief Bruno den Malermeister an und ließ sich von ihm bestätigen, dass tatsächlich drei Mitarbeiter für den Auftrag eingeteilt waren. Sie hatten am Freitag ihr Material gebracht, unter anderem vierzehn Kanister weißer Zementfarbe und drei Spritzgeräte. Bruno fragte, wie sich ein solcher Anstrich wieder entfernen lasse. Warten, bis er ganz trocken ist, und dann mit dem Spachtel abheben, wurde ihm gesagt, es sei ganz einfach. Wann er denn ganz trocken wäre? In zwei, drei Tagen, je

nach Lufttemperatur, es sei denn, man helfe mit einem Heißluftgebläse nach. Ob eines oder, besser noch, mehrere solcher Gebläse zu haben seien, fragte Bruno und erfuhr, dass eines sofort gestellt und weitere beschafft werden könnten. Der Baumarkt habe sie im Verleih. Bruno forderte den Malermeister auf, so schnell wie möglich mit seiner Mannschaft zum Forschungsinstitut zu kommen und auch Leitern und Gerüste mitzubringen. Danach rief er den Geschäftsführer der Bricomarché-Filiale zu Hause an und bat darum, den Laden für ihn zu öffnen. Schließlich meldete er sich beim Bürgermeister, der noch im Forschungsinstitut war.

»Wir wissen jetzt, woher Farbe und Ausrüstung stammen, nämlich vom Rugbystadion. Jemand ist in den Speisesaal eingebrochen, wo das ganze Zeug lagert«, berichtete er und ließ den Bürgermeister gar nicht erst zu Wort kommen. »Augenblick, noch etwas, und zwar eine gute Nachricht. Die Farbe lässt sich ohne weiteres abtragen, sobald sie trocken ist, und mit diesen Gebläsedingern, die's bei Brico gibt, können wir das Ganze beschleunigen. Der Malermeister kommt gleich mit seinen Jungs zum Institut. Vielleicht rufen Sie auch den Hausmeister der *mairie* zu Hilfe. Wenn wir uns beeilen, könnte das Gewächshaus schon heute Abend wieder sauber sein. Ich hoffe, das ist schnell genug.«

»Der Rest des Tages wäre also verplant«, sagte Isabelle, als er den Hörer auflegte.

»Tut mir leid«, erwiderte Bruno. »Aber als Polizistin weißt du ja selbst, wie das ist.« Er versuchte, sie in den Arm zu nehmen, doch sie wehrte ihn ab.

»Du bist nicht nur Polizist, sondern gleichzeitig Mädchen für alles«, sagte sie barsch. »Du bist mit Saint-Denis verheiratet, und gegen diese blöde Stadt komme ich nicht an. Ich habe mitbekommen, was der Bürgermeister gesagt hat.

Er fürchtet, der Deal könnte platzen. Es ist also gar nicht die Rede davon, dass du ihm die Stirn bietest und in Kauf nimmst, gefeuert zu werden. Das heißt, du wirst bleiben und ich gehe.«

»Isabelle -«, hob Bruno an, ohne zu wissen, was er sagen sollte.

»Nein, Bruno. Fang gar nicht erst an. Bring mich zurück zum Institut.«

Wenn Bruno Kummer hatte, ging er meist ins *Café de la Renaissance*, wo er sich wie zu Hause fühlte, denn es war noch eines der wenigen Lokale, in denen vornehmlich Einheimische verkehrten. *Confit de canard*, *tarte aux noix* oder all die anderen regionalen Spezialitäten, womit die meisten Restaurants Touristen anlockten, suchte man hier auf der Speisekarte vergebens. Die Bewohner von Saint-Denis waren damit ohnehin bestens versorgt. Im Barbereich fanden fünf Tische und ein kleiner, mit Zinkblech verkleideter Tresen Platz, auf dem eine uralte Kaffeemaschine stand. Daran grenzten ein Speisesaal mit sechs Tischen und das, was Ivan, der Wirt, voller Stolz die kleinste Küche Frankreichs nannte. Als Jean-Jacques hörte, dass es in Ivans Bistro heute Kaninchenragout in Senfsauce gab, lud er Bruno spontan zum Abendessen ein. Dem aber stand eigentlich nicht der Sinn nach Gesellschaft, zumal er nach stundenlangem Leiterkraxeln am Gewächshaus viel zu müde war. Und außerdem war Isabelle nach Bordeaux zurückgekehrt.

Bei Tisch war Bruno so einsilbig, dass Jean-Jacques bald ein Einsehen hatte und die Rechnung kommen ließ. Verblüfft über den für ihn unerwartet kleinen Betrag, gab er Ivan ein großzügiges Trinkgeld und ließ sich dann von Bruno zu seinem Auto bringen, das vor der Gendarmerie parkte, wo im Licht der Straßenlaterne eine Gruppe alter Männer noch *boules* spielte. Als er in seiner Jackentasche nach dem Zündschlüssel kramte, fragte Jean-Jacques Bruno, ob er irgendeinen Verdacht habe.

»Ja, aber der ist so vage, dass ich ihn lieber für mich behalte«, antwortete der und gähnte ausgiebig.

»Hat der *brigadier* Sie mit irgendwelchen Aufgaben betraut?«

»Ich sollte mich bei meinen Kollegen in den Nachbargemeinden erkundigen, ob ihnen Fremde aufgefallen sind, die sich verdächtig verhalten haben. Die meisten dachten wohl, ich wäre nicht ganz bei Trost, der Rest wollte mit mir über Sinn und Unsinn der Gentechnologie diskutieren. Von denen ist keine Zusammenarbeit zu erwarten. Die meisten Bauern der Umgebung feiern den Brandstifter wie einen Helden.«

»Und Sie?«

»Mir ist auch nicht wohl bei dem Gedanken, dass an der Natur rumgepfuscht wird. Aber davon abgesehen frage ich mich, ob wir's überhaupt mit einem strafrechtlich relevanten Vergehen zu tun haben.«

»Wie meinen Sie das? Es war Brandstiftung.«

»Der Versuchsanbau hätte genehmigt werden müssen, sowohl von der Kommune als auch vom *Conseil-Général*. Und das war nicht der Fall. Ist es also strafbar, eine illegale Pflanzung niederzubrennen?«

»Und was ist mit dem Schuppen, der abgefackelt wurde?«

»Für den gab es nicht einmal eine Baugenehmigung. Außerdem sind keine Grundsteuern gezahlt worden, geschweige denn Gebühren für das Wasser, das man fleißig abgezapft hat.«

»Sie hätten Anwalt werden sollen«, sagte Jean-Jacques und klemmte sich lachend hinters Steuer. Er wollte gerade die Tür zuziehen, als es drüben in der *Bar des Amateurs* plötzlich laut wurde. Eine Frau fing zu schreien an, Glas ging zu Bruch, und dann stürmten mehrere Gestalten nach draußen. Die Tische und Stühle vor dem Café flogen durcheinander. Unglaublich. In der Bar, die

von zwei bärenstarken Mitgliedern der Rugbymannschaft geführt wurde, hatte es bislang nie Ärger gegeben.

Bruno rannte hin und bekam noch flüchtig mit, dass Jean-Jacques wieder aus dem Wagen ausgestiegen war. Als er vor der Bar ankam, sah er Max, dem René, der Barmann, den Arm auf den Rücken gedreht hatte, während Jacqueline den anderen Arm gepackt hielt. Gilbert kniete auf der Brust eines anderen jungen Mannes, der am Boden lag, umringt von den übrigen Gästen, die das Spektakel interessiert verfolgten. Die Fensterscheibe der Bar war zu Bruch gegangen.

»Ruhe!«, brüllte Bruno und drängte durch die Menge auf René zu. »Was ist passiert?«, fragte er und sah, dass aus Max' Nase Blut tropfte.

»Dieser Mistkerl hat angefangen«, keuchte Gilbert, der alle Hände voll zu tun hatte, um den Mann am Boden in Schach zu halten. »Kommt reinspaziert und macht Stunk, gibt Max eins auf zwölf und versucht, das Mädchen abzuschleppen.«

»Er hat mir den Arm verrenkt«, sagte Jacqueline, sichtlich aufgelöst. »Max wollte mir zu Hilfe kommen.«

»So war's, Bruno«, bestätigte René. »Der Kerl ging sofort auf Max los und schlug so fest mit der Faust zu, dass Max vom Hocker flog. Als er dann das Mädchen nach draußen zerren wollte, ist Max dazwischengegangen. Ich hab versucht, die beiden zu trennen. Dabei ist er dann mit dem Rücken durch die Scheibe geflogen.«

So hatten es auch, wie zu hören war, die Umstehenden gesehen. »Der Kerl hat sie nicht alle«, schimpfte einer.

»Ist er verletzt?«, fragte Bruno. Gilbert stand vorsichtig auf und zerrte den Mann an den Aufschlägen seines Mantels auf die Beine. Dass es Bondino war, überraschte Bruno nur mäßig.

»Alles okay«, knurrte Bondino und klopfte sich die Mantelschöße aus. Er war sichtlich angetrunken. »Sie gehört mir«, nuschelte er und zeigte auf Jacqueline.

»Sie wollen wohl die Nacht in der Ausnüchterungszelle verbringen«, sagte Bruno. Er überzeugte sich davon, dass der Amerikaner tatsächlich unverletzt war, und wandte sich an René und Gilbert. »Es liegt an euch, ob ihr Anzeige erstatten wollt oder nicht.«

»Er hat ein paar Sachen kaputtgeschlagen, einen Stuhl und mehrere Gläser«, sagte René. »Halb so wild, aber die Scheibe, die muss er ersetzen.«

»Kein Problem«, sagte Bondino und zog ein Bündel selten gesehener Scheine aus der Brieftasche. 500-Euro-Noten. Er zählte drei davon ab und steckte sie René zu. »Tut mir leid. Wenn's mehr kostet, sagen Sie mir Bescheid.«

»Was ist mit dir, Max?«, fragte Bruno. »Willst du Anzeige erstatten?«

Max hielt ein Taschentuch an die blutende Nase und schüttelte den Kopf. »Nicht, wenn er verspricht, Jacqueline in Ruhe zu lassen, und keinen Ärger mehr macht. Und wenn er sich nicht daran hält, schlag ich ihn windelweich.«

»Bon«, sagte Bruno. »Dann können wir jetzt alle nach Hause gehen. Sie zuerst, Bondino, und zwar zügig.«

»Sie haben mich noch gar nicht befragt«, schnaubte Jacqueline sichtlich ungehalten, als der Amerikaner in Richtung Hotel davonwankte. »Er hat mich hinter sich herzuschleifen versucht. Das ist Nötigung.«

»Aha!« Bruno hatte noch vor Augen, wie eng die beiden miteinander getanzt hatten und dann

gemeinsam abgezogen waren. Falls das Mädchen die beiden Jungbullen absichtlich aufeinandergehetzt hatte, würde sie bei ihm auch den letzten Rest an Sympathie verlieren.

»Der Amerikaner hat sich anscheinend eingebildet, dass Sie seine Freundin sind«, entgegnete Bruno. »Wenn Sie ihn anzeigen, werde ich nicht nur seine und Ihre Aussage zu Protokoll nehmen, sondern auch Zeugen vernehmen müssen, um festzustellen, ob Sie ihm womöglich irgendetwas vorgemacht haben. Darüber sollten Sie nachdenken, Mademoiselle, bevor Sie eine Entscheidung treffen. Lassen Sie sich vielleicht auch von einem französischen Anwalt beraten, denn solche Geschichten können ziemlich kompliziert werden.«

»Wenn's zu einem Strafverfahren kommt, bin ich gerne bereit, bei der Zeugenbefragung zu helfen«, sagte Jean-Jacques und stellte sich als Chefinspektor der *police nationale* vor. »Dürfte ich bitte einmal Ihren Pass sehen, Mademoiselle?«

Jacqueline warf einen irritierten Blick auf Bruno und zuckte dann mit den Achseln. »Ich habe nicht vor, irgendjemanden reinzureißen. Wenn die Barbesitzer keine Anzeige erstatten, will ich's auch nicht.« Und mit Blick auf Max: »Ich bring ihn jetzt lieber heim und Sorge dafür, dass sein Nasenbluten aufhört. Ihnen allen vielen Dank, dass Sie geholfen haben. Tut mir leid, dass es zu diesem dummen Zwischenfall gekommen ist.«

Kein schlechter Abgang, dachte Bruno, als sie sich bei Max unterhakte und ihn fortführte.

In Fauquets Bar hockte Bruno allein am Tresen über seinem Morgenkaffee und warf zum wiederholten Mal einen Blick auf sein Handy. Seit drei Tagen ließ Isabelle nichts von sich hören. Er hatte mehrere sms und zwei E-Mails geschickt, aber keine einzige Antwort erhalten. Funkstille wie damals, als sie nach Paris gegangen war und den Kontakt einfach hatte abreißen lassen. Er fand ihr Verhalten weniger irritierend als rätselhaft. Wollte sie ihm mit ihrem Schweigen zu verstehen geben, dass es zwischen ihnen nun endgültig aus war? Einer anderen Frau hätte er vielleicht unterstellt, dass sie ihn zu provozieren versuchte, doch Isabelle waren solche Tricks nicht zuzutrauen. Sie war offen und direkt, sagte er sich. Doch als das Handy läutete und er in der Tasche danach kramte, war er so erregt, dass er sich darüber wunderte.

»Ich bin's, Pamela«, meldete sich die Engländerin in einer seltsam verhaltenen Tonlage, die ihn seine Enttäuschung sofort vergessen ließ. »Ich habe eine traurige Nachricht. Cresseil ist gestorben. Ich bin auf seinem Hof, und es scheint, dass er schon eine Weile tot ist. Könnten Sie bitte trotzdem den Arzt rufen? Mein Akku ist gleich leer. Ich warte, bis Sie da sind. Mit mir ist alles in Ordnung, ich bin mit meinem Pferd hier.«

Sie legte auf. Bruno wollte eigentlich sofort losfahren, um sie nicht lange am Bett des Toten warten zu lassen. Aber sie schien durchaus gefasst zu sein, und er hatte noch ein paar Dinge zu erledigen. Als Erstes rief er die *pompriers* an, die Feuerwehr, die in solchen Fällen zu verständigen war, und gleich darauf in der Klinik mit der Bitte, einen Arzt zu schicken, der den Totenschein ausstellen sollte. Dann eilte er ins Büro des Bürgermeisters, um ihn über Cresseils Ableben zu informieren. Schließlich sprang er in seinen Transporter, fuhr los und versuchte, Max, den nunmehr nächsten Angehörigen Cresseils, über Handy zu verständigen. Doch der antwortete nicht.

Pamela trug wie immer, wenn sie morgens ausritt, blitzblank polierte Stiefel, ihre beige Reithose und ein schwarzes Jackett. Das kupferfarbene Haar steckte unter ihrem mit schwarzem Samt bezogenen Helm. Im Sattel sah sie großartig aus. Nun aber wirkte sie klein und äußerst zierlich, wie sie da mit dem Zügel in der Hand vor ihrem Pferd im Hof stand. Als Bruno seinen Transporter vor dem kleinen Wohnhaus abstellte, fiel ihm auf, dass der Weingarten abgeerntet war.

»*Bonjour*, Pamela.« Er küsste sie auf beide Wangen und nahm sie in den Arm. »Tut mir leid, dass Sie ihn rinden mussten. Es wird ein ziemlicher Schock gewesen sein. Alles in Ordnung?«

Sie nickte und drückte ihn kurz an sich.

»Ich nehme an, er ist im Haus, oder?«

»Nein«, antwortete sie mit dünner Stimme. »In der Scheune, da, wo ich ihn gefunden habe. Ich habe nichts angerührt und Sie sofort angerufen, als mir klar war, dass er tot ist.«

»Sind Sie zufällig vorbeigekommen?«

»Ich wollte eigentlich zu Max. Er hat mich eingeladen, seinen Wein zu verkosten. Sein Vorschlag, Gästehäuser zu beliefern und eigens für sie Flaschenetiketten zu entwerfen, hat mir gefallen. Aber er war nirgends zu finden, auch der alte Cresseil nicht, also habe ich nach ihnen gesucht.«

Sie band ihr Pferd an einen Zaunpfosten und führte Bruno über den Hof und an der großen gemauerten Scheune vorbei zu einem kleineren Gebäude, dessen Tor halb offen stand. Der Alte lag vor den Stufen einer Trittleiter, die vor einem der großen alten Weinfässer stand.

»Ich habe nur seinen Puls gefühlt und sonst nichts angefasst«, sagte sie.

Bruno nickte. Er ging vor dem Toten in die Hocke und berührte dessen Wange mit dem Handrücken. Sie war kalt. Die Leichenstarre schien zwar noch nicht eingesetzt zu haben, doch der Alte musste schon mehrere Stunden tot sein. Der Hals sah seltsam verrenkt aus. Bruno warf einen Blick auf die wacklige Trittleiter. War der Alte da hinaufgestiegen und auf den feuchten, glitschigen Stufen ausgerutscht? Oder hatte er einen Schlaganfall erlitten und jenes schnelle Ende gefunden, das sich viele alte Menschen so erhoffen? Darauf würde der Arzt antworten müssen.

»Wir können nichts mehr für ihn tun«, sagte er. »Warten wir, bis die *pompiers* und der Arzt hier sind. Ich will nur schnell ins Haus gehen und sehen, was in seinen Unterlagen zu finden ist.«

Pamela nickte und ging mit Bruno in den Hof zurück. »Wo Max bloß bleibt? Er muss aufgehalten worden sein. Als wir gestern miteinander telefoniert haben, sagte er, dass er am Abend seinen Wein lesen wolle, aber den Vormittag für mich freihalten werde. Er wird erschüttert sein. Gerade erst adoptiert, und nun das.«

»Ja, jetzt hat er seinen eigenen Weinberg, ein hübsches kleines Erbe. Wie dem auch sei, ich werfe mal eben einen Blick auf Cresseils Papiere. *Die pompiers* werden gleich hier sein.«

Bruno war schon häufiger bei alten alleinstehenden Personen zu Besuch gewesen und machte sich auf einiges gefasst. Cresseils Wohnung aber war sauber, ordentlich und gut durchlüftet. Sie bestand aus einem großen Wohnzimmer und einer Küche im Parterre; angebaut waren ein kleines Schlafzimmer, ein Bad und ein Raum, der wie ein Arbeitszimmer aussah. Cresseil war in letzter Zeit so wacklig auf den Beinen gewesen, dass er sich wahrscheinlich nur unten aufgehalten hatte. Bruno rannte die Treppe hinauf ins Obergeschoss und fand dort zwei spartanisch eingerichtete Schlafzimmer vor. Von den Betten war nur eines bezogen. Vielleicht schlief Max darin, wenn er im Haus übernachtete.

Unten in der Küche standen zwei gebrauchte Weingläser im Spülbecken. Ansonsten war alles aufgeräumt, sämtliches Geschirr ordentlich weggeräumt. Die Handtücher in Küche und Bad wirkten praktisch unbenutzt. Auch das Arbeitszimmer, in dem ein altes Sofa und ein Sekretär mit etlichen Ablagefächern standen, war aufgeräumt. Die meisten Fächer waren leer. In einem entdeckte Bruno die Adoptionsurkunde, zusammengerollt und mit rotem Band verschnürt. In den Schubladen fand er sorgfältig abgeheftete Kontoauszüge und Stromrechnungen, einen alten Résistance-Orden sowie eine Schachtel voller Fotos. Manche datierten aus der Kriegszeit und zeigten lächelnde junge Männer mit Waffen; die meisten aber stammten von Annie, Cresseils Frau, und dem gemeinsamen, verstorbenen Sohn. In einer anderen Schublade lagen ganz zuunterst die Besitzurkunden. Die letzte Eintragung war 1949 vorgenommen worden und bescheinigte die Erbschaft des Cresseilschen Anwesens. Unterzeichnet hatte Brosseil, der *notaire* von Saint-Denis, dessen Kanzlei nun von seinem Enkel geführt wurde. Falls es noch andere Dokumente gab, würden sie dort hinterlegt sein.

Als er die schwere Maschine die Zufahrt heraufrollen hörte, ging Bruno nach draußen, um die Feuerwehrmänner zu begrüßen. Pamela musste ihr Pferd beruhigen, das vor dem großen Fahrzeug scheute. Albert stieg aus, gefolgt von Ahmed, der am Steuer gesessen hatte. Bruno führte sie zur Scheune. Auf halbem Weg machte Ahmed kehrt, um den Defibrillator aus dem Wagen zu holen.

»Ich glaube, den brauchen wir nicht«, meinte Bruno.

»Vorschrift«, entgegnete Ahmed achselzuckend. »Man kann nie wissen. Damit sind schon Wunder bewirkt worden.«

Als sie in der Scheune angekommen waren, schüttelte Albert den Kopf und schickte Ahmed zurück.

»Der arme Kerl ist schon seit Stunden tot«, sagte Albert und nahm den Helm ab. »Wie der Hals aussieht, gefällt mir nicht. Glaubst du, er ist gestürzt?«

»Dieser Trittleiter würde ich nicht trauen, schon gar nicht, wenn ich so gebrechlich wäre wie Cresseil«, antwortete Bruno. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass er da hochgestiegen ist, und auf den Stufen sind auch keine Rutschspuren zu sehen.«

Draußen hupte es zweimal kurz hintereinander. Der Arzt war gekommen. Bruno ging nach draußen und sah, dass Pamela schon wieder ihr Pferd beruhigen musste. Er nickte ihr verständnisvoll lächelnd zu und ging einer jungen Frau entgegen, die aus dem Kofferraum eines älteren Renault 5 ihre Bereitschaftstasche holte. Bruno war ihr noch nicht begegnet; er wusste nur, dass sie einen italienischen Vornamen und vor kurzem die Praxis übernommen hatte. Er sah sie von hinten und war beeindruckt. Als sie sich umdrehte, bekam er einen Schreck, und er hoffte, dass er ihm nicht allzu deutlich anzumerken war. Über ihre gesamte rechte Gesichtshälfte erstreckte sich eine lange Narbe. Er fragte sich, wie es wohl dazu gekommen war, und versuchte, seinen Blick auf ihre Augen gerichtet zu halten.

»Sie sind Bruno, nicht wahr, der Polizist. Ich bin Fabiola Stern, die neue Ärztin«, sagte sie und streckte die Hand aus. »Wo ist der Tote?«

»Mademoiselle, äh, *doctoresse*«, grüßte er und schüttelte ihr die Hand. »Trotz der eher traurigen Umstände freut es mich, Sie kennenzulernen. Das ist Madame Nelson. Sie hat den Toten gefunden. Und unsere *pompriers* kennen Sie ja bereits. Wenn Sie mir bitte folgen würden.«

»Madame Nelson, freut mich. Ein prächtiges Pferd haben Sie da.« Sie wandte sich an Bruno. »Also los. Und nennen Sie mich bitte nicht Mademoiselle. Ich bin Fabiola.«

»Der Halswirbel ist gebrochen«, stellte sie nach kurzer Untersuchung fest. »Die geweiteten Pupillen, die violett angelaufenen Hände und das sehr bleiche Gesicht lassen allerdings darauf schließen, dass er an einem Herzinfarkt gestorben ist. Vielleicht hatte er einen Herzstillstand und ist dann gestürzt. Wir werden eine Autopsie machen müssen.«

Verflucht, dachte Bruno, auch das noch.

»Sind Sie sicher?«, fragte er. »Er war sehr alt und scheint doch eines natürlichen Todes gestorben zu sein.«

»Tut mir leid«, entgegnete sie kühl. »Aber da die Todesursache nicht klar ist, muss ich mich an die Vorschriften halten.«

Gegen den Bescheid einer Ärztin war Bruno machtlos. Im Übrigen musste er sich jetzt um andere Dinge kümmern. Als Erstes musste er Max informieren. Der Junge konnte nicht weit sein, schließlich hatte er am Tag zuvor die Trauben geerntet. Wahrscheinlich waren sie bereits in dem Fass, was erklären würde, warum die Trittleiter davor stand. Bruno trat auf den Hof und holte sein Handy aus der Tasche.

»Alphonse, hier Bruno. Ist Max bei dir?«

»Nein, er ist bei Cresseil. Er wollte über Nacht bei ihm bleiben, weil es mit der Lese spät werden würde. Nach seinem biologisch-dynamischen Lehrbuch sollten Trauben nämlich im Dunkeln gepflückt werden, wenn es kühler ist.«

»Nun, die Trauben sind gepflückt, und gestern Nacht war er auch in der Stadt, aber hier ist er

nicht. Ich bin auf Cresseils Hof, zusammen mit den *pompieri* und der neuen Ärztin. Cresseil ist tot. Sieht so aus, als hätte er einen Herzschlag erlitten. Könntest du bitte Max ausfindig machen und ihn benachrichtigen?«

Die *pompieri* wollten gerade zusammenpacken, als Bruno in die Scheune zurückkehrte, um das Ergebnis von Max' Weinlese zu begutachten. Plötzlich klingelte ein Handy. Automatisch holte Bruno wieder seines hervor, obwohl der Klingelton ein anderer war und aus dem hinteren Teil der Scheune kam, wo sich auf breiten, durchgebogenen Regalbrettern eine Menge staubiger Körbe, Flaschen und Altkleider türmte. Das Handy war schnell gefunden. Es lag neben einem Paar Turnschuhe auf frischgewaschenen, zusammengefalteten Jeans.

»Hallo?«, meldete er sich.

»Max, bist du's?«

»Nein, Alphonse, ich bin's wieder, Bruno. Ich habe Max' Handy hier in Cresseils Scheune läuten hören und bin drangegangen.«

»Was? Dass er sein Handy irgendwo liegenlässt, ist ihm, soweit ich weiß, noch nie passiert. Und du bist sicher, er ist nicht da?«

»Augenblick.« Bruno befühlte die Taschen der Jeans. Es steckten eine Brieftasche, ein paar Schlüssel und mehrere Münzen darin. In der Brieftasche fand er Max' Bibliotheksausweis, seinen Studentenausweis und eine Telefonkarte der France Télécom im Wert von fünf Euro, was ihn nur mäßig überraschte. Bruno schaute sich um. Vor der Wand lag ein kleines rotes Bündel. Er nahm einen Stift zur Hand, hob es damit auf und bemerkte, wie Fabiola und die Feuerwehrmänner jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgten. Was er da gefunden hatte, war eine von Wein durchtränkte kurze Baumwollhose.

Merde, dachte er und spürte, wie ihm bei dem Gedanken an das Fass flau wurde.

»Alphonse, ich rufe gleich zurück.« Er legte das Handy auf die Jeans und wandte sich der Trittleiter zu. »Ahmed, würdest du das Ding bitte mal für mich halten, und Albert, pack den Defibrillator noch nicht weg.«

Er kletterte vier Stufen nach oben, hoch genug, um ins Fass blicken zu können. Um sich aber auch über den Rand hinwegzubeugen, musste er noch eine Stufe höhersteigen.

»Halt gut fest, Ahmed.« Die Trittleiter schaukelte bedrohlich, als er den Arm ausstreckte, um den blonden Haarschopf zu ergreifen, der auf der Schaumkrone des gärenden Traubensaftes schwamm. Er bekam ihn nicht zu fassen. Er versuchte, den Jungen bei der Schulter zu packen, rutschte aber immer wieder ab. Ohne lange zu fackeln, schwang er sich in voller Montur über den Rand, hielt sich mit einer Hand daran fest und wuchtete mit dem freien Arm Max' nackten Leib aus dem dickflüssigen Most.

»Albert, Ahmed, holt schnell eine zweite Leiter, und helft mir. Fabiola, könnten Sie über die Trittleiter hochkommen?«

Bruno hatte Max zwischen sich und der Fasswand festgekeilt, öffnete ihm den Mund, klaubte mit den Fingern zerplatzte Beeren und Schaum daraus hervor und holte tief Luft. Er stülpte seine Lippen über Max' Mund und versuchte, den Jungen zu beatmen. Doch die Lungen wollten sich nicht füllen lassen, die Luftröhre war blockiert. Er ließ vom Rand ab, schlang nun beide Arme um Max' Brust und drückte mit aller Macht zu. Eine Fontäne aus Saft und Schaum schoss aus seiner Kehle. Sofort drückte Bruno wieder seine Lippen auf den Mund und presste ihm seinen Atem ein.

»Ja, weiter so«, sagte Fabiola, von der nur Stirn und Augen zu sehen waren. »Nicht nachlassen.«

Mit lautem Getöse schleppten Albert und Ahmed zwei Leitern herbei und legten sie außen ans Fass an. Bruno hörte Pamelas Stimme, die über den Notruf den Rettungsdienst alarmierte.

»Holen Sie ihn raus«, rief Fabiola. »Schnell.«

Die beiden Feuerwehrmänner packten zu. Bruno half von unten nach, und mit vereinten Kräften hievten sie Max aus dem Fass. Kaum hatten sie den Jungen auf dem Boden ausgestreckt, übernahm Fabiola die Beatmung. Ahmed drückte ihm die beiden Elektroden des Defibrillators auf die Brust und bat Fabiola, auf Abstand zu gehen. Ein Beben ging durch den Körper, als Ahmed den Elektroschock auslöste. Gleich darauf setzte Fabiola die Beatmung fort.

Bruno keuchte vor Erschöpfung und spürte ein Stechen im Kopf, als er, bis zum Hals eingetaucht, mit tastenden Händen durch den Most rührte, um festzustellen, ob sich noch irgendetwas in dem Fass befand. Aber er war inzwischen so geschwächt, dass er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Vergeblich versuchte er, sich mit beiden Armen am Rand emporzuziehen, und stieß einen kläglichen Hilferuf aus.

»Albert, holen Sie Bruno da raus«, drängte Fabiola. »Schnell, er muss an die frische Luft.«

Bruno rutschte mit der Hand ab und spürte einen seiner Fingernägel umknicken. Vor Schmerzen bäumte er sich so weit auf, dass ihn Albert beim Kragen zu packen bekam. Kaum hatte Bruno den Kopf über den Rand gestreckt, schnappte er gierig nach Luft und sah gleich darauf wieder klarer. Albert hievte ihn höher, während Pamela seine herabbaumelnde Hand ergriff und daran zerrte. Albert packte Bruno nun beim Gürtel, wuchtete ihn über den Rand und senkte ihn in Pamelas Arme ab.

»Schaffen Sie ihn raus an die Luft«, rief Fabiola.

Bruno lag auf dem Rücken ausgestreckt im Hof und keuchte. Pamela - von oben bis unten mit Traubensaft beschmiert - kippte gerade einen Eimer kaltes Wasser über ihm aus, als *capitaine* Duroc auftauchte. Fabiola versuchte immer noch, Max zu reanimieren, doch Ahmed schüttelte betrübt den Kopf und wandte sich Albert zu, der vornübergebeugt nach Luft rang. Von beiden triff violetter Most, auf Haaren und Augenbrauen klebte Schaum.

»Es hat keinen Zweck.« Fabiola richtete sich auf und stemmte ihre Hände in den Rücken. »Der Junge ist nicht zu retten.«

»Was zum Teufel ist hier vorgefallen?«, polterte Duroc.

»Wir haben zwei Tote«, berichtete Fabiola. »Und fast hätte auch Bruno dran glauben müssen. Kohlendioxidvergiftung. Ich habe davon schon gehört, selbst aber keine Erfahrung damit. Wenn ich mich richtig erinnere, entsteht bei der Gärung Kohlensäure in einem Volumen, das vierzigmal größer ist als das der Flüssigkeit.«

»Kohlensäure ist doch nicht giftig«, sagte Duroc.

»Aber es verdrängt den Sauerstoff und verursacht dadurch den Erstickungstod.«

Bruno hob den Kopf. Er schaute zu Pamela auf, die vor ihm kauerte und seine Hand hielt. Ihr Anblick brachte ihn fast zum Schmunzeln, und er fühlte sich schon ein bisschen besser.

»In Kellereien sollte es deshalb ein gut funktionierendes Belüftungssystem geben«, fuhr Fabiola fort. »Bei der Bergung des Jungen wäre Bruno fast selbst erstickt.«

Sie betrachtete den athletischen Körper des Toten, der bis auf die Stelle, wo er seine Shorts getragen hatte, braungebrannt war. Dann wischte sie sein Gesicht ab, drückte ihm die Lider zu und breitete die von Ahmed gebrachte Decke über ihm aus.

»So ein schöner junger Kerl«, sagte sie. »Was für ein Verlust!«

Bruno war aufgestanden. »Ein doppelter Verlust. Cresseil hatte anscheinend einen Herzschlag und ist von der Leiter gestürzt. Die Autopsie wird zeigen, woran er gestorben ist. Und Max, den er gerade erst adoptiert hat, scheint im Weinfass erstickt zu sein. Tragische Unfälle, so sehe ich das.« Er wandte sich an Fabiola. »Muss auch Max obduziert werden?«

Sie schüttelte den Kopf und rieb sich die Augen. »Erst eine Woche hier und schon zwei Todesfälle«, murmelte sie.

»Sie haben alles Menschenmögliche getan«, versuchte Pamela zu trösten.

»Und wenn Sie nicht da gewesen wären, hätten wir womöglich Bruno auch noch verloren«, sagte Albert. »Ich habe noch nie davon gehört, dass gärender Wein tödlich sein kann.«

»Und ich habe noch nie davon gehört, dass jemand seinen Wein völlig nackt maischt«, bemerkte Bruno. »Wieso hat er sich auch noch die Shorts ausgezogen? Es scheint, dass er schon im Fass war, als er sie ausgezogen und dann in die Ecke dort drüben geworfen hat.«

»Vielleicht gehörte das mit zu seiner biologisch-dynamischen Philosophie«, meinte Pamela.

»O Mann, wie wir aussehen!«, stöhnte Albert und blickte an sich hinab.

»Ich schätze, der Hausherr hat nichts mehr dagegen, wenn wir sein Badezimmer benutzen«, sagte Fabiola. Sie stand auf und ließ sich von Bruno zum Haus führen. Plötzlich ließ er sie los und machte ein paar Schritte hinter die Scheune. »Was suchen Sie?«, fragte sie.

»Cresseils Hund«, antwortete Bruno. »Er ist so betagt, wie es sein Herrchen war. Geben Sie mir Bescheid, wenn Sie fertig sind, danach würde ich selbst gern das Bad benutzen. Aber zuerst muss ich mit Alphonse reden.«

Bruno machte sich auf ein schwieriges Gespräch gefasst. Der Tod des Hauptverdächtigen warf ihn in seinen Ermittlungen in der Brandsache zurück. Und er würde auch Jacqueline über den Tod von Max verständigen müssen. Wahrhaftig keine angenehme Pflicht, aber Bruno war neugierig darauf, wie sie reagieren würde. Er zog sein Handy aus dem durchnässten Lederetui am Gürtel. Eine zerquetschte Traube klebte zwischen den Tasten. Er wischte sie weg, doch das Handy funktionierte nicht mehr.

»Merde«, fluchte er und kehrte in die Scheune zurück, um mit Max' Handy zu telefonieren.

Es stellt sich die Frage, wer zuerst gestorben ist«, sagte der Bürgermeister. Bruno, frisch geduscht und umgezogen, akzeptierte ein Glas Armagnac auf den Schock. »Wenn der alte Cresseil zuerst tot war, geht sein Nachlass an Max' Erben. Wenn er denn welche hat. Standesamtlich ist Alphonse immer noch sein nächster Angehöriger. Was das erbrechtlich bedeutet, müsste ich noch nachprüfen.

War aber Max zuerst tot, erben Cresseils Cousins und Cousinen, und das könnte für unser Bondino-Projekt von Bedeutung sein. Es sieht so aus, als würde der Amerikaner an seinen Plänen festhalten, und das ist nicht zuletzt Ihrem Einsatz im Forschungsinstitut zu verdanken, Bruno«, fuhr der Bürgermeister fort. »Also noch mal: Wer ist zuerst gestorben?«

»Das muss diese neue Ärztin Fabiola beantworten. Sie wird die Obduktion vornehmen«, erwiderte Bruno, immerhin ein bisschen froh darüber, dass er zumindest damit nichts zu tun hatte. »Ich kann mir allerdings vorstellen, dass die Frage sehr schwierig zu klären sein dürfte. Der Todeszeitpunkt ist nur selten eindeutig zu bestimmen.

Der logische Ablauf wäre, dass sich Cresseil gefragt hat, wo Max bleibt, auf die Leiter gestiegen ist und den Jungen leblos im Most hat schwimmen sehen, worauf er dann vor Schreck eine Herzattacke bekommen und sich beim Sturz von der Leiter den Hals gebrochen hat«, erklärte Bruno. »Und das hieße, Max wäre zuerst gestorben.«

»Es könnte aber auch sein, dass Max in Schwierigkeiten geraten ist und den Alten gerufen hat, der dann bei dem Versuch, zu helfen, seine Herzattacke hatte und den Jungen nicht mehr retten konnte«, entgegnete der Bürgermeister nonchalant - für Bruno immer ein sicheres Indiz dafür, dass der alte Fuchs etwas im Schilde führte. »Mit anderen Worten, Cresseil war zuerst tot. Falls jemand behauptet, der Junge habe lange genug gelebt, um zu erben, wird es einen Rechtsstreit geben. Und der könnte sich über Jahre hinziehen. Bondino würde so lange nicht warten wollen. Also, wie gut kennen Sie diese junge Ärztin, Bruno?«

»So gut wie gar nicht. Sie scheint aber recht sympathisch zu sein. Und tüchtig. Wahrscheinlich verdanke ich ihr, dass ich noch lebe«, antwortete Bruno. Es ärgerte ihn wieder, dass dem Bürgermeister Bondinos Projekt so wichtig war, und er wollte der jungen Ärztin keinesfalls nahelegen, in ihrem fachlichen Urteil den Wünschen des Bürgermeisters entgegenzukommen. »Ich bin sicher, ihr Gutachten wird hieb- und stichfest sein.«

»Könnten Sie ihr vielleicht andeuten, wie wichtig die Sache für die Zukunft von Saint-Denis ist?«

»Etwas macht die Sache noch komplizierter«, entgegnete Bruno, ohne direkt auf Mangins Frage einzugehen. »Gestern Abend ist Bondino in der *Bar des Amateurs* auf Max losgegangen. Er hat ihn tätlich angegriffen und eine junge Frau zu nötigen versucht. Dabei ist die Fensterscheibe zu Bruch gegangen. Ich hätte ihn festnehmen müssen und habe wirklich große Bedenken, die Zukunft unserer Stadt in die Hände dieses Rüfels zu legen.« »Starke Worte, Bruno.«

»Ernst gemeinte. Ich habe ihn ungern laufenlassen.«

»Waren wir nicht alle mal jung? Auch er wird irgendwann erwachsen.« Nach kurzer Pause fragte der Bürgermeister: »Ihnen gefällt dieses Projekt nicht, stimmt's?«

»Doch, im Prinzip schon. Aber Bondinos Verhalten macht mich skeptisch.«

Der Bürgermeister erhob sich aus seinem Sessel und ging ans Fenster. »Merde, Sie haben

natürlich recht, Bruno. Aber was sollen wir machen? Ich wehre mich mit Händen und Füßen dagegen, dass die Sägemühle geschlossen wird, und musste mich auch mächtig ins Zeug legen, um das Forschungsinstitut zu uns zu holen, und jetzt macht es mir solche Probleme, dass es sogar meine Wiederwahl gefährdet. Dieses Bondino-Projekt ist die beste Chance für unsere Zukunft, die wir haben, und die will ich mir nicht nehmen lassen. Sehen Sie sich bloß mal in Saint-Fénelon um oder in den anderen Touristenhochburgen ringsum. Die haben nur ein paar Bistros und Immobilienmakler, und zwischen September und Juni können sie die Bürgersteige hochklappen«, fuhr Mangin fort und zeigte durchs Fenster, als hätte er die angesprochenen Geisterstädte dort direkt vor Augen. »Keine Familien, keine Schulen, keine Arbeit, keine Geschäfte, und die meisten Häuser stehen leer und warten darauf, von Touristen angemietet zu werden. Saint-Denis steht ein ähnliches Schicksal bevor, wenn wir hier nicht schnellstens für neue Arbeitsplätze sorgen.«

Der Bürgermeister schlug sich mit der Faust in die offene Hand und schob den Unterkiefer vor. »Mir ist egal, ob Bondino sich volllaufen lässt und randaliert, Hauptsache, er investiert. Wir müssen ihn bei der Stange halten.«

»Donnerwetter!« Bruno hob beide Hände und schmunzelte. »Ich bin nicht der Rat und auch keine öffentliche Versammlung. Mich müssen Sie nicht überzeugen. Das Projekt gefällt mir ja durchaus auch, aber wenn es für Bondino ein gutes Geschäft ist, könnten auch andere Investoren interessiert sein. An diese Möglichkeit haben wir noch gar nicht gedacht.«

»Geschäftsmänner mit zehn Millionen Euro in der Tasche klopfen nicht alle Tage bei mir an«, grummelte der Bürgermeister.

»Aber nachdem es dieser Bondino getan hat, horchen vielleicht auch andere auf. Ich könnte mir vorstellen, dass auch andere Großunternehmen, etwa in England oder Italien, das Potential unserer Region erkennen. Vielleicht lassen sich sogar französische Investoren anlocken. Wenn wir die *appellation* bekommen, können wir selbst aktiv werden.«

In Huberts Kellerei herrschte Hochbetrieb, als Bruno vorfuhr, um Jacqueline die traurige Nachricht vom Tod ihres Freundes zu übermitteln. Hubert stand mit einem Mann und einer Frau vor seiner Auslage hochwertiger Armagnacs und unterhielt sich mit ihnen auf Englisch. Nathalie saß an der Kasse, vor der sechs Kunden anstanden. Sie blickte zu Bruno auf und grüßte betreten.

»Wir haben schon davon gehört«, sagte sie. »Die verrückte Engländerin war hier, über und über mit Most bekleckert. Sie hat mit Jacqueline gesprochen. Das Mädchen ist fix und fertig. Hubert hat ihr freigegeben. Die Engländerin hat sie mit zu sich nach Hause genommen, Jacqueline auf dem Fahrrad, sie auf ihrem Pferd. Uns steht hier das Wasser bis zum Hals, ohne Jacqueline und Max, und Hubert musste aus dem Büro in Sarlat kommen, um auszuhelfen. - Können wir irgendetwas für Sie tun? Die Engländerin sagte, auch Sie hätten schwer was abgekriegt.«

»Mit mir ist alles in Ordnung. Jacqueline wohnt also fürs Erste bei der Engländerin, ja?«

»Ja, sie ist inzwischen bei ihr eingezogen. Kennen Sie sie? Sie sagt, Sie hätten ihr die Unterkunft vermittelt.«

Ein Tourist, der sich für eine Kiste von Huberts Wein entschieden hatte, war sichtlich irritiert über die Anwesenheit eines Polizisten und tippte ungeduldig mit seiner Kreditkarte auf die Theke. Nathalie schenkte ihm ein müdes Lächeln, wandte sich noch einmal an Bruno und sagte: »Wir werden den netten Jungen schmerzlich vermissen.«

Bruno wollte gerade wieder in seinen Transporter steigen, als Hubert, mit beiden Armen winkend, über den Parkplatz auf ihn zugelaufen kam.

»Schrecklich, was da passiert ist, eine Tragödie«, murmelte er. »Und wie geht es dir? Die Engländerin sagt, du wärst fast drauf gegangen.«

»Sie übertreibt«, antwortete Bruno und gab ihm die Hand. »Die neue Ärztin hat mich rechtzeitig gewarnt. Ich wusste nicht, dass gärender Wein so gefährlich sein kann.«

»Max war ein tüchtiger Junge«, sagte Hubert, »ein echter Weinkenner und gut im Verkauf. Er und Jacqueline haben sich großartig ergänzt und konnten die Touristen immer von den besseren Weinen überzeugen. Ich hatte ihm angeboten, fest für mich zu arbeiten, wenn er sein Diplom hat.«

»Ich werde mich jetzt um Jacqueline kümmern. Du hast jede Menge Kundschaft.«

»Ich weiß. Ich wollte dich nur fragen, ob's bei unserer Verabredung bleibt. Oder sollen wir unser Essen verschieben? Der Wein schmeckt auch noch in einer Woche.«

»Ja, aber nicht meine *becasses*«, entgegnete Bruno. »Ich habe sie heute Morgen aus dem Gefrierschrank geholt, und es wäre zu schade um sie. Außerdem, ein bisschen Ablenkung täte uns allen bestimmt ganz gut. - Ich schlage vor, es bleibt dabei.«

Bruno machte sich auf den Weg und bedauerte, dass Pamela dem Mädchen aus Kanada bereits gesagt hatte, was geschehen war. Er hätte Jacquelines Reaktion gern selbst gesehen, um Aufschluss darüber zu gewinnen, ob Max für sie nur ein Tachtelmechtel gewesen war oder so wichtig wie sie für ihn. So eng, wie sie mit Bondino getanzt hatte, zweifelte er daran, aber vielleicht sah man das in Amerika anders.

Bruno freute sich jedes Mal aufs Neue, wenn er auf Pamelas Anwesen zufuhr, über die Hügelkuppe kam und das Gehöft mit seinen Stallungen und die Pferdekoppel im Tal erblickte. Abgesehen vom Swimmingpool und dem Auto, das vor dem Haus parkte, schien sich hier seit zweihundert Jahren kaum etwas verändert zu haben. Als er in den Hof einbog, sah er Jacquelines Fahrrad auf dem Kiesweg liegen. Pamela hatte ihn offenbar kommen hören, denn sie öffnete die Küchentür, als er aus dem Wagen stieg. Sie trug immer noch ihre mostbespritzte Reiterkluft, und die Haare quollen wild unter dem Helm hervor.

»Schön, zu sehen, dass es Ihnen gutgeht«, begann sie. »Ich habe mir große Sorgen um Sie gemacht. Aber sollten Sie nicht lieber doch einen Tag freinehmen?«

»Mit mir ist alles in Ordnung. Gegen die Kopfschmerzen habe ich Aspirin und ein Glas Armagnac genommen. Das hilft immer. Wie geht es Jacqueline?«

»Schlecht. Aber immerhin hat sie sich ein bisschen beruhigt. Kommen Sie, wir haben gerade Tee getrunken und sind in der Küche. Ich müsste mal kurz duschen und mir was anderes anziehen, wollte sie aber nicht allein lassen.«

Jacqueline begrüßte ihn mit einem schiefen Lächeln. Mit den verquollenen Augen, der roten Nase und einem durchnässten, zerknüllten Taschentuch in der Hand sah sie wie ein Häufchen Elend aus. Das sorglose hübsche Mädchen, das auf dem Rugbyplatz seinen Arm um Max' Hüfte geschlungen hatte, oder die zornige junge Frau zwischen den Kampfhähnen in der Bar - von beidem war nichts mehr übrig geblieben.

»Ich hätte bei ihm bleiben sollen«, schluchzte sie. »Dann wäre das nicht passiert.«

»Max wird uns allen fehlen«, sagte Bruno. Es erleichterte ihn ein wenig, dass es nun keinen Prozess gegen Max geben würde, geschweige denn eine Haftstrafe noch den Medienrummel, der zu erwarten gewesen wäre, wenn die *écolos* versucht hätten, ihn zum Helden zu stilisieren.

»Verrückt und blöd, so zu sterben, erstickt am eigenen Wein«, sagte sie. »Gestern war er noch

hier, und vorgestern, als er mir beim Einzug geholfen hat. Ich habe noch gar nicht alles ausgepackt. Manche Kartons stehen noch da, wo er sie hingestellt hat.«

»Ich wusste gar nicht, dass Sie zu Pamela schon Kontakt aufgenommen hatten.«

»Gleich, nachdem wir uns im Rugby Stadion getroffen hatten«, erwiderte sie und führte das feuchte Taschentuch an die Nase. Bruno reichte ihr seines, und sie nahm es dankbar entgegen. »Max hatte ihre Nummer auf seinem Handy gespeichert. Ich hab sie sofort angerufen und bin wenig später eingezogen. Wir haben sogar darüber nachgedacht, das Schlafzimmer neu zu streichen.« Ihre Stimme wurde brüchig.

»Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?«, fragte Bruno. »Wollten Sie ihm nicht bei der Weinlese helfen?«

»Ja, aber er hatte diesen Fimmel und wollte ernten, wenn es dunkel und kühler ist. Das war mir zu spät, ich hab stattdessen meine Sachen ausgepackt.« Sie gab Bruno das Taschentuch zurück. »Danke, dass Sie gekommen sind. Mir geht's hier ganz gut. Pamela ist sehr freundlich, sie leistet mir Gesellschaft und meint, dass ich was tun und mich ablenken soll. Ich werde morgen wohl wieder arbeiten gehen.«

»Gefällt es Ihnen in Huberts *cave*?«

»Ja, sehr. Ich lerne jeden Tag dazu und hab's gern, mit den Kunden Weine auszuprobieren. Hubert lässt mir freie Hand«, sagte sie, und ihre Augen leuchteten kurz auf. Aber dann verdüsterte sich ihre Miene wieder. »Es war toll, mit Max zusammenzuarbeiten. Ich habe ihn bei Hubert kennengelernt. Es ist schrecklich, wenn ich mir vorstelle, er könnte jeden Moment mit einer Kiste im Arm um die Ecke biegen.«

»Tja, also, wenn ich irgendwas für Sie tun kann...« Bruno wusste nicht, was er ihr Tröstliches sagen konnte, aber Pamela wollte offenbar, dass er ihr beistand, und darum suchte er nach passenden Worten, als sein Blick plötzlich auf einen Bücherstapel auf dem Tisch fiel. »Alles Fachliteratur?«, fragte er.

Sie stand auf und zeigte ihm eine dicke Enzyklopädie und mehrere Nachschlagewerke auf Englisch, dazu Hachettes *Guide des vins*, Pierre-Marie Doutrelants Klassiker *Les bons vins et les autres* und *Arômes du vin* von Moisseeff und Casamayor. Die Bücher schienen sie ein wenig zu beleben. Es dauerte nicht lange, und sie plapperte drauflos und zeigte Bruno gerade in einem Weinatlas, wo sie in Australien gearbeitet hatte, als Pamela zurückkehrte, nach Seife duftend und mit feuchten Haaren. Sie erbot sich, ihn zum Auto zu begleiten.

»Ich wollte Sie noch was fragen«, sagte sie auf dem Weg nach draußen. »Bleibt es eigentlich bei dem Essen, zu dem Sie mich eingeladen haben? Ich würde das Mädchen nicht gern allein lassen.«

»Bringen Sie sie mit«, sagte er spontan und ertappte sich bei dem Gedanken, Jacqueline könnte Isabelles Platz einnehmen. »Vielleicht bringt das Essen sie auf andere Gedanken.«

Es gab nur wenige Parkplätze in Saint-Denis, und so war es für Bruno nicht allzu lästig, Jean-Jacques' Bitte nachzukommen und alle abzuklappern. Er sollte nach Fahrzeugen Ausschau halten, deren Spurweite zu den Abdrücken im Rasen der Forschungsstation passten. Sooft er eines entdeckte, suchte er die Reifen nach Spuren weißer Farbe ab. Nachdem er die Parkplätze an der Schule, den Supermärkten und der Autowerkstatt kontrolliert hatte, bestieg er seinen Transporter, um sich noch auf dem Bauhof und vor dem Postamt umzusehen. Er kannte nur eine Handvoll Fahrzeuge, die in Betracht kamen, zum Beispiel den uralten Renault, mit dem Alphonse täglich seinen Käse auslieferte; wenn er heute Abend nach der langen Tour über die holprigen Landstraßen nach Hause zuckelte, wäre bestimmt jeder verräterische Hinweis von den Reifen abradiert, dachte Bruno.

Auch auf den letzten beiden Parkplätzen der Stadt war kein passendes Fahrzeug zu finden. Bruno machte sich auf den Weg zur Domaine de la Vézère, dem Kronjuwel in Bondinos Plänen. Ein imposantes schmiedeeisernes zweiflügliges Tor, dahinter eine lange Zufahrt, die zuerst durch ein Wäldchen und dann durch eine barocke Gartenanlage auf das Herzstück des Weinguts zuführte, dem etwas klobigen Château, einem im 19. Jahrhundert ausgebauten Herrenhaus der Spätrenaissance mit runden spitzdachigen Türmchen an allen vier Ecken und einem mit Zinnen bewehrten Seitenflügel, der wohl auch schwerstem Artilleriebeschuss standgehalten hätte. Breite Stufen führten auf eine Terrasse, die einen großartigen Blick auf den Garten aus geometrisch angeordneten Rasenflächen, beschnittenen Buchsbaumhecken und Kieswegen bot. Versteckt hinter einer hohen Hecke befand sich auf der einen Seite ein großer Swimmingpool, wo, dem fröhlichen Kreischen nach zu urteilen, eine Handvoll Kinder herumplanschten. Auf der anderen Seite, jenseits des Seitenflügels, in dem das Hotelrestaurant untergebracht war, stand ein großer moderner Klotz, der mit seinen hölzernen Dachschildeln auf Alt getrimmt war und als Kellerei diente. Davor parkten auf dem weiten Hof mehrere Lkws, die allesamt zu groß und breit waren und darum als Tatfahrzeug nicht in Frage kamen. Weil er nun aber schon einmal hier war, wollte Bruno auch ein paar Worte mit Julien wechseln, der ihm vielleicht ein paar nützliche Hinweise in Bezug auf Bondino geben konnte.

Er warf einen Blick in die Kellerei, wo Baptiste, der Kellermeister, einen Trupp von Saisonarbeitern beaufsichtigte, die damit beschäftigt waren, Fässer für die anstehende Weinlese vorzubereiten. Bruno nickte zwei Angestellten der *mairie* zu, die hier offenbar einer Nebentätigkeit nachgingen, und erfuhr von Baptiste, dass Julien sich den ganzen Tag noch nicht habe blicken lassen; möglicherweise sei er ja im Büro. Seltsam. Zu dieser Jahreszeit war Julien ständig in seiner Kellerei und allerhöchstens mal eine Stunde weg. Bruno schaute zur Sicherheit in Juliens kleinem Büro nach und ging zum Château hinüber, vorbei an Reihen von Reben mit prallen Trauben, über den Parkplatz und die Stufen hinauf zum Haupteingang des Schlossteils, der zu einem Hotel ausgebaut worden war. An der Rezeption war niemand, also schaute er in dem kleinen Büro hinter dem Empfangsschalter nach, wo er Marie-Hélène vorfand, eine pensionierte Kindergärtnerin, die hier schon seit mehreren Jahren arbeitete. Sie saß in einer Wolke aus Lavendelduft vor einem Computer, mit dem sie offenbar auf Kriegsfuß stand.

»*Bonjour*, Bruno. Dieser Scheißkasten bringt mich wieder mal zur Verzweiflung.«

»Er soll aber angeblich das Leben leichter machen!« Bruno küsste sie auf beide dick gepuderte Wangen. »Ist Julien zu sprechen?«

»Wer weiß?«, schnaubte sie. »Er lässt sich kaum noch blicken, und wenn, ist er mit seinen Gedanken woanders. Ohne mich würde hier alles den Bach runtergehen. Im Ernst, Bruno, ich mach mir Sorgen um ihn. Wusstest du, dass Mirabelle im Krankenhaus war?«

»Ja, aber das ist doch schon eine Weile her. Wegen irgendeiner Frauengeschichte, sagt Julien.«

»Sie musste noch mal ins Krankenhaus, noch mal für drei Wochen. Julien ist deswegen jeden Tag nach Bordeaux gefahren. Vor zwei Tagen hat er sie nach Hause geholt. Ich habe sie noch nicht gesehen, aber es scheint sehr schlecht um sie zu stehen. Julien will nicht, dass darüber geredet wird. Das war schlecht fürs Geschäft, meint er.«

»Die Trauben müssen geerntet werden«, sagte Bruno.

»Ja, es sind auch schon ein paar Faulenzer aufgekreuzt. Ich weiß nicht mehr, wo ich sie unterbringen soll. Und der alte Esel hat immer noch kein grünes Licht gegeben. Derweil schlagen sie sich den Wanst voll und hängen rum. Schau mal in der Wohnung nach, vielleicht ist er da.«

Bruno durchquerte die prunkvolle Halle mit ihrer riesigen Feuerstelle aus dem 16. Jahrhundert. Er erinnerte sich an ein Fest, als ein Wildschwein darüber gebraten worden war, das unter dem gewaltigen Rauchfang geradezu mickrig ausgesehen hatte. Auch der Raum war so groß, dass sich das Mobiliar darin fast verlor: ein kleiner Kartentisch mit Louis-Seize-Stühlen und zwei Sofas aus der Zeit von Napoleon in., die im rechten Winkel vor einem Tisch mit schwerer Marmorplatte standen. Über einer von zwei Sesseln flankierten Empire-Couch hing eine schöne Kopie von Davids *Madame Récamier*, und vor den Fenstertüren auf der anderen Seite stand ein großer Biedermeierschreibtisch, den eine prächtige vergoldete Porzellanuhr schmückte. Zwei edle englische Bücherschränke nahmen die Stirnwand ein. Bruno, der selbst keine Ahnung von Antiquitäten hatte, konnte all diese Stücke nur deshalb zeitlich einordnen, weil Julien oder wahrscheinlich seine Frau die Einzelstücke mit handgeschriebenen Karten gekennzeichnet hatte - als »*Coin Empire*« etwa oder »*Coin Louis xvi*«.

Bruno fragte sich, ob dies mehr über Julien oder seine Gäste aussagte, und ging zur Fenstertür hinaus, quer über die Terrasse zu dem Gebäudeflügel neben dem Swimmingpool, wo er vorsichtig an die Tür zu Juliens Wohnung klopfte. Weil niemand antwortete, klopfte er erneut, diesmal fester. Kurz darauf flog die Tür auf, und eine deutlich verärgerte Stimme schnauzte: »Ich habe doch gesagt, ich will nicht gestört werden -« Und dann: »Oh, du bist es, Bruno. Entschuldige, aber das Personal lässt mich einfach nicht in Ruhe. Was kann ich für dich tun?«

»*Bonjour*, Julien. Ich komme hoffentlich nicht ungelegen.«

Es sah aber ganz danach aus. Julien, normalerweise immer wie aus dem Ei gepellt, trug eine dreckstarrende Hose, ausgelatschte Filzpantoffeln und ein altes Jeanshemd, das eigentlich nur noch als Putzlappen zu gebrauchen war. Er war unrasiert, ungekämmt und hatte eine Alkoholfahne.

»Nein, nein, komm rein. Schön, dass mal jemand kommt, der nichts von mir will. Entschuldige, Bruno, aber ich habe ein paar Probleme.«

»Kann ich helfen?«

Julien nickte und führte ihn ins Wohnzimmer, das noch stattlicher eingerichtet war als die Hotelhalle, aber einen schrecklich vernachlässigten Eindruck machte. Überall standen leere Weinflaschen und schmutziges Geschirr herum, sogar auf dem Boden.

»Wie geht's Mirabelle?«, fragte Bruno.

»Nicht gut. Sie liegt im Bett. *Merde*, was soll's, es lässt sich ja eh nicht länger verheimlichen.

Sie hat Leberkrebs und macht es nicht mehr lange. Ich muss aber auch an die Weinlese denken, ans Hotel, das Personal. Mein Küchenchef ist gegangen, stattdessen hab ich eine Aushilfe mit einem Billigdiplom von irgendeiner Berufsförderungsmaßnahme, aber die kann nicht mal zwischen Mehlschwitze und Mett unterscheiden. Ich komme mit meinen Raten nicht mehr nach, und das Geschäft geht schlecht. Himmel, es geht mir dreckig. Aber schön, dass du gekommen bist, Bruno. Ich habe seit Ewigkeiten kein freundliches Gesicht mehr gesehen.«

»Tut mir wirklich leid um Mirabelle. Kann ich sie sehen? Oder schläft sie gerade?«

»Wohl kaum, die verdammten Blagen draußen im Pool geben einfach keine Ruhe. Aber ich weiß nicht, wie es ihr gerade geht. Sie hat nicht mal Pater Sentout sehen wollen.« Julien drehte sich um, ging den Korridor entlang und steckte den Kopf durch die hinterste Tür. Bruno hörte ihn etwas murmeln, dann winkte er. Unter der Tür ergriff Bruno seinen Arm.

»Hör zu, Julien, ich schlage vor, du springst inzwischen unter die Dusche«, sagte er. »Du muffelst wie ein alter Ziegenbock. Das hat Mirabelle bestimmt nicht gern. Und zieh dir saubere Sachen an. Hörst du? So, und jetzt ab mit dir, sonst schmeiß ich dich in den Pool.«

Bruno trat in das abgedunkelte Zimmer. Es war heiß und stickig. Der Lärm der Kinder drang durch die verschlossenen Fenster. Eine dünne Stimme fragte: »Bist du's wirklich, Bruno?«

»Ja, meine Liebe.« Er gab ihr einen Kuss auf die Wange und ergriff eine feuchtkalte Hand. Sie trug eine Mütze auf dem Kopf. Die Bettwäsche hätte längst gewechselt werden müssen. »Tut mir leid, dass es dir so schlecht geht, aber ich bin sicher, bald wirst du wieder auf den Beinen sein und tanzen. Und dazu singst du dann *>Je suis seule ce soir<*, dein Lieblingslied, wenn ich mich richtig erinnere.«

»Ach, Bruno, ich werde wohl nie wieder tanzen. Aber wenn ich dich um was bitten darf, so pass ein bisschen auf Julien auf. Er ist völlig durch den Wind, und wenn er nicht aufpasst, geht hier alles den Bach runter.«

»Hat der Doktor gesagt, du sollst im Bett bleiben?«

»Ja, so ungefähr. Er sagte, ich würde sehr müde sein und dürfe mich nicht überanstrengen. Die Chemotherapie hat mich ziemlich mitgenommen, und ich habe alle Haare verloren. So kann ich mich draußen nicht mehr zeigen.«

Bruno ging ans Fenster, das bis zum Boden reichte, zog die Vorhänge beiseite und öffnete beide Flügel. Die Kinder waren verschwunden. Er blickte in einen kleinen, von einer Mauer umschlossenen Garten in hellem Sonnenschein. Am Fuß des Bettes stand eine Chaiselongue. Bruno bugsierte sie nach draußen. Dann kehrte er zum Bett zurück, hob Mirabelle mitsamt ihrer Bettwäsche auf und trug sie hinaus an die frische Luft. Geblendet von der Sonne, kniff sie die Augen zu. Bruno legte sie auf die Chaiselongue, nahm seine Sonnenbrille aus der Brusttasche und setzte sie ihr auf.

»Es ist wunderschön hier draußen, Mirabelle. Riech mal, wie es duftet.«

»Ach, Bruno, ich kann nichts riechen, ich kann nichts schmecken und auch nichts essen.«

»Das wirst du aber wieder. Versuch's. Mach die Augen zu, wir atmen jetzt gemeinsam. Komm, tief Luft holen und langsam ausströmen lassen! Spürst du das laue Lüftchen auf der Wange?« Sie schüttelte den Kopf. Er nahm ihr die Sonnenbrille von den Augen, befeuchtete seinen Zeigefinger an der Zunge und fuhr damit über ihre Lider. »Aber jetzt kannst du es spüren, nicht wahr?«

»Ja, ja«, hauchte sie. Er setzte ihr die Sonnenbrille wieder auf.

»Julien ist ein alter Hornochse«, sagte sie in einem so zärtlichen Tonfall, dass er ihre Worte Lügen strafte. »Er will alles verkaufen, weißt du, und mich in die Schweiz bringen. Er hat da im Internet jemanden gefunden, der Wunder verspricht. Die Ärzte in Bordeaux haben mich vor solchen Scharlatanen gewarnt, sie würden ihm nur sein ganzes Geld abknöpfen. Ich möchte lieber hierbleiben, Bruno, und will, dass alles so bleibt, wie es ist.«

Ihre Stimme wurde wieder schwächer. »Kümmerst du dich um ihn, Bruno?« Wenig später schien sie eingeschlafen zu sein. Bruno betrachtete ihr wächsernes, gelbliches Gesicht, bis Julien heraus in den Garten kam, frisch rasiert und umgezogen.

»Na bitte, so erkennt man dich wenigstens wieder«, sagte Bruno. »Sie schläft.«

»Sie schläft viel. Wie kommt's eigentlich, dass sie hier draußen ist? Sie hat sich immer dagegen gesträubt.«

»Ich habe sie gar nicht erst gefragt und einfach rausgetragen. Und es gefällt ihr. Ich glaube, sie will dir nicht zur Last fallen.«

»Mir zur Last? Mein Gott, meine Mirabelle ist mir doch keine Last. Wir sind seit sechsunddreißig Jahren verheiratet, Bruno, und ich weiß nicht, wie ich ohne sie klarkommen soll. Ich möchte es ihr so leicht wie möglich machen und will alles versuchen, wenn denn noch Hoffnung besteht.«

»Hoffnung gibt's immer, Julien. Aber du musst auch an dich denken. Mirabelle will nicht, dass du dich hängenlässt. Du musst nicht nur für sie stark sein, sondern auch für dein Geschäft und für deine Angestellten.«

»Ich überlege, ob es nicht das Beste ist, all das hier aufzugeben.«

»Genau darüber wollte ich mit dir reden«, sagte Bruno. »Komm, setzen wir uns.« Er nahm auf einem der beiden Klappstühle Platz, die ein wenig abseits vor der Mauer standen. Sie waren grün gestrichen und sahen nicht gerade stabil aus, doch solche Stühle hatten schon Generationen von Gästen französischer Straßencafés getragen.

»Du weißt also schon Bescheid?«, fragte Julien, nicht wirklich überrascht. »Über die Gespräche, die bisher gelaufen sind, war eigentlich Stillschweigen vereinbart.«

»Tja, auch darauf scheint kein Verlass zu sein. Der, mit dem du in Verhandlungen stehst, war beim Bürgermeister und hat von Landaufkäufen in erheblichem Umfang gesprochen.«

»Dupuy? Er ist nur der Makler, ein Geschäftsmann aus Paris, soviel ich weiß.«

»Aber sein Mandant ist ein richtig dicker Fisch, nämlich das kalifornische Weinunternehmen Bondino, und das will hier bei uns groß investieren.«

»Dazu braucht man 'ne Menge Geld. Ich wollte selbst groß rauskommen, hab mich aber verkalkuliert. Das Potential ist jedenfalls vorhanden, guter Boden, günstiges Klima. Wusstest du, dass hier bei uns früher mehr Wein produziert wurde als im ganzen Umland von Bordeaux? Bordeaux war damals Abnehmer unserer Weine. Die Winzer schipperten ihre Fässer über die Vézère und Dordogne, verkauften selbst noch das Holz ihrer Kähne und kamen zu Fuß wieder zurück.«

»Tatsächlich?« Bruno kannte natürlich die alten Geschichten, war aber froh darüber, dass Julien wieder in Schwung kam und so gesprächig wurde, wie man ihn kannte.

»Ich wollte immer schon Wein machen und habe über mein Restaurant auch gut verkauft, aber als ich dann anfing, zu expandieren, wurde es eng. Der Kredit ist zwar über das Hotel gut

abgesichert, weshalb sich die Bank auch keine Sorgen macht, aber die Zinsen drücken schwer, und jetzt, da Mirabelle krank ist, wird mir alles zu viel. Deshalb habe ich zugegriffen, als Dupuy fünfzigtausend für eine Kaufoption hingeblättert hat. Damit kann ich die laufenden Rechnungen bezahlen, und wenn der ganze Besitz verkauft ist, habe ich ausgesorgt. Ohne Mirabelle hat es für mich keinen Sinn, weiterzuschuften. «

»Sei kein Narr, Julien«, meldete sich eine dünne, aber feste Stimme von der Chaiselongue. »Du bist keine sechzig und hättest noch gut und gerne zehn Jahre Zeit, um etwas aufzubauen, auf das du stolz sein könntest. Meine Lebensversicherung würde als Starthilfe reichen. Wehe, du gibst dich auf, wenn ich tot bin, denn dann käme ich als Gespenst zurück und würde dich das Fürchten lehren.«

Ein kleines Funkeln war in seinen Augen, als er Bruno anschaute. Er stand auf und ging über den Rasen, kniete neben der Liege nieder und ergriff Mirabeiles Hand.

»Du bist ja wach, mein Schatz. Wär's nicht besser, du würdest ein bisschen schlafen?«

»Wie könnte ich schlafen, wenn ich höre, was für ein dummes Zeug du redest? Eins hat mir dieser verfluchte Krebs klargemacht, nämlich dass das Leben kostbar ist und nicht verschwendet werden darf. Du brauchst ein Ziel, Julien, und wahrscheinlich auch eine neue Frau, die dir Dampf macht.«

Bruno stand auf und ging lächelnd auf die beiden zu, um sich zu verabschieden. Er klopfte Julien auf die Schulter. »Was deine Mirabelle da sagt, solltest du ernst nehmen.«

Julien betrachtete seine Frau mit liebevollem Blick. Er stand auf. »Ich bring dich zur Tür.« Er beugte sich über Mirabelle und gab ihr einen Kuss. »Bin gleich wieder da.«

Als sie die Halle durchquerten, blieb Julien plötzlich stehen. »Ich kann's nicht mehr rückgängig machen, weißt du? Die Kaufoption ist unterschrieben. Und wenn sie Ende des Jahres fällig wird, bleibt mir keine Wahl, dann muss ich verkaufen.«

»Aber du könntest die fünfzigtausend doch zurückzahlen.«

»Na ja, aber ich hab schon einen Teil davon ausgegeben, an die Bank und für Löhne, und da war dann noch dieser zweite Spezialist, den wir konsultiert haben. Wahrscheinlich werde ich auch noch eine Rechnung vom Gericht bekommen. Mir bleibt nichts anderes mehr übrig, Bruno. Ende des Jahres wird die Domaine verkauft sein, mit allem Drum und Dran, den Möbeln, Weinvorräten und sogar mit der Ernte aus diesem Jahr. Deshalb hab ich auch keine Lust zur Arbeit mehr. Ist ohnehin alles für die Katz.«

»Oder auch nicht. Falls die Ärzte recht behalten und Mirabelle tatsächlich bald sterben muss, hättest du Geld aus ihrer Lebensversicherung. Wenn sie sich aber, was wir alle hoffen, wieder erholt, könntet ihr sie euch auch auszahlen lassen. So oder so, du solltest auf Mirabelle hören. Du bist ein aktiver Mensch und würdest dich ohne deine Arbeit zu Tode langweilen. Das Leben geht weiter, Julien, und es wäre vielleicht angebracht, wenn du einen Gang durch deinen Weinberg machst und nachsehen würdest, ob es nicht Zeit zum Ernten ist. Deine Helfer stehen bereit, und andernorts wird schon gelesen. Du willst den richtigen Zeitpunkt doch nicht etwa verpassen, oder?«

»Du hast recht. Tu mir einen Gefallen und komm mit, leiste mir Gesellschaft. Es kann auch nicht schaden, eine zweite Meinung zu hören, ob es Zeit zur Ernte ist. Danach könnten wir einen Happen zu Mittag essen.«

Pamela kam als Erste von Brunos Gästen. Gigi rannte ihr kläffend entgegen, als sie mit ihrem klapprigen Citroën *deux-chevaux* vorfuhr. Bruno winkte ihr durchs Küchenfenster zu, vergewisserte sich, dass alle Gerichte, die er zubereitet hatte, mit Tüchern abgedeckt waren, und ging mit einer Flasche Champagner nach draußen. Die Engländerin trug ein blassblaues schulterfreies Sommerkleid, hatte ein weißes Jackett über den Arm gelegt und reichte ihm zur Begrüßung ein großes Einmachglas. Gigi schnüffelte neugierig.

»Ich weiß, Sie haben jede Menge Marmelade«, sagte sie. »Aber die hier werden Sie bestimmt noch nicht probiert haben. Rosenknospenmarmelade nach einem Rezept meiner Großmutter.«

»Besten Dank. Mal was ganz anderes. Davon habe ich noch nie gehört. Warum haben Sie Jacqueline nicht mitgebracht?«

»Sie kommt mit Hubert und Nathalie«, antwortete Pamela. »Übrigens, sie hat ihre erste Miete schon im Voraus bezahlt, mit anderen Worten, sie scheint an ihren Plänen festhalten zu wollen und lässt sich nicht unterkriegen.«

»Vielleicht können wir sie heute Abend ein bisschen aufmuntern. Hier, nehmen Sie das Glas. Hätten Sie gern einen Schuss Cassis in den Champagner?«

»Nein, danke, an einem so schönen lauen Abend habe ich ihn gern pur.« Sie drehte sich um, genoss die Aussicht auf die sanft geschwungenen Hügel und ließ den Blick über Brunos Garten schweifen, die Reihen der Trüffel-Eichen und Obstbäume, die Gemüserabatten und den Hühnerstall.

»Nach dem, was Sie mir von Ihrem Hof erzählt haben, habe ich mir das alles sehr viel kleiner vorgestellt. Haben Sie im Haus noch eine Familie versteckt, von der niemand wissen soll, oder wollen Sie mir Konkurrenz machen?«

»Es gibt bestimmt nicht viele Urlauber, die im Haus eines Polizisten übernachten wollen«, sagte Bruno und stieß mit ihr an. »Es könnte sie davon abhalten, auszuspannen. Außerdem kann ich keinen Swimmingpool bieten.«

In der Ferne war ein Auto zu hören, das sich die steile Zufahrt hochquälte, und bald tauchte der alte Citroën des Barons auf. Gigi lief los, um den neuen Gast zu begrüßen, und verdoppelte seine Bellfrequenz, als der Baron die Heckklappe öffnete und seinen Hund nach draußen springen ließ, eine riesige Bordeaux-Dogge, die auf den Namen Général hörte. Die beiden alten Freunde und Jagdgefährten beschnüffelten einander höflich und sprangen dann davon, in den Wald.

Der Baron reichte Bruno eine in braunes Papier eingewickelte Flasche mit dem Wachssiegel von Hubert de Montignacs *cave*.

»Ich habe von Hubert gehört, dass er dir ein Fläschchen Saint-Estèphe versprochen hat«, sagte er mit seiner weichen Bassstimme. »Zum Vergleich habe ich einen guten Beaune mitgebracht. Vielleicht lässt sich heute der alte Streit entscheiden, welcher Tropfen besser ist.«

In diesem Moment bog Huberts weißer Mercedes mit zurückgeklapptem Verdeck um die Ecke. Mit einem Schal um den Kopf und einer großen Sonnenbrille auf der Nase saß Nathalie auf dem Beifahrersitz, Jacqueline mit wehendem Haar auf der Rückbank; sie wirkte fröhlicher, als man es erwartet hätte.

»*Mon dieu*, die ist aber hübsch«, sagte der Baron. »Ein Abend mit drei so attraktiven Frauen.

Wer würde da noch Trübsal blasen?«

Nathalie hatte eine gekühlte Flasche Krug mitgebracht, Jacqueline eine Flasche Monbazillac. Mit feierlicher Verbeugung legte Hubert den Saint-Estèphe in Brunos Hände. Bruno warf einen Blick auf Jacqueline, die stärker geschminkt zu sein schien als sonst, vielleicht um die geschwollenen Augen zu kaschieren. Während die anderen munter drauflosplauderten, kümmerte Bruno sich um seine Feuerstelle, legte trockenen Weinreisig auf die zerknüllten Seiten der *Sud-Ouest* vom Vortag und riss ein Streichholz an. Als die Zweige Feuer gefangen hatten, schüttete er Holzkohle darüber, ging dann in die Küche, wusch sich die Hände und brachte das aufgeschnittene Baguette und die *bécasses* nach draußen.

»Donnerwetter«, lobte Hubert. »Sechs *bécasses*. Mein lieber Bruno, du scheinst ja unverschämt viel Glück gehabt zu haben. Mir sind in einer Jagdsaison nie mehr als zwei vor die Flinte gekommen.«

Als Bruno wieder in die Küche ging, um sein Omelett vorzubereiten, kam ihm Hubert nach und brachte seinen Saint-Estèphe und den Beaune des Barons zum Verkosten. Er kannte sich in Brunos Haushalt gut aus, fand den Korkenzieher in der Küchenschublade, den Dekanter in der Esszimmervitrine und machte sich an die Arbeit. Die anderen Gäste versammelten sich vor dem großen offenen Küchenfenster und schauten Bruno dabei zu, wie er eine kastaniengroße Trüffelknolle aus einem mit Walnussöl gefüllten Einmachglas fischte und mit seinem Taschenmesser in hauchdünne Scheiben aufschnitt.

»Mehr braucht man davon nicht?«, fragte Pamela. »Ich habe wirklich keine Ahnung und noch nie ein Trüffelomelett gemacht.«

»Diese Menge reicht durchaus, Madame. In einem Restaurant bekämen Sie viel weniger«, erklärte der Baron. »Aber ich weiß um Brunos Kochkunst und kann Ihnen versichern, dass eine weitere, um einiges größere Knolle als diese in der Schüssel mit den aufgeschlagenen Eiern schwimmt und seit gestern Abend im Kühlschrank vor sich hinzieht.«

»Nicht ganz richtig«, widersprach Bruno. »Ich mache nie ein Omelett aus kalten Eiern. Die Schüssel steht seit einer Stunde in der Vorratskammer.«

»Kann ich mal riechen?«, fragte Jacqueline, worauf Bruno ihr eine Scheibe auf der Messerspitze reichte. Vorsichtig schnupperte sie an dem dunkelbraunen Pilz. »Riecht nach Wald. Kann ich mal probieren?« Bruno nickte. Sie zupfte ein Stück von der Scheibe ab, legte es auf die Zunge und schloss die Augen, um sich zu konzentrieren.

»Nicht so kräftig, wie erwartet, aber sehr lecker«, befand sie. Bruno warf einen Blick auf die Feuerstelle. Die Holzkohle hatte zu glühen angefangen. Er gab einen großen Klumpen Entenschmalz in seine riesige Bratpfanne. Als das Fett heiß genug war, presste er den Saft von zwei Knoblauchzehen darüber aus und goss die verquirlten Eier dazu.

»Ein Meister bei der Arbeit«, sagte Pamela und hob ihr Glas. Bruno prostete ihr mit seinem Glas zu, ohne die Pfanne aus den Augen zu lassen, nahm dann einen Holzspachtel zur Hand, der mit den Jahren fast schwarz geworden war, und lupfte damit die gestockte Masse am Pfannenrand an.

»Bin gleich fertig. Ihr könnt schon am Tisch Platz nehmen«, sagte Bruno und eilte kurz hinaus zur Feuerstelle, um den nächsten Gang vorzubereiten. Eine Minute später servierte er das goldgelbe Omelett, zweimal gefaltet, mit gehackter Petersilie bestreut und in Portionen zerteilt.

»Mein erstes *omelette aux tubes*«, sagte Jacqueline mit leuchtenden Augen. »Danke, Bruno.«

»Eier und Trüffel stammen übrigens aus einem Umkreis weniger Schritte«, erklärte der Baron

und beugte sich über den Tisch, um das Etikett der Weißweinflasche in Augenschein zu nehmen. »Neuseeland? Du überraschst mich, Bruno.«

»Probieren Sie den mal mit dem Omelett. Sie werden angenehm überrascht sein«, sagte Nathalie. »Eine Entdeckung von Bruno. Hubert will versuchen, ob er einen ähnlichen Sauvignon Blanc aus der Ernte seines neuen Weinbergs hinkriegt.«

»Neuer Weinberg?«, erkundigte sich der Baron. »Das Omelett ist übrigens köstlich, Bruno. Die Trüffel kommen wunderbar zur Geltung. Aber zurück zum Thema, Hubert, erzähl uns von deinen Plänen.«

»Die Sache bleibt unter uns, ja? Ich habe Philiberts Parzelle neben der Domaine gekauft, als Investition, werde aber im November auch ein paar Rebstöcke pflanzen. Nathalie hat recht. Ich habe vor, mit Sauvignon Blanc zu experimentieren. Die Sorte könnte bei uns gut gedeihen.«

»In Frankreich wird sie bislang hauptsächlich an der Loire angebaut, und zwar für den Pouilly-Fume«, sagte Jacqueline. »Stimmt's?« Dass sie sich am Gespräch beteiligte, freute Bruno.

»Ja, aber auch in der Region um Bordeaux. Einige der besten Graves-Weine sind aus Sauvignon-Trauben«, sagte Hubert. »Der Baron hat recht, das Omelett ist perfekt. Und jetzt wollen wir doch mal probieren, was uns Bruno dazu eingeschenkt hat.« Er nippte an seinem Glas, und die anderen taten es ihm gleich. Stumm warteten alle auf Huberts Urteil. »Eine wirklich gute Kombination, cremig wie die Eier und kräftig genug, um sich gegen die Trüffel zu behaupten«, sagte er.

»Jacqueline, du musst den anderen jetzt mal von den Weinen deiner Familie erzählen«, fuhr Hubert fort. »Es wird sie überraschen zu hören, dass in Kanada, so weit im Norden, erfolgreich Wein angebaut wird.«

»Tja, unsere Region liegt in der Tat ziemlich weit nördlich, aber dank der Nähe zu den Niagarafällen haben wir ein günstiges Mikroklima für Eiswein. Wir ernten die Trauben spät, nach dem ersten Frost. Daraus entsteht ein ausgezeichnete Dessertwein, der so gehaltvoll ist, dass wir ihn in kleinen Flaschen verkaufen. Hubert kennt ihn, obwohl wir fast ausschließlich in die Staaten exportieren.«

»Ich hatte vorher schon Gelegenheit gehabt, einen Inniskillin aus Ontario zu probieren, und fand ihn so großartig, dass ich gleich ein paar Kisten davon bestellt habe. Der Duplessis aus der Kelter von Jacquelines Familie, den sie mir mitgebracht hat, hat mich dann restlos überzeugt. Ihr seht, ich habe eine junge Frau bei mir angestellt, in deren Adern Wein fließt. Tja, und dieser neuseeländische Wein und Brunos Omelett sind fürwahr eine im Himmel geschlossene Ehe. Keine Frage. - Wie bist du eigentlich darauf gekommen, Bruno? Ich war ehrlich gesagt baff, als du ausgerechnet einen Neuseeländer bei mir bestellt hast.«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete Bruno. »Den ersten Wein aus Neuseeland habe ich in Bosnien getrunken, was dem Quartiermeister der französischen Armee zu verdanken war, der es immer wieder geschafft hat, irgendwelche Weinquellen für uns anzuzapfen, sei es im Dschungel der Elfenbeinküste oder auf Madagaskar oder in der Wüste des Tschad. In Sarajevo war's besonders schwierig, aber dann kamen über den nato-Stützpunkt in Italien ein paar ganz ungewöhnliche Tropfen in unser Lager - Zinfandel aus Kalifornien, Shiraz aus Australien und chilenische Weine. An einem denkwürdigen Abend probierte ich schließlich einen Weißen, benannt nach dem englischen General Milord Marlborough, und der war für mich eine kleine Offenbarung. Freut mich, dass er euch auch schmeckt.«

Bruno stand auf und nahm mit einer Verbeugung seinen Beifall entgegen, ergriff dann den

leeren Servierteller und ging damit zur Feuerstelle.

»Bruno und ich gehören noch zur alten Schule«, hörte er den Baron sagen. »Wir benutzen immer denselben Teller und wischen ihn nach jedem Gang mit einem Stück Brot sauber. Ich schlage vor, ihr folgt unserem Beispiel, denn die *bécasse*, die ihr gleich aufgetischt bekommt, ist ein ganz besonderer Leckerbissen.«

Bruno brachte die Waldschnepfen in die Küche, löste zwei Löffel Entenschmalz in der Bratpfanne auf, gab Knoblauch und Kartoffeln hinzu, die er vorgegart und in dünne Scheiben geschnitten hatte, und streute feingehackte Petersilie darüber. Er richtete gerade das mit Wein beträufelte Wildbret an, als Pamela mit zwei gefüllten Gläsern kam und ihm eines anbot.

»Ein phantastisches Dinner, Bruno. Genau das, was wir alle brauchten. Sie sind sehr freundlich.«

Die sechs Teller waren noch warm vom Omelett und blitzblank geputzt, als Bruno die Bratkartoffeln und sechs gebratene *bécasses* auftrug, noch mit Kopf und langem Schnabel, aber der Länge nach tranchiert und mit sechs frisch gerösteten Baguettescheiben angerichtet.

»Für Jacqueline und Pamela, die diese Delikatesse noch nie probiert haben«, erklärte Bruno mit feierlicher Miene. »Hubert, wenn du jetzt bitte den Saint-Estèphe ausschenken würdest, für den wir dir alle sehr dankbar sind. Meine Damen, Sie sollten wissen, dass es mit der *bécasse* etwas ganz Besonderes auf sich hat. Wenn sie aufgeschreckt wird und vom Boden auffliegt, entleert sich ihr Darm, bis auf einen kleinen Rest, den sogenannten Schnepfendreck. Und dieser Darm ist, wenn gekocht, das Allerfeinste und von einer wunderbar cremigen Konsistenz. Wir streichen ihn auf geröstetes Brot.«

Er nahm einen langen Löffel zur Hand und schabte aus jedem der gegrillten Vögel einen weißen, etwa vier Zentimeter langen und einen Zentimeter breiten Schlauch und bestrich damit die Brotscheiben, die er dann mit den Vögeln auf den Tellern seiner Gäste verteilte.

Hubert stand auf und erhob sein Glas. »Auf unseren Koch, meinen lieben Freund, aber auch im Gedenken an unseren jungen Freund Max, den wir schmerzlich vermissen. Hoffen wir, dass auch im Himmel ein so guter Tropfen kredenzt wird.«

»Und vergessen wir auch nicht Cresseil, unseren Resistanceveteranen, der sich der Armee angeschlossen hat, um die deutschen Invasoren aus unserem Land zu jagen«, fügte der Baron hinzu. »Wir ehren einen tapferen Sohn Frankreichs und tun dies mit diesem Wein auf gebührende Weise.«

Gutes Timing, dachte Bruno, als alle miteinander anstießen und den Saint-Estèphe genossen. Selbst Jacqueline trank mit.

»Lass mehr von deinen Winzerplänen hören«, sagte der Baron. »Juliens Wein war ja bisher nicht besonders. Glaubst du, einen besseren Tropfen zustande bringen zu können?«

»Das kann Hubert bestimmt«, sagte Nathalie. »Der Boden ist gut und durchlässig, und manche von Juliens jüngeren Reben verheißen einiges. Wir sind zwar nicht so vermessen zu glauben, einen neuen Saint-Estèphe kreieren zu können, aber mit den besten Bergerac-Weinen werden wir schon noch mithalten, glaube ich zumindest. Jetzt werde ich mir aber erst mal das zu Gemüte führen, was für mich das Leckerste an der *bécasse* ist.«

Sie trennte den Kopf vom Rumpf, führte ihn am Schnabel in den Mund, biss ihn davon ab und legte den Schnabel auf den Teller zurück. Es knackte, als sie mit sichtlichem Vergnügen zu kauen anfang. Die anderen Franzosen am Tisch machten es ihr gleich. Jacqueline und Pamela starrten entsetzt in die Runde.

»Ich glaube, das kann ich nicht«, sagte Jacqueline, gab sich dann aber einen Ruck und probierte. Pamela tat es ihr nach.

»Schmeckt ja gar nicht schlecht«, staunte Pamela. »Ich dachte, es war nur Knochen.«

»Die französische Küche verschwendet nichts«, sagte der Baron. »Das ist ihr Geheimnis.«

Hubert kam wieder auf sein Lieblingsthema zu sprechen und schwärmte von der Vorstellung einer Mischung aus Cabernet Sauvignon, Merlot und Cabernet Franc, die, wie er glaubte, für das Land rund um die Domaine besonders gut geeignet seien. Jacqueline hörte aufmerksam zu. Sie hatte das Kinn auf die Hände gestützt und hing buchstäblich an Huberts Lippen. Nathalie beäugte sie kritisch. Oha, dachte Bruno, da braut sich was zusammen. Er warf einen Blick auf Pamela, die offenbar einen ähnlichen Eindruck gewonnen hatte wie er und ihm amüsiert zuzwinkerte.

»Wie wär's, Hubert, wenn wir uns jetzt den Beaune des Barons vornehmen würden?«, schlug Bruno vor.

»Ah ja, Entschuldigung.« Hubert nahm den zweiten Dekanter zur Hand und schenkte ein. Auch wenn es im Freundeskreis üblich war, von ein und demselben Teller sämtliche Gänge zu essen, so nahm man doch für jeden neuen Wein ein neues Glas.

»Was du da vorhast, Hubert, käme vielleicht auch für mich in Frage«, sagte der Baron. »Wie ihr wisst, habe ich ja selber ein Stück Land an der Domaine, für das sich übrigens jemand aus Paris interessiert. Er hat mir ein ordentliches Angebot gemacht, wollte aber mit seinen Plänen nicht herausrücken.«

»Wie viel hat er denn geboten?«, fragte Hubert betont beiläufig. »Du weißt, dass andere Parzellen dieser Lage für circa viertausend pro Hektar weggegangen sind.«

Der Baron blickte über den Tisch und schien unschlüssig, ob er antworten oder sich nicht doch lieber aufs Essen und Trinken konzentrieren sollte. Höflich, wie er war, gab er schließlich Auskunft. »Allein für die Gebäude hat er mehr geboten. Ich war selber ganz überrascht.«

»Und Sie haben ihn abblitzen lassen?«, fragte Nathalie.

»Nein, wir werden uns noch einmal treffen. Aber vorher will ich mich informieren, wie viel das Land wirklich wert ist und was es mich kosten würde, die Gebäude instand zu setzen.«

»Für die Häuser und das Land könntest du mindestens sechstausend verlangen«, meinte Hubert.

»Sein Angebot lag knapp darunter. Mal sehen, was draus wird.«

»Da ließe sich bestimmt sehr viel mehr rausschlagen«, sagte Jacqueline. »Hinter dem Interessenten aus Paris steckt doch wahrscheinlich dieser Bondino von Bondino Wines. Von Max weiß ich, dass er hier groß einsteigen und auch Cresseils Besitz haben will.«

Hubert warf ihr einen frostigen Blick zu. Es schien ihm nicht zu passen, dass sie auf den Amerikaner zu sprechen kam. Bruno kam ins Grübeln. Vielleicht erklärte Jacquelines Bemerkung, warum sie sich an Bondino herangemacht hatte, nämlich weil Max sie womöglich darum gebeten hatte, ihn auszuhorchen.

»Bondino? Sehr interessant«, sagte der Baron. Er leerte sein Glas und wälzte den letzten Schluck Beaune im Gaumen. »Danke für den Hinweis, Mademoiselle.« Er warf einen Blick auf die Uhr. »Nein, danke, Bruno, für mich nicht mehr. Und auf deinen Monbazillac verzichte ich auch lieber. Wer weiß, wo die Gendarmen heute Nacht patrouillieren?«

»Ich bin auch pappsatt und kriege keinen Tropfen mehr herunter«, sagte Nathalie. »Es war köstlich, Bruno, ein denkwürdiges Festmahl trotz allem, was geschehen ist.«

»Der Beaune war die Krönung.« Bruno schmunzelte. »Ist niemand mehr für ein Gläschen Monbazillac zu haben? Für Kaffee? Einen kleinen *digestif*?« Alle verneinten und schienen rundum zufrieden zu sein.

»Mir scheint, für unser Tal hängt jetzt vieles von dir ab, Hubert. Entweder wir knüpfen an unsere alte Winzertradition an, oder der Amerikaner tut's. Wir sollten weiter darüber im Gespräch bleiben«, sagte der Baron und schlenderte durch den Garten zur Feuerstelle, wo die beiden Hunde hungrig vor den noch glühenden Kohlen warteten.

Bruno räumte gerade das Geschirr auf die Ablage neben dem Spülbecken, als er hörte, wie Pamela vergeblich ihren *deux-chevaux* zu starten versuchte. Mit dem alten Handtuch, das er sich als Schürze hinter den Gürtel geklemmt hatte, ging er nach draußen.

»Der Wagen will mich ärgern«, sagte Pamela. »Normalerweise springt er gleich an, aber manchmal macht er Mucken.« Sie versuchte es erneut, doch der Starter gab nur noch ein klägliches Jaulen von sich. Offenbar war die Batterie fast leer. »*Mon dieu*, jetzt lässt er mich im Stich. Ich wusste doch, dass es allmählich Zeit für eine Neuanschaffung ist.«

»Ich fahre Sie nach Hause. Jacqueline müsste allerdings mit einem Platz im Stauraum vorliebnehmen«, sagte Bruno. »Ich habe ein Ladegerät und werde die Batterie über Nacht aufladen.«

Schnell schaffte Bruno etwas Ordnung in seinem Transporter und machte aus seiner Sporttasche einen provisorischen Sitz auf der Ladefläche. Dann rief er den diensthabenden Sergeanten der Gendarmerie an, um nachzufragen, ob und wo mit einer Verkehrskontrolle zu rechnen sei, denn er wollte es gar nicht erst darauf ankommen lassen, sich um einen Alkoholtest herumreden zu müssen. Sein alter Freund Jules nahm den Hörer ab und gab mit schläfriger Stimme Entwarnung.

»Es war toll bei Ihnen, Bruno. Ich habe selten so gut gegessen«, sagte Jacqueline.

»Und diese Weine waren einfach göttlich«, fügte Pamela hinzu.

»Ja, schade, dass man sich so etwas nicht öfter leisten kann«, meinte er.

Jacqueline wollte vor der *Bar des Amateurs* abgesetzt werden, weil sie dort, wie sie sagte, noch mit jemandem auf einen Gutenachttrunk verabredet sei. Mit skeptisch zusammengekniffenen Brauen bremste Bruno ab und ließ sie aussteigen. Sie bedankte sich noch einmal und verschwand in der Bar. Er fuhr weiter.

»Ich werde Ihnen Ihr Auto morgen früh bringen«, sagte er zu Pamela, »und vielleicht könnten Sie mich dann zu mir zurückfahren.«

»Aber vorher trinken wir Kaffee. So gegen acht?«

»Gut. Ich bringe frische Croissants mit.«

Sie schwiegen eine Weile. Als sie über die Brücke fuhren, fragte Pamela unvermittelt: »Kann es sein, dass Sie ein Auge auf das Mädchen geworfen haben?« Ihr Lachen klang wenig überzeugend. »Ich frage, weil sie ja jetzt bei mir wohnt. Vielleicht sollte ich mich darauf einstellen, dass Sie gelegentlich mit ihrem kleinen Lieferwagen zu einem romantischen Stelldichein vorbeikommen.«

»Bestimmt nicht«, entgegnete er. »Erstens ist sie mir zu jung und zweitens ein bisschen zu berechnend. Mit dieser Kombination kann ich nichts anfangen. Mich hat gewundert, dass sie heute überhaupt mitgekommen ist. Ich dachte, nach Feiern würde ihr nicht zumute sein. Wie kommt sie eigentlich gleich nach Hause?«

»Ich schätze, sie hat ihr Fahrrad in der *cave* stehenlassen, denn sie ist ja mit Hubert und Nathalie hergekommen.«

»Ist Ihnen aufgefallen, wie sie Hubert mit ihren Weinkenntnissen zu beeindrucken versucht hat?«

»Wem wäre das nicht aufgefallen?«, sagte Pamela lachend. »Nathalie hätte ihr am liebsten die Augen ausgekratzt. Aber so ist es nun mal mit den jungen Dingen, die herausfinden wollen, wie

sie auf Männer wirken.«

»Ist das nur bei den jungen so?«, fragte Bruno schmunzelnd, den Blick auf die schmale Straße gerichtet.

»Ich hoffe doch, dass die älteren etwas subtiler vorgehen. Sie ist Anfang zwanzig, frisch von der Uni. Na, eigentlich müsste sie schon ein bisschen reifer sein«, sagte Pamela.

Bruno fühlte sich pudelwohl unter dem Eindruck dieser sonderbaren Mischung aus Nähe und Distanz. Er kam sich fast vor wie in einem Beichtstuhl.

»Was hat Sie denn eigentlich nach Saint-Denis gebracht?«

»Eine Scheidung. Ich habe viel zu früh geheiratet, gleich nach der Uni. Mein Mann war Banker und von frühmorgens bis spätabends in seinem Büro. Die übliche Geschichte halt. Er hat sich in seine Sekretärin verliebt. Na ja, im Grunde liebte er nur das Geld, aber sie war zufällig in der Nähe und stand ihm zur Verfügung. Ich habe an einer Schule unterrichtet, hatte auch Spaß daran, aber nicht so sehr, dass ich's zu meinem Lebensinhalt hätte machen wollen. In Frankreich zu leben war immer schon mein Wunsch gewesen. Also haben wir das Haus verkauft und einen sauberen Schnitt gemacht, was mir die Gelegenheit gab, hierherzukommen und mir meinen Kindheitstraum zu erfüllen: Pferde. Für mich war's eine glückliche Entwicklung, aber er, der arme Kerl, hat nun schon die zweite Scheidung hinter sich.«

»Was haben Sie unterrichtet?« Bruno war schon lange neugierig darauf, mehr über Pamelas Vergangenheit zu erfahren. Und was hatte es zu bedeuten, wenn sie ihren Exmann als »armen Kerl« bezeichnete? Fühlte sie sich ihm immer noch verbunden?

»Geschichte und Französisch. Ich hatte die Klassen sieben bis zehn, Schüler und Schülerinnen, die mir, wenn wir in Paris auf Klassenfahrt waren, schlaflose Nächte bereitet haben. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich schon am Eiffelturm und im Sacré-Cœur gewesen bin oder die Mona Lisa gesehen habe. Als wir einmal im Hôtel des Invalides waren, ging ein Mädchen verloren, ein kleiner Teufel, dem ich es zugetraut hätte, das Grab Napoleons zu plündern.«

»Genau so stelle ich mir Jacqueline als Kind vor.«

»Ja, Bruno, ich komme mir in ihrer Gegenwart auch wie eine alte Gouvernante vor. Ich weiß noch gar nicht, ob sie Pferde mag beziehungsweise reiten kann. Es wäre mir eine große Hilfe, wenn sie sich ein bisschen um meine Tiere kümmern könnte. Apropos, Fabiola, unsere neue Ärztin, hat in der Hinsicht schon Interesse angemeldet.«

»Vielleicht könnten Sie mir irgendwann auch mal das Reiten beibringen«, sagte Bruno. »Ich meine, richtig zu reiten. Ich weiß noch, wie Sie und Ihre Freundin Christine im Sommer über die Felder galoppiert sind. Ein toller Anblick, der mich richtig neidisch gemacht hat.«

»Wenn man uns zusammen reiten sieht, gibt's in der Stadt wahrscheinlich viel Getuschel. Trotzdem, ich würde es Ihnen gern beibringen, vorausgesetzt, Sie haben Geduld.«

»Das wäre ein Projekt für den Winter«, sagte Bruno und staunte selbst ein wenig, wie sehr er sich darauf freute, und zwar nicht nur auf den Unterricht.

»Beim Baron oder auch bei Hubert hätte ich meine Bedenken. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sich von einer Frau leicht was sagen lassen.«

»Schon gar nicht von einer Engländerin«, entgegnete er und fügte lachend hinzu: »Es sind halt französische Chauvinisten, aber nette.«

Sie näherten sich Pamelas Anwesen. »Ihr Haus ist eines der schönsten in unserer Gegend«,

schwärmte er. »Ich weiß noch, als ich es zum ersten Mal gesehen habe, im hellen Sonnenschein, so bezaubernd zwischen den Hügeln gelegen, freundlich und einladend mit seinen vielen Blumen.«

»Demnächst werden Sie die Ställe kennenlernen, Bruno. Mal sehen, ob Sie die auch so einladend finden, wenn Sie darin ausmisten.« Er bog in den Hof ein. Die Scheinwerfer streiften die alten Steingemäuer. Er stieg aus, ging um den Wagen herum und öffnete Pamela die Tür.

»Danke, Bruno, für alles. Und um acht steht Kaffee für Sie bereit.« Als sie sich mit einem *bisou* voneinander verabschieden wollten, geriet plötzlich die Choreographie ein wenig durcheinander. Bruno traf mit seinen Lippen auf ihren Mund. Verunsichert drehte er den Kopf zur Seite und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Ein schönes Versehen«, sagte sie unbefangen. »Wo ist denn jetzt mein Schlüssel? Ach, typisch, ich hab ja gar nicht abgeschlossen.« Sie öffnete die Tür, drehte sich noch einmal um und sagte: »Gute Nacht, bis morgen.« Dann ging die Tür zu.

Bruno stand noch eine Weile auf der Stelle, leicht verwirrt über die angenehme Berührung. Gleichzeitig dachte er jedoch an seine selbst aufgestellte Regel, nämlich nie mit einer Frau aus seinem Revier anzubändeln. Aber sollte er nicht vielleicht auch einmal eine Ausnahme gelten lassen, zumal Isabelle nichts von sich hören ließ? Aber das war ja schon einmal passiert, und dann hatte sie sich wieder gemeldet. Himmel, wie kompliziert das Ganze doch war! Er klemmte sich wieder hinters Lenkrad und versuchte, an den Berg von Geschirr zu denken, der auf ihn wartete, stellte sich aber dann doch lieber vor, wie es sein würde, von Pamela Reitunterricht zu bekommen.

Als er hinter der Brücke auf die Hauptstraße von Saint-Denis einbog und an der dunklen *mairie* vorbeikam, sah er, wie Ivan in seinem *Café de la Renaissance* die Stühle auf die Tische stellte. Über der *Bar des Amateurs* am Ende der Straße brannte noch das blaue Neonlicht. Noch war nicht überall geschlossen. Plötzlich huschten vor dem erleuchteten Schaufenster des Immobilienbüros zwei Schatten vorbei. Bruno bremste ab und sah zwei Gestalten in der kleinen Gasse neben der *Maison de la Presse* verschwinden. Er hielt vor der Apotheke an, stieg aus und bemerkte, dass er noch das alte Handtuch als Latz vor der Hose trug. Er warf es in den Wagen und rannte los. Sekunden später hörte er ein Klatschen und den spitzen Aufschrei einer Frau.

»Guten Abend«, rief er laut, als er zu den beiden Gestalten aufgeschlossen hatte, die offenbar im Clinch miteinander lagen. »Polizei. Kann ich irgendwie behilflich sein, Mademoiselle?«

»Mischen Sie sich nicht ein. Wir diskutieren bloß«, lallte eine Männerstimme mit alkoholisiertem und ausländischem Akzent. Bruno erkannte Bondino.

»Hallo, Bruno«, sagte Jacqueline. »Es ist alles in Ordnung. Monsieur Bondino wollte sich gerade verabschieden.«

»Was ich da soeben gehört habe, klang nicht gerade freundlich.«

»Es ist wirklich nichts«, erwiderte sie. »Er wollte nur unbedingt, dass ich noch einen mit ihm trinke. Ich hab alles im Griff, Bruno.«

»Treten Sie vor, Monsieur, und zeigen Sie mir Ihre Papiere. Hier bei uns werden Frauen mit Respekt behandelt. Ich dachte, Sie wohnen in Les Eyzies. Wie wollen Sie in dem Zustand zu Ihrem Hotel kommen?«

»Er ist ins Manoir umgezogen«, erklärte Jacqueline. »Hören Sie, es ist wirklich alles okay. Ich bringe ihn jetzt zum Hotel. Er hat einfach nur ein bisschen zu viel getrunken.«

»Haben Sie ihn geschlagen?«

»Ja, damit er nüchtern wird. Kein Problem. Tut mir leid, Bruno. Als ich in die Bar gegangen bin, wusste ich nicht, wie viel er schon intus hatte.«

»Sie sollten jetzt lieber Ihr Fahrrad holen und nach Hause fahren, Jacqueline. Ich bringe den Herrn zum Manoir. «

Daraufhin drehte Jacqueline sich achselzuckend um und ging langsam in Richtung *cave* davon. »Noch mal, vielen Dank, Bruno, für alles«, rief sie über die Schulter zurück, zu laut für die späte Stunde. Er winkte ihr nach und widmete sich dem jungen Mann, der auf wackligen Beinen an der Mauer lehnte. »Ihre Papiere, wenn ich bitten darf.«

Bondino reichte ihm einen amerikanischen Pass, ausgestellt auf den Namen Fernando Xavier Bondino, geboren in San Francisco. Er war gerade achtundzwanzig geworden. Bruno gab ihm den Ausweis zurück.

»Ab ins Hotel mit Ihnen.« Er legte ihm die Hand auf die Schulter und führte ihn zu seinem Transporter. Nach ein paar schleppenden Schritten riss sich Bondino los und schleuderte den Arm herum, als wollte er Bruno ins Gesicht schlagen.

Bruno wusste mit blindwütigen Trinkern umzugehen. Er packte den Arm, bog ihn hinter den Rücken und stieß Bondino mit Wucht über die Kühlerhaube. Bondino knickte in der Hüfte ein, sackte zu Boden und erbrach sich. Bruno wartete, bis er fertig war, und holte dann eine Flasche Wasser aus seiner Sporttasche.

»Hier«, sagte er. Bondino murmelte etwas wie »danke« und spülte sich den Mund aus, würgte noch ein paarmal und trank einen Schluck.

»Behalten Sie sie«, sagte Bruno. Er half ihm hoch und auf den Beifahrersitz. Das Manoir, ein kleines, teures Hotel, lag nur knapp zweihundert Meter entfernt. Alles war dunkel, das Einfahrtstor geschlossen. Bruno seufzte. Sollte er klingeln und alle wecken oder den Besitzer anrufen, der um diese Uhrzeit längst im Bett lag und schlief? Schon morgen wüsste die ganze Stadt, dass der junge Mann, der sich anschickte, die Zukunft von Saint-Denis entscheidend mitzubestimmen, in volltrunkenem Zustand von der Polizei aufgegriffen und in sein Hotel geschafft worden war. Und die Geschichte würde in allen Farben ausgemalt werden und das Verhältnis der Stadt zu Bondino auf Dauer prägen.

Bruno wendete den Transporter und fuhr mit Bondino, der inzwischen zu schnarchen angefangen hatte, zu sich nach Hause, wo noch der Berg Geschirr zu spülen war und Gigi geduldig vor der kalt gewordenen Feuerstelle kauerte, als wartete er immer noch auf seinen Anteil am Abendessen.

Bruno erwachte, als sich am östlichen Horizont zwei Streifen aus hellem Pink breitmachten und der Hahn zu krähen anfang. Er blieb noch eine Weile liegen und dachte, wie anders es sich doch anfühlte, allein und nicht neben Isabelle aufzuwachen. Als ihm dann Pamela in den Sinn kam, machte er schnell die Augen auf, um sich nur ja keiner Schwäche hinzugeben. Immerhin war einiges zu tun an diesem neuen Tag. Er musste Alphonse einen Besuch abstatten und einen Blick auf die Reifen von dessen Lastwagen werfen. Und herausfinden, wo Cresseils Hund abgeblieben war.

Bruno machte seine Morgengymnastik, duschte, schlüpfte in seine Uniform und ging nach draußen, um seinen Hund zu füttern. Seltsam, dass der nicht schon zur Stelle war, um ihn zu begrüßen. Bruno ging hinüber zum Hühnerstall und schaute sich um, eilte dann auf die Zufahrt hinaus, doch Gigi war nirgends zu sehen und hörte auch nicht auf seine Rufe. Bruno lief hinters Haus, über den Hof und in die Scheune, wo er ihn schließlich fand. Gigi saß erwartungsvoll vor dem fremden Gast, der unter einer alten Decke im Liegestuhl hing, noch genau so, wie Bruno ihn in der Nacht abgelegt hatte. Weil damit zu rechnen gewesen war, dass er sich wieder übergeben musste - und dazu war es offenbar gekommen -, hatte Bruno ihn hierher in die Scheune geschafft und nicht ins Gästezimmer. Gigi blickte auf, kam auf sein Herrchen zu, um sich streicheln zu lassen, und kehrte dann wieder ans Fußende des Liegestuhls zurück.

Bruno fütterte die Hühner, sammelte Eier für Pamela ein und ging in die Küche, um Kaffeewasser aufzusetzen und die Nachrichten von Radio Périgord zu hören. Danach klemmte er Pamelas Batterie vom Ladegerät, baute sie wieder ins Auto ein und startete den Motor - der sprang auf Anhieb an. Inzwischen war der Kaffee fertig. Bruno stellte die Kanne und zwei Tassen auf ein Tablett und holte sich aus dem Badezimmer einen großen Schwamm, den er unter dem Wasserhahn im Hof anfeuchtete und über dem Gesicht des schlafenden jungen Mannes ausdrückte. Es dauerte eine Weile, ehe Bondino reagierte. Er richtete sich auf, wischte das Wasser aus den Augen und starrte sichtlich verdutzt auf die Silhouette des Polizisten vor dem strahlend hellen Ausschnitt des Scheunentors.

»Kaffee«, sagte Bruno und reichte ihm die gefüllte Tasse.

»Äh, guten Morgen.« Bondino schaute sich um. Als er den Hund sah, beugte er sich lächelnd zu ihm, ließ sich beschnuppern und tätschelte ihm den Kopf, woran Gigi offenbar Gefallen fand, denn er wedelte so heftig mit dem Schwanz, dass sein gesamtes Hinterteil in Bewegung geriet. Interessant, dachte Bruno. Gigi hatte ein sicheres Gespür für die charakterlichen Eigenschaften von Zweibeinern. Wenn er den Amerikaner mochte, hatte der womöglich doch auch seine angenehmen und freundlichen Seiten.

»Sie haben mich in der Nacht hierhergebracht?«, fragte Bondino.

Bruno nickte. »Sie waren betrunken.«

»Tut mir leid.«

Bruno zuckte mit den Achseln. »Entschuldigen Sie sich bei der Frau, mit der Sie zusammen waren.«

Bondino griff sich an die Stirn, stöhnte und trank einen Schluck Kaffee.

»Und mich haben Sie auch zu schlagen versucht«, setzte Bruno nach. Bondino schloss die Augen und ließ die Schultern hängen. Von Gigi an den Beinen gestupst, erinnerte sich Bruno, dass er

seinem Hund noch nichts zu fressen gegeben hatte. Er ging ins Haus, holte das Versäumte nach und trank seine Tasse aus. Als er in die Scheune zurückkehrte, sah er, wie Bondino einen silbernen Flachmann über seinen Kaffee ausschüttete, ein paar letzte Tropfen.

»*Hair of the dog*«, murmelte Bondino auf Englisch. Bruno nickte. Ein Schluck gegen den Kater. Er kannte die Redewendung von britischen Soldaten, die er in Bosnien getroffen hatte.

»Netter Kerl«, sagte Bondino mit Blick auf Gigi und zeigte ein Lächeln, das Bruno bei allen Vorbehalten, die er dem jungen Mann gegenüber hatte, durchaus sympathisch fand. Und Gigi mochte ihn. Vielleicht würde er, Bruno, sein ablehnendes Urteil revidieren müssen.

»Ich bringe Sie zu Ihrem Hotel«, sagte er. »Aber zuerst machen Sie bitte das da weg.« Er deutete auf das Erbrochene neben dem Liegestuhl, half Bondino auf die Beine und zeigte ihm, wo Eimer und Putzlappen zu finden waren. Als er mit Pamelas Citroën am Scheunentor vorfuhr, hatte Bondino tatsächlich saubergemacht.

Kaum saß der Amerikaner im Auto, stank es darin wie in einer Brauerei. Sie fuhren zum Hotel, ohne ein einziges Wort miteinander zu wechseln. Das schmiedeeiserne Tor vor der Zufahrt zum Manoir stand offen. Bruno wandte sich an Bondino.

»Keine Schlägereien mehr, verstanden? Sonst sperre ich Sie ein. Und trinken Sie nicht so viel.« Er ließ den Amerikaner aussteigen und fuhr in die Stadt. So früh am Tag waren die Straßen noch leer. Er stellte den Wagen auf dem Parkplatz der *mairie* ab und ging in Fauquets Café, wo es nach warmem Brot und Kaffee duftete. Aus der Espressomaschine zischte Dampf in eine große Kanne Milch. Er warf einen kurzen Blick auf die Titelseite der *Sud-Ouest*, grüßte Fauquet, dessen Frau und die kleine Hélène, die jetzt zur Schule musste, schüttelte den Männern von den Stadtwerken die Hand, die in ihren knallgelben Arbeitsanzügen ihren Morgenkaffee schlürften, und nickte Mister Simpson, dem pensionierten Engländer, freundlich zu, der es sich wie viele Einheimische zur Gewohnheit gemacht hatte, ein kleines Glas Rotwein zum Frühstück zu trinken. Dann ließ er sich von Fauquet Croissants und ein Baguette einpacken, kehrte zum Auto zurück und fuhr am Supermarkt vorbei entlang der Landstraße nach Saint-Cyprien.

Pamela war vor ihrem Haus. In Reithose und weißer Bluse wässerte sie gerade ihre Geranien, als er in den Hof einbog. Er nahm seine Schirmmütze ab und ging lächelnd und mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, in der einen Hand das Baguette, in der anderen den Beutel Croissants samt den frischen Eiern. Diesmal passte er auf, machte nun aber mit seinen *bisous* einen so weiten Umweg, dass er fast ihre Ohrläppchen streifte. »Sehr freundlich von Ihnen, Bruno«, sagte sie und führte ihn in die Küche, wo sie auf einem kleinen Tisch für zwei gedeckt hatte, für jeden frisch gepflückte Beeren, Cornflakes mit Yoghurt in Schälchen und einen großen Krug Orangensaft. Er legte das Brot und die Croissants dazu, worauf sie an dem Tisch herumdrehte und geschäftig tat, obwohl doch schon alles vorbereitet war. So verhält sich eine Frau, die nicht will, dass man ihr Avancen macht, dachte Bruno und fragte sich, ob sie mit dem Beinahekuss womöglich ein Problem hatte. Er jedenfalls, so befand er mit Blick in ihre schönen Augen, hatte keines damit. Er nahm Platz und hütete sich, darüber zu scherzen, beim Frühstück einer Frau gegenüberzusitzen, mit der er nicht die Nacht verbracht hatte.

»Nachdem ich Sie letzte Nacht hier abgesetzt hatte, gab es noch ein regelrechtes Drama«, berichtete er und erzählte Pamela von dem Streit und der Ohrfeige, Jacques Behauptung, dass nichts gewesen sei, und der versuchten Handgreiflichkeit des volltrunkenen Amerikaners. Pamelas Augen weiteten sich, als er Bondinos Malheur erwähnte und ausführte, dass das Hotel geschlossen war und er, um einen Skandal zu verhindern, den jungen Mann in seiner Scheune hatte schlafen

lassen, zugedeckt mit einer Decke von Gigi.

»Wie ging es dem Mädchen?«, fragte Pamela. »Kurz bevor Sie gekommen sind, ist sie zur Arbeit gefahren.«

»Bondino war zu betrunken, um ihr irgendwas anhaben zu können. Vielleicht hat sie ein bisschen zu heftig geflirtet. Ich sollte mich wohl mal in der Bar umhören. Es passt mir nicht, auf einen solchen Trunkenbold aufzupassen. Er hatte einen Flachmann dabei. Womöglich hat er sich damit die Kante gegeben.«

»Vielleicht.«

»Kommen wir zu den guten Nachrichten.« Er tauchte seinen Dessertlöffel in die Beeren. »Ihre Batterie ist geladen, und der Wagen startet wieder auf Anhieb. Übrigens, gestern Abend bei Tisch war doch von Grundstücks- und Immobilienpreisen die Rede, Sie erinnern sich. Mir ist da einiges nicht ganz klar. Angenommen, Sie kaufen ein altes Haus samt Scheune und einigen Hektar Land für hunderttausend und stecken weitere vierzigtausend für Instandsetzung und Erschließung hinein. Wenn Sie diesen Besitz als *gîte* nutzen, wie viel würde für Sie dabei herauspringen?«

»Zunächst einmal müsste ich wohl weitere zwanzigtausend investieren, um das Haus einzurichten und einen Swimmingpool anzulegen. Der ist unverzichtbar. Sagen wir, das Haus hat drei Schlafzimmer und in der Scheune ließen sich zwei weitere unterbringen. Fünf Schlafzimmer für jeweils rund sechzig Euro pro Nacht, also zweitausend Euro in der Woche. Die Hochsaison hat zwölf Wochen. Im Mai und September kommen vielleicht auch ein paar Gäste. Der Umsatz läge also bei dreißigtausend im Jahr. Davon gehen Kosten für Strom und Wasser, Reinigung und Reparaturen ab. Und nicht zu vergessen die Steuern. Bleiben am Ende vielleicht an die zwanzigtausend.«

»Mehr als genug, um einen Kredit bedienen zu können.« Bruno machte sich Notizen.

»Wenn das Haus immer vollbelegt sein soll, fallen natürlich auch Kosten für Werbung an«, ergänzte sie. »Und ich bin davon ausgegangen, dass der Eigentümer die ganze Buchführung selbst macht. Wenn Sie jemanden dafür einstellen, halbiert sich der Gewinn. Aber warum fragen Sie? Wollen Sie mir Konkurrenz machen?«

»Nein. Dem Stadtrat liegt ein Antrag vor, und es könnte nützlich sein, ein paar Zahlen im Kopf zu haben.« Bruno warf einen Blick auf seine Uhr. »Danke für das köstliche Frühstück, Pamela! Ich muss leider los. Ein Termin in der *mairie*.«

»Hat der was mit dem zu tun, worüber gestern beim Essen gesprochen wurde? Mit Huberts neuem Weinberg neben der Domaine?«, fragte sie, als sie im Auto saßen und in die Stadt fuhren.

»Gewissermaßen.«

»Für solche Besitzungen gibt's natürlich auch andere Verwendungsmöglichkeiten«, sagte sie. »Man kann die Gebäude, die darauf stehen, instand setzen und mit einem kleinen Garten weiterverkaufen. Die Nachfrage ist da. Sie hätten einen schönen Profit und könnten den Rest des Grundstücks behalten.«

»Klingt zu schön, um wahr zu sein.«

»Warum nicht? Sie wissen doch selbst, wie viele Leute aus nördlicheren Teilen Europas sich hier bei uns zur Ruhe setzen oder ein Ferienhaus erwerben wollen. Wenn es allerdings zu einer Rezession käme und keine Wertsteigerung mehr zu erwarten wäre, hätte sich dieser Markt schnell erledigt. Deshalb kommt für mich so was auch nicht in Frage. Erstens bin ich keine Geschäftsfrau, und zweitens ist mir mein Grund und Boden lieb und teuer. Außerdem, wo sollte ich mit meinen

Pferden hin?«

Isabelle blieb auf Distanz. Brunos E-Mail-Eingang und Anrufbeantworter meldeten Funkstille. War es diesmal endgültig aus zwischen ihnen? Er wusste keine Antwort darauf, war sich nicht einmal über seine eigenen Gefühle im Klaren. Als Isabelle nach Paris gegangen war, hatten sie sich liebevoll voneinander getrennt, entmutigt von der Einsicht, dass ihre Beziehung keinen Bestand haben konnte. Jetzt aber schien Isabelle sich aus Verärgerung zurückgezogen zu haben. Sie wollte offenbar mehr als eine Fernbeziehung und Bruno dazu bewegen, zu ihr nach Paris zu ziehen und in ihrem beruflichen Umfeld zu arbeiten. Er dagegen wusste nicht so recht, was er eigentlich wollte, außer dass er nicht die geringste Lust verspürte, in einer Großstadt zu leben.

Das Telefon läutete und riss ihn aus seinen Gedanken.

»*Monsieur le chef de police?*«, meldete sich eine aalglatte Stimme. »Dupuy hier. Monsieur Bondino hat mich gebeten, Sie anzurufen und Ihnen dafür zu danken, dass Sie auf den bedauerlichen Vorfall von letzter Nacht so umsichtig und diskret reagiert haben. Sie haben, wenn ich richtig verstanden habe, dafür gesorgt, dass er bei Ihnen zu Hause seinen Rausch ausschlafen konnte.«

»Hat er Ihnen auch gesagt, dass er versucht hat, mich zu schlagen?«

»Nein, er ist nicht ins Detail gegangen. Er sagte nur, dass Sie sich sehr souverän verhalten haben, und dafür möchte er Ihnen ausdrücklich danken. Sie hatten es heute Morgen so eilig, dass er dazu nicht mehr gekommen ist. Auch ich möchte mich in diesem Zusammenhang bei Ihnen bedanken.«

»Er sollte es sich nicht zur Gewohnheit machen, junge Frauen zu belästigen oder Schlägereien in Bars vom Zaun zu brechen. So etwas dulden wir hier nicht. Ich hoffe, das hat er verstanden.«

»Ganz bestimmt.«

»Falls er noch einmal unangenehm auffällt, verbringt er die Nacht nicht bei mir, sondern in einer Zelle der Gendarmerie, egal, welche Konsequenzen das für Saint-Denis auch haben würde. Bitte, machen Sie ihm das unmissverständlich klar.«

»Das wird kaum nötig sein. Im Übrigen darf ich Sie vielleicht daran erinnern, dass sich Monsieur Bondino in seinen unternehmerischen Plänen nicht etwa auf Saint-Denis versteift hat. Keinesfalls.«

»Das soll hoffentlich keine Drohung sein, Monsieur Dupuy. Ich werde noch mit der jungen Dame sprechen müssen, die Ihr Klient vergangene Nacht belästigt hat. Vielleicht will sie ja Anzeige erstatten. Und das hätte natürlich Folgen.«

»Wir können uns wohl voll und ganz darauf verlassen, mein lieber *chef de police*, dass Sie die Angelegenheit nach Recht und Gesetz und im besten Interesse von Saint-Denis behandeln. Aber, noch einmal, bitte nehmen Sie die Entschuldigung des jungen Mannes an. Er hat diese Bitte und seinen Dank übrigens auch in einem Brief an Sie formuliert, der in Kopie an Ihren Bürgermeister geht. *Au revoir*, Monsieur.«

Kaum hatte Bruno den Hörer aufgelegt, klingelte das Telefon erneut. Der Tonfall war nicht einmal höflich. »Bruno, hier *brigadier* Lannes. Ich brauche Sie in der Gendarmerie, sofort. Der Brandanschlag scheint aufgeklärt. Duroc hat einen Mann verhaftet, einen Freund von Ihnen, wenn ich richtig verstanden habe.«

Duroc hockte auf dem Fensterbrett und grinste triumphierend, als Bruno das Büro betrat. Der *brigadier* hinter Durocs Schreibtisch erhob sich und gab ihm die Hand.

»Wer ist der Festgenommene?«, fragte Bruno. »Und wo ist er jetzt, dieser Freund von mir?«

»In einer der Zellen im Keller«, antwortete Duroc. »Er gehört zum Personal des Forschungsinstituts, das Sie und die *police nationale* ja doch angeblich überprüft haben. Nach meinen Informationen sind Sie offenbar von einem der Angestellten belogen worden, als er behauptete, zur Tatzeit zu Hause gewesen zu sein. Wir haben ihm angeboten, einen Anwalt zu verständigen, doch er wollte lieber zuerst mit Ihnen sprechen. Sein Name ist Thiviers, Gaston Thiviers. Keine Vorstrafen. Ich habe ihn trotzdem eingesperrt.«

»Gaston ist definitiv kein Grüner«, sagte Bruno. »Ein passionierter Jäger, ja. Er hat bei der letzten Wahl für die Chasse-Pêche-Partei kandidiert und hätte es fast zu einem Sitz im Stadtrat geschafft. Was liegt gegen ihn vor? Und von welchen Informationen sprechen Sie? Haben Sie vielleicht einen anonymen Brief erhalten?«

»Meine Informanten gehen Sie nichts an«, entgegnete Duroc und wandte sich mit selbstgefälliger Miene an den *brigadier*. »Es war gar nicht mal so schwer, seiner Frau die Wahrheit zu entlocken. Sie hat der Polizei gegenüber eine Falschaussage gemacht und nun gestanden, dass ihr Mann zur fraglichen Zeit nicht zu Hause war.«

Bruno kniff die Augen zusammen und hätte am liebsten laut aufgestöhnt. Dieser verfluchte Duroc benahm sich wie der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen. Als er die Augen wieder aufschlug, merkte er, dass *brigadier* Lannes ihn neugierig betrachtete. »Haben Sie dem etwas hinzuzufügen?«

»Ja, Monsieur. Ich gratuliere, Capitaine Duroc hat Gaston tatsächlich bei einer Lüge ertappt. Aber wenn Sie sich bei Madame Geneviève Vuillard von der Bank erkundigen, wird sie Ihnen glaubhaft versichern können, dass der Festgenommene den Brandanschlag nicht verübt haben kann.« Und an Duroc gewandt, fragte er: »Ihnen ist doch bestimmt aufgefallen, dass Madame Thiviers im Rollstuhl sitzt, oder?« Duroc nickte.

»Ihr Mädchenname ist Vuillard. Vor etwa fünf Jahren wurde sie bei einem Autounfall schwerverletzt und ist seitdem gelähmt«, fuhr Bruno fort. »Ihr Bruder, der am Steuer saß, kam dabei ums Leben. Was Sie nun aufgedeckt haben, Duroc, ist ein sehr delikates Familienarrangement. Gaston ist ein guter Ehemann, der sich liebevoll um seine Frau kümmert. Wegen ihrer Behinderung aber kann Gabrielle ihm keine Frau mehr sein. Darum verbringt er ein paar Nächte in der Woche bei seiner verwitweten Schwägerin. Das haben die drei so untereinander ausgemacht. Sie verbringen auch die Ferien gemeinsam und sind zufrieden mit dem, was ist.«

»Davon hat Madame Thiviers nichts erwähnt«, protestierte Duroc. »Im Verhör gab sie schließlich zu, dass ihr Mann die Nacht nicht mit ihr verbracht hat. Sie hat also in ihrer Aussage der Polizei gegenüber die Unwahrheit gesagt, um die Lüge ihres Mannes zu decken.«

Bruno versuchte, sich zu beherrschen. Er hätte Duroc allzu gern gesagt, was er von ihm hielt, aber es wäre ihm nur eine kurze Befriedigung gewesen mit der Folge eines gestörten Arbeitsverhältnisses über Monate. »Können Sie sich etwa nicht vorstellen, dass es ihr peinlich war, einem Fremden zu erklären, wo ihr Mann tatsächlich über Nacht gewesen ist?«, fragte Bruno in bemühtem Umgangston. »Jetzt hat sie bestimmt Angst, ihn und sich in Schwierigkeiten

gebracht zu haben. Ich wünschte, Sie hätten mich vorher zu Rate gezogen. So wie Jean-Jacques, dem ich erklären konnte, was Sache ist. Natürlich hat auch er das Alibi überprüft und Madame Vuillard dazu befragt, aber diskret.«

Der *brigadier* grinste unverhohlen, ob über das Arrangement der Thiviers-Vuillards oder über Durocs Blamage war nicht erkennbar. »War es wirklich ein anonymes Brief?«, wollte er von Duroc wissen.

»Ja, Monsieur.«

»Lassen Sie mich raten«, sagte Bruno. »Er wurde nicht per Post zugestellt, sondern heute Morgen in aller Früh in den Briefkasten der Gendarmerie geworfen. Malvenfarbiges Briefpapier, altmodische Handschrift mit vielen dick unterstrichenen Wörtern.«

Duroc wurde rot und nickte zögernd, von dem *brigadier* interessiert beäugt.

»Ich kann Ihnen auch sagen, wer dahintersteckt«, fuhr Bruno fort. »Die alte Virginie Mercier. Sie lebt im Seniorenheim und ist seit Jahren ein bisschen durcheinander. Sie hat über fünfzig Jahre als Hilfe im Haushalt des Pfarrers gearbeitet, zuletzt für Pater Sentout, der sie dann in den Ruhestand geschickt hat. Wenn sie sich nicht in der Kirche aufhält, spioniert sie anderen nach, verdächtigt sie der >Unkeuschheit<, wie sie es nennt, und denunziert sie in ihren Briefen. Davon haben Sie doch bestimmt schon gehört, *mon capitaine*. Auch ich werde regelmäßig, ja, ich könnte fast die Uhr danach stellen, wöchentlich angeschrieben und glaube, einer dieser Briefe war tatsächlich Ihren Umtrieben gewidmet.«

»Mir sind mehrere Beschwerden zu Ohren gekommen, wonach Sie und der Bürgermeister Aussagen dieser Frau einfach unter den Teppich kehren«, erwiderte Duroc, merklich gereizt. »Unerhört so was. Ich gehe einer solchen Information, wie sie heute Morgen im Briefkasten lag, jedenfalls nach. Dazu bin ich verpflichtet.«

»Haben Sie denn nicht einen Ihrer Kollegen vorher gefragt?« Bruno schüttelte den Kopf. Wenn dieser Duroc nicht einmal sein Team konsultierte, war er noch törichter, als er befürchtet hatte. »Ihr *sergeant* hätte Ihnen Aufschluss über Gastons Liaison geben können. Die beiden gehen gemeinsam auf die Jagd.«

»Sergeant Jules hat heute frei«, entgegnete Duroc und schluckte. Lügner, dachte Bruno. Beim Hereinkommen hatte er Jules an seinem Pult gesehen.

»Nun, wir werden der Sache natürlich weiter nachgehen, aber es zeigt sich wieder einmal, wie wichtig es ist, sich am Ort und unter der Bevölkerung auszukennen«, resümierte der *brigadier*, der Bruno zuzwinkerte, aber ernst blieb. »Wenn Madame Vuillard bestätigt, dass Gaston in der fraglichen Nacht bei ihr war, haben wir keinen Grund, daran zu zweifeln oder gar seiner bedauernswerten Frau zusätzlich Ärger zu machen.«

Auf dem Weg nach draußen wechselte Bruno noch ein paar Worte mit Jules an dessen Schreibtisch und informierte ihn, dass Gaston aus dem Schneider sei. »Und noch etwas. Cresseils alter Hund ist verschwunden. Du erinnerst dich, dieser Porcelaine. Könntest du die Kollegen weiter unten am Fluss verständigen? Vielleicht ist er irgendwo angeschwemmt worden.«

Die *Bar des Amateurs* ging bemerkenswert gut, trotz ihrer eher ungünstigen Lage am Ende der Rue de Paris gegenüber der Gendarmerie. Sie war bis spät in die Nacht geöffnet, hatte einen großen tv-Bildschirm für Sportprogramme und lockte nicht zuletzt mit ihren *crêpes*, Pizzen und *croques-monsieur*, lecker zubereitet von den Frauen der Besitzer René und Gilbert, zwei beeindruckenden Hünen, die dafür sorgten, dass ihre Gäste die Nachtruhe der Stadt nicht störten.

Bruno musste sie nicht lange bitten, seine Fragen nach dem betrunkenen jungen Amerikaner und der hübschen Kanadierin zu beantworten.

»Er war fast den ganzen Abend über da, ist aber zwischendurch immer wieder raus an die frische Luft«, erinnerte sich Gilbert, ein stämmiger Bursche mit Hakennase und gewaltiger Sprungkraft, die ihn zum Fänger bei Einwürfen in die Gasse prädestinierte. »Er sagte, er warte auf jemanden, und bestellte jedes Mal, wenn er wieder hereinkam, einen weiteren Drink.«

»Wodka Tonic«, präzisierte sein Partner René, ein bulliger Hüne und ausgezeichnete Stürmer.

»Gegen elf kam er mit diesem Mädchen zurück. Sie saßen an einem Tisch und sprachen miteinander, ganz normal. Irgendwann stand sie auf und wollte gehen, doch er hielt sie am Arm zurück«, fuhr Gilbert fort. »Ich bin zu den beiden hin, fragte ganz höflich, ob alles in Ordnung sei. Sie sagte ja. Er hat noch einen Drink bestellt, aber wir haben ihm keinen mehr ausgeschenkt. Er hatte schon mehr als genug intus. Das Mädchen bot sich an, ihn ins Hotel zurückzubringen.«

»Warum habt ihr ihm nach dem Zwischenfall neulich, als die Scheibe kaputtging, überhaupt noch was zu trinken gegeben?«

»Er hat für den Schaden sofort bezahlt und war sonst ja auch ganz friedlich. Die beiden sind ein paarmal da gewesen, sie kamen meist spät am Abend. Vielleicht hatten sie vorher irgendwo gegessen. Zuerst hatte sie meist Max im Schlepptau, schien sich aber dann mehr für den Amerikaner zu interessieren. Ich glaube, die beiden hatten sich gerade erst kennengelernt, so redeten sie jedenfalls miteinander, wie zwei Fremde eben, die sich was Neues zu erzählen haben. Nicht so wie ein eingespieltes Paar, das sich nichts mehr zu sagen hat.«

»Das hab ich gehört«, rief seine Frau durch die Durchreiche aus der Küche.

»Du warst aber nicht gemeint, Liebes. Du gibst mir immer noch Rätsel auf«, rief René zurück und zwinkerte Bruno zu. Er beugte sich vor und flüsterte: »Also diese Kanadierin, ich muss schon sagen, eine Wucht, diese Braut.«

»Auch das habe ich gehört«, tönte es aus der Küche, worauf Gilbert die Augen verdrehte. Bruno schmunzelte und verabschiedete sich. Als er über die Rue de Paris in Richtung Rathaus ging, kam er am *Hôtel Saint-Denis* vorbei, dem schlichsten und nach Brunos Geschmack freundlichsten der drei Hotels im Ort. Während im *Manoir* die Reichen residierten und in dem sehr viel größeren *Royale* meist Reisegruppen und Pauschaltouristen Quartier bezogen, stiegen im *Hôtel Saint-Denis* die weniger betuchten Urlauber ab.

Es war ein großes altes Stadthaus mit Innenhof und Stallungen nach hinten. Nur die besten Zimmer hatten ein eigenes Bad. Alle anderen Gäste mussten sich mit Etagenbädern begnügen, die aber mit ihren altmodischen Armaturen und Wannen auch reizvoll waren. An Markttagen und während der Hochsaison herrschte reger Betrieb, vor allem im Innenhof, wo das Frühstück und zu Mittag kleine Snacks serviert wurden. Im Winter waren fast ausschließlich Handelsvertreter und misshutige Hobbyangler zu Gast. Es hatte weder ein Restaurant noch Konferenzräume, geschweige denn Internet und war so französisch provinziell, wie eine solche Herberge nur sein konnte. Der Besitzer des *Saint-Denis* hatte seit vielen Jahren den Vorsitz des Jägervereins, dem auch Bruno angehörte.

»*Salut*, Mauricette«, grüßte er dessen Frau, die Geschäftsführerin des Cafés und eine stattliche Erscheinung mit stahlgrauem Haar. »Ist Christophe zu sprechen? Oder vielleicht kannst du mir helfen. Ich müsste mal einen Blick in eure Gästeliste werfen.«

Sie führte ihn hinter den kleinen Rezeptionsschalter, auf dem sich nur ein altes Telefon mit

Wahlscheibe und das Anmelderegister befanden.

»Es geht um einen Gast, eine Mademoiselle Duplessis aus Kanada.«

»Diese Jacqueline?« Mauricette verzog das Gesicht und blätterte den dicken Wälzer auf. »Sie ist am neunzehnten August hier angekommen, kurz vor dem Brandanschlag.«

»Bist du sicher? Mir hat sie ein späteres Datum genannt.«

»Tja, tagsüber hab ich sie kaum zu Gesicht bekommen, sie war ständig unterwegs. Abends ließ sie sich dafür umso häufiger blicken, ging ein und aus, wechselte ständig ihre Klamotten und war meist in Begleitung irgendwelcher Schönlinge. Manche von denen blieben offenbar länger als erlaubt. Ein schönes Früchtchen, diese Jacqueline.«

»Sie hatte Herrenbesuch auf ihrem Zimmer? Ich dachte, so was lasst ihr nicht zu.«

»Ja, aber was soll man da machen? Einen Nachtportier können wir uns nach der Hauptsaison Ende August nicht leisten. Unsere Gäste haben Schlüssel und können kommen und gehen, wie es ihnen passt. Ich weiß nur deshalb von ihren Besuchen, weil ich die Bettwäsche wechsele.«

»Wer war denn der Glückliche? Kennst du ihn?«

»Von wegen einer. Es waren mindestens zwei.«

Bruno runzelte die Stirn. Er hatte Jacqueline als kokette junge Frau kennengelernt, wunderte sich aber trotzdem darüber, dass sie anscheinend ganz ungeniert mit mehreren Verehrern verkehrte. Er wusste aus eigener Erfahrung, wie heikel und kompliziert zwei gleichzeitige Affären waren, und dachte plötzlich daran, dass ihm ein solches Problem womöglich bald bevorstehen könnte.

»Es gab da einen jungen Amerikaner und einen unserer Spieler aus der Rugbymannschaft. Ich kenne zwar seinen Namen nicht, habe ihn aber schon oft auf dem Markt gesehen, wo er Ziegenkäse verkauft.«

»Du meinst Max, den Jungen aus der Kommune. Auf dem Markt hast du ihn zusammen mit Alphonse gesehen, dem älteren Mann mit dem langen grauen Pferdeschwanz, nicht wahr? Offenbar hast du's noch nicht gehört: Der Junge ist tot.«

»Wie schrecklich! Armer Kerl! Tut mir wirklich leid, auch wenn ich ihn nur vom Sehen kannte. Den Amerikaner kannte ich vorher gar nicht. Er war nur einmal zu Mittag hier und hat einen *croque-monsieur* bestellt. Er sprach ziemlich gutes Französisch. Wir haben ein paar Worte gewechselt. Er kommt aus Kalifornien, wie er mir sagte. Ein pummeliger Typ, aber schick angezogen. Allerdings längst nicht so gut aussehend wie unser Junge.«

»Hast du dich jemals mit Jacqueline unterhalten?« Bruno schöpfte immer gern aus Quellen, in denen viele Informationen zusammenliefen, auch wenn diese noch so belanglos schienen, und Mauricette war eine geborene Klatschbase.

»Aber ja, sie hat mir von ihrem Job bei Hubert erzählt und von ihrer Familie, die Wein anbaut. Es war mir neu, dass in Kanada Wein wächst. Eigentlich ein nettes Mädchen, abgesehen von ihrem Nachtleben. Sie ist vor ein paar Tagen ausgezogen. Dieser Junge - wie war noch gleich sein Name? Max? -, er hat ihr die Koffer getragen. Einer davon war voller Bücher zum Thema Wein. Sie hatte sie auf dem Schreibtisch in ihrem Zimmer aufgestapelt. Viel Zeit zum Lesen wird sie allerdings nicht gehabt haben.«

»Wie hat sie ihre Rechnung bezahlt?«

»Mit einer Kreditkarte. Visa. Die Summe war gedeckt, kein Problem.« Mauricette deutete im

Gästebuch auf die letzte Spalte, in die sie Jacques Kartenummer eingetragen hatte. Bruno notierte sie sich.

»Weshalb interessierst du dich für das Mädchen, Bruno? Ist sie in Schwierigkeiten?«

»Nein, wir haben nur ein paar Ermittlungsbeamte in der Stadt, die den Brandanschlag untersuchen und mich gebeten haben, Auskünfte über fremde Besucher einzuholen, die nicht bloß Urlaub bei uns machen. Reine Routine. Vielen Dank, Mauricette.«

Zurück im Büro, rief Bruno seine E-Mails auf, ohne sich groß Hoffnung auf eine Nachricht von Isabelle zu machen. Doch dann stach ihm ihre Hotmail-Adresse ins Auge. Isabelle hatte ihm über ihren Privataccount geschrieben. »Tut mir leid, dass ich mich nicht schon vorher gemeldet habe. Ich musste nach Luxemburg. Derselbe Fall, aber aus anderem Blickwinkel. Ich rufe an, sobald ich kann. Vielleicht. Über meine Büroadresse bin ich nicht zu erreichen, versuch's gar nicht erst. Gruß und Kuss, Isabelle.«

Was zum Teufel sollte das nun wieder bedeuten? Zum Beispiel dieses *Vielleicht*? Wollte sie Katz und Maus mit ihm spielen? Und eine Formel wie »Gruß und Kuss« hätte sie sich auch sparen können. Der Hinweis auf die Büroadresse kam ihm irgendwie verschwörerisch vor. Und welchen Blickwinkel sollte man ausgerechnet in Luxemburg auf den Brandanschlag einnehmen können? Isabelles Nachricht gab ihm nichts als Rätsel auf, was wahrscheinlich beabsichtigt war. Anscheinend wollte sie ihn zappeln lassen, in Unruhe versetzen, indem sie so lange nichts von sich hören ließ, und ihn dann wieder mit einer seltsam verklausulierten Mitteilung ins Grübeln bringen.

Für solche Spielchen bin ich entschieden zu alt, dachte er, als das Telefon zu läuten anfang und ihn in die Wirklichkeit zurückholte. Es war das Bestattungsinstitut. Ob er sofort vorbeikommen könne?

Die *pompes funèbres* von Saint-Denis war ein Familienunternehmen, das in dritter Generation von François Cheyrou geführt wurde, und es war zu erwarten, dass dessen halbwüchsiger Sohn Félix die Tradition fortsetzen und eines Tages seinen Vater beerben würde. Da Bruno für die Registrierung der Todesfälle in der Kommune zuständig war, kannte er François recht gut und auch dessen Haus unter den hohen Bäumen am Rand des öffentlichen Zeltplatzes. Cheyrous Beerdigungsinstitut bestand aus mehreren kleinen Räumen nebeneinander, in denen die Verstorbenen aufgebahrt lagen und die Angehörigen sich ein letztes Mal von ihnen verabschieden konnten. Die Räume waren schlicht, aber angemessen würdevoll eingerichtet mit einer Bahre, zwei Gebetsstühlen, Vasen für die Blumen und einem kleinen Tisch, auf dem das Kondolenzbuch lag. Auf der anderen Seite des Hauses befanden sich das Büro, ein Wartezimmer sowie eine Garage für den Leichenwagen. In einem Anbau außer Hörweite war die große Sargschreinerei. In einem separaten Raum wurden die Toten gewaschen, eingekleidet und auf Wunsch geschminkt.

Es war dieser Raum, in den François nun Bruno führte. Auf einer langen flachen Zinkwanne mit zwei Wasserhähnen auf der einen und einem Abfluss auf der anderen Seite lag Max' nackter Leichnam.

»Als ich ihm die Haare gekämmt habe, ist mir das hier aufgefallen«, sagte François und zeigte auf eine Verletzung über der Schläfe des Toten. Bruno beugte sich hinab und sah näher hin. Die Haut war aufgeplatzt oder aufgekratzt, das Gewebe darunter geschwollen. Bruno dachte nach. Der Junge hatte stundenlang im gärenden Most gelegen, war dann von Fabiola mit dem Schlauch abgespritzt und später hier im Institut gewaschen worden. Weiß der Himmel, wie sich all dies auf die Wunde ausgewirkt haben mochte.

François hatte eine Zigarette im Mundwinkel, die schon bis zur Hälfte heruntergebrannt war, ohne dass er ein einziges Mal die Asche abgestreift hätte. Als er jetzt den Kopf zur Seite drehte, um Rauch auszustoßen, brach die Asche endlich ab und fiel zu Boden. »Entschuldigung. Aber manche Tote riechen so streng, dass ich lieber eine rauche. - Na, was halten Sie von der Beule da? So ein Mordsding holt man sich doch nicht einfach so.«

Bruno nickte. »Haben Sie die Ärztin verständigt?«

»Sie kennen doch die Rechtslage. Wenn mir an einer Leiche irgendwas verdächtig vorkommt, muss ich zuerst die Polizei rufen.« Er drückte die aufgerauchte Gauloises aus und steckte sich sofort eine neue an. »Ich hab dann auch in der Klinik angerufen und mich mit der Neuen, dieser Fabiola, verbinden lassen. Sie hat ja den Totenschein ausgestellt und eine natürliche Todesursache attestiert. Von ihr habe ich übrigens auch Ihre Büronummer. Auf Ihrem Handy waren Sie nicht zu erreichen. Haben Sie eine andere Nummer?«

»Das ist eine lange Geschichte. Ich erkläre es Ihnen ein andermal. Jetzt wissen Sie ja, wie Sie mich erreichen können«, sagte Bruno. »Wir haben den Jungen zu reanimieren versucht, und vor lauter Aufregung ist uns nichts Verdächtiges aufgefallen. Was meinen Sie, könnte er sich diese Verletzung durch einen Sturz zugezogen haben?«

»Dann müsste er schon aus ziemlicher Höhe gestürzt sein. Mir wurde allerdings gesagt, dass er in ein Weinfass gestiegen, ohnmächtig geworden und erstickt sei. Von einem Knüppel oder so was Ähnlichem scheint mir die Wunde auch nicht zu stammen. Ich kann mir keinen Reim darauf machen. Da müssen Fachleute ran.«

»Könnte es nach Eintritt des Todes zu einer solchen Verletzung gekommen sein?«, fragte Bruno. »Vielleicht war ich nicht vorsichtig genug, als ich ihn aus dem Fass gezogen und über den Rand gehievt habe. Vielleicht ist er unsanft auf dem Boden gelandet.«

»Fragen Sie mich nicht.« François zuckte mit den Achseln. »Das wird der Pathologe klären.«

Bruno telefonierte gerade mit Jean-Jacques, als Fabiola eintraf. Sie trug op-Handschuhe und rümpfte unter ihrer Gesichtsmaske die Nase, als sie François' Zigarette roch. Das Gesicht der jungen Frau war fast vollständig abgedeckt; umso beeindruckender wirkten ihre großen dunklen Augen und die dichten langen Wimpern. Sie streifte Plastiktüten über die Hände des Toten, nahm dann ein Vergrößerungsglas zur Hand und untersuchte die Wunde.

»Die Ärztin schaut sich die Sache gerade an, Jean-Jacques«, sprach Bruno weiter in sein Handy. »Wann werden Sie hier sein?... Na schön, klingeln Sie kurz durch, wenn Sie in Saint-Denis sind. Ich bin dann in der alten Scheune, wo's passiert ist. Allein werden Sie da kaum hinfinden.«

»In der Wunde stecken Holzsplitter«, sagte Fabiola, als Bruno sein Handy weggesteckt hatte. »Notieren Sie das bitte.«

»Die Kriminaltechniker aus Bergerac -«

»Ich weiß«, fiel sie ihm ins Wort. »Keine Sorge, ich tue nichts, was die Spurenlage verändern könnte. Aber schreiben Sie bitte auf, dass in der Wunde Holzsplitter zu finden sind, vielleicht von einem Schlag auf den Kopf. Trotzdem halte ich an meiner ersten Einschätzung fest: Der Junge ist erstickt. Es kann allerdings sein, dass er vorher, aus welchen Gründen auch immer, das Bewusstsein verloren hat.«

»Könnte ein dummer Unfall dazu geführt haben?«, fragte Bruno.

»Mag sein, ich weiß es nicht. Kopfverletzungen sind ein Fall für sich.« Sie hob die Augenlider des Toten hoch, schaute ihm in Mund und Nasenlöcher und nahm eine systematische Leichenschau vor.

»Fällt Ihnen was an seinem Penis auf?«, fragte François. »Ich wette, der Junge hatte kurz vor seinem Tod noch Sex. Vielleicht raten Sie Ihrem Kollegen von der Pathologie, sich das mal näher anzusehen.«

Fabiola nickte und schaute mit der Lupe hin.

»Ich glaube, Sie haben recht. Bruno, notieren Sie das bitte auch«, sagte sie und stülpte eine weitere Plastiktüte vorsichtig über die Genitalien des Jungen. Sie spreizte dessen Beine und kam zum nächsten Befund: »Keine Anzeichen auf anale Penetration.« Sie untersuchte die Hände, ohne die Plastikbeutel abzustreifen. »Linke Hand, Fremdmaterial unter den Nägeln von Zeige- und Mittelfinger. Könnte sich um Schamhaare handeln.«

Als sie mit ihrer Inspektion fertig war, stülpte sie einen großen Plastikbeutel über Max' Kopf. »Mehr kann ich im Augenblick nicht tun. Teilen Sie der Kriminaltechnik beziehungsweise dem zuständigen Gerichtsmediziner bitte mit, was mir aufgefallen ist. Meine Karte haben Sie ja. Da es wahrscheinlich zu einer polizeilichen Ermittlung kommen wird, schreibe ich noch einen Bericht für Sie, Bruno. Ich kann nicht ausschließen, dass er unglücklich gestürzt ist und sich dabei die Kopfverletzungen zugezogen hat, halte das aber für ziemlich unwahrscheinlich. Ich tippe auf Fremdeinwirkung.«

»Vielleicht ist es dazu gekommen, als ich ihn aus dem Fass gezogen habe«, sagte Bruno. »Sie waren ja selbst dabei und wissen, was für ein Kraftakt das war.«

Fabiola nickte. »Ja, deshalb muss jetzt geklärt werden, ob die Verletzung *post mortem* erfolgte oder vorher, was nicht einfach sein wird, weil das Opfer ziemlich lange im Wein gelegen hat. Die Fruchtsäure greift das Gewebe an. Die Blutergüsse am Körper sind mindestens zwei oder drei Tage alt, und es scheint, dass der Junge vor kurzem Nasenbluten hatte. Er spielte Rugby, nicht wahr? Das würde einiges erklären.«

Bruno erinnerte sich an die Schlägerei in der Bar. »Noch was?«, fragte er und kitzelte in sein Notizbuch, während sie die Maske vom Gesicht nahm und die Gummihandschuhe abstreifte.

»Ja. Wie François richtig bemerkte, hatte der Junge kurz vor seinem Tod Geschlechtsverkehr, und zwar ziemlich rauen, möglicherweise unter Wasser, denn Wasser wirkt der natürlichen Produktion von Scheidensekret entgegen. Dass er masturbiert hat, glaube ich nicht. Am Gesäß sind Kratzspuren, die auf eine Partnerin schließen lassen.«

»Gibt es jetzt irgendwelche Hinweise, die erkennen lassen, ob er vor Cresseil oder nach ihm gestorben ist?«, wollte Bruno wissen. »Für das Nachlassgericht wird diese Frage von entscheidender Bedeutung sein.«

»Ja, ich weiß, aber das muss die Gerichtsmedizin klären.« Sie wandte sich an François. »Kompliment«, sagte sie. »Diese Hautreizung wäre nicht vielen aufgefallen. Sind Sie medizinisch geschult?«

»Ich war Sanitäter bei der Marine«, antwortete er und steckte sich wieder eine Zigarette an. »Und da sind mir etliche Leichen zu Gesicht gekommen. Erstaunlich, was die einem so erzählen.«

»Wenn Sie weiter so rauchen, gehören Sie bald selbst zu diesen stummen Erzählern«, entgegnete sie. »Was soll's, geben Sie mir auch mal eine. Ich habe schon seit Jahren keine Disque Bleu mehr geraucht.«

Seufzend schaute sich Bruno in der Scheune um. Von dem offenen Fass, aus dem er Max geborgen hatte, stieg ein säuerlicher Geruch auf. Vor der Rückwand häuften sich Schrottteile, die noch aus der Vorkriegszeit zu stammen schienen. Zwei Kriminaltechniker in weißen Overalls machten sich vorsichtig an einem völlig verstaubten Flaschenregal zu schaffen.

»Hier gibt's einiges für Sie zu tun. Mit der Wohnung werden Sie schnell durch sein, die ist ja vorbildlich aufgeräumt«, sagte Jean-Jacques. »Übrigens, der Gerichtsmediziner in Bergerac ist zu demselben Ergebnis gekommen wie Ihre Ärztin. Das Opfer ist zwar erstickt, wurde aber vorher niedergeschlagen. Wenn es also kein Mord war, war es schwere Körperverletzung mit Todesfolge. Wie dem auch sei, jetzt sind wir am Zug und müssen uns nicht länger von diesem *brigadier* herumkommandieren lassen. Totschlag hat Vorrang vor Brandstiftung. Wer sind unsere Verdächtigen? An erster Stelle steht wohl dieser Amerikaner, oder?«

Bruno zuckte mit den Achseln. »Wir werden uns mit Jacqueline unterhalten müssen. Sie war Max' Freundin und weiß wahrscheinlich am ehesten, was er in seinen letzten Stunden getrieben hat. Und wenn er tatsächlich kurz vor seinem Tod Geschlechtsverkehr hatte, dann wohl mit ihr.

Wir sollten auch mit Dominique sprechen und Alphonse fragen, wo sich der Junge in den letzten Tagen aufgehalten hat. Außerdem muss ich mir noch die Reifen seines Lkws ansehen. Dann wären da noch diese Gläser in Cresseils Küche. Vielleicht sind Fingerabdrücke darauf.«

»Max könnte in den Brandanschlag verwickelt gewesen sein. Das bringt uns wieder auf diese Dominique. Sehen Sie da eine Verbindung?«

»Vielleicht, aber es gibt keine Beweise dafür«, antwortete Bruno. »War denn nicht die Rede davon, dass die Spur zur *écolo*-Szene in Bordeaux führt?«

»Darüber wollte ich mit Ihnen reden. Wo können wir uns ungestört unterhalten?«

»Unten am Fluss.« Bruno führte Jean-Jacques am Haus vorbei und durch den Gemüsegarten. »Was sind das denn für Geheimnisse, die Sie mir anvertrauen wollen?«

»Auf den Websites der *écologes* finden sich keinerlei Hinweise auf das Forschungsinstitut. Mit einer Ausnahme: Ihr Freund Alphonse stellte dem Forum die Frage, ob irgendjemand Informationen darüber habe. Vor geplanten Aktionen oder Demonstrationen sind solche Websites meist voll von einschlägigen Beiträgen, die der allgemeinen Mobilmachung dienen sollen. So war es etwa vor dem Angriff auf diese Filiale von McDonald's oder als dieser Versuchsanbau von Genraps in der Nähe von Foix sabotiert werden sollte. In unserem Fall gab's nichts dergleichen, und das finde ich seltsam.«

»Heißt das, der Brandstifter war ein Einzeltäter ohne Verbindung zur Szene?«

»Haben Sie jemals Sherlock Holmes gelesen?«, fragte Jean-Jacques unvermittelt.

Bruno stutzte. »Vor Jahren, in der Schule. Einmal habe ich auch einen alten Film gesehen. Ich erinnere mich an seine komische Mütze, jede Menge Nebel über London und daran, dass er Hunderte verschiedener Zigarrenmarken aus Ascheresten identifizieren konnte.«

»In einer Geschichte wird ein Rennpferd entführt. Eigentlich hätte der Wachhund anschlagen müssen, doch das tat er nicht. Holmes kommt zu dem Schluss, dass der Hund den Täter kannte. In unserem Fall hat auch niemand gebellt, das heißt mit anderen Worten: Der Brandstifter wird gedeckt. Aber von wem? Von Gesinnungsgenossen? Das glaube ich nicht. Ich glaube vielmehr, der

Täter hat mit den *écolos* überhaupt nichts zu tun. Vielleicht ist es jemand, der einfach nur ein Hühnchen mit diesem Petitbon zu rupfen hatte.«

»Haben Sie auch mit dem *brigadier* über diesen Hund gesprochen, der nicht bellt?«, fragte Bruno.

»Er ist derjenige, der auf das seltsame Schweigen der *écolos* aufmerksam gemacht hat. Er deutet es allerdings ganz anders als ich, nämlich als Bestätigung seines Verdachts, dass der oder die Täter aus der Szene stammen. Und auf die ist er scharf. Im Auftrag der *renseignements généraux* will er die ganze Bewegung elektronisch erfassen und bastelt an einer riesigen Datenbank. Sollte sich herausstellen, dass der Brandanschlag nicht politisch motiviert war, wird er ganz schnell das Interesse an dem Fall verlieren.«

»Wenn ich richtig verstanden habe, spekulieren Sie auf persönliche Fehden im Umkreis des Instituts. Dazu fällt mir nichts ein. Petitbon, den Sie erwähnt haben, lebt sehr zurückgezogen, und ich weiß von ihm nur, dass er leidenschaftlicher Radfahrer ist.«

»Was könnten wir denn jetzt machen?«

»Ich hätte da noch einiges zu tun. Zum Beispiel möchte ich herausfinden, wann genau Max seine Trauben geerntet hat oder ob irgendjemand weiß, wo Cresseils Hund abgeblieben ist. Außerdem muss ich zusehen, dass mein Handy repariert wird, falls das denn überhaupt noch möglich ist, und ich muss dafür sorgen, dass für Sie und Ihre Leute ein Büro eingerichtet wird, was aber frühestens morgen erledigt werden kann.«

»Kein Problem. Ich habe unser mobiles Labor angefordert. Das ist ein umgebauter Wohnwagen und kann fürs Erste als Einsatzzentrale herhalten. Außerdem kommen drei Spezialisten. Sobald sie da sind, lassen wir uns von den Gendarmen die ersten Zeugen vorführen. Vielleicht stellen wir den Wagen gleich hier im Hof ab. Ich schaue mich inzwischen noch ein bisschen um, im Haus und in den Nebengebäuden.«

»Da fällt mir ein, ich habe das Motorrad von Max nirgends gesehen«, sagte Bruno. »Ein uraltes Ding, das er wieder zum Laufen gebracht hat. Vielleicht steht es in dem Schuppen da drüben.«

Bruno machte sich auf die Suche. Er entdeckte einen alten Somua-Trecker, der wahrscheinlich seit Jahrzehnten nicht mehr bewegt worden war, sowie einen Hundesulky, den jemand sandstrahlgeblasen und neu zu lackieren versucht hatte. Aber kein Motorrad, nirgends. Wo es gestanden hatte, verriet eine Ölpfütze auf dem Boden der kleinen Scheune. Auf der Werkbank dahinter lagen ölverschmierte Lappen, Werkzeug, ein Reparaturhandbuch und Motorradmagazine. Vor der Wand gegenüber stand ein Regal. Es war mit allerlei Kram vollgepackt - bis auf eine freie Stelle auf dem oberen Bord, eine Lücke, die Bruno neugierig machte. Er stieg auf eine Kiste und sah in der dicken Staubschicht auf dem Holzbrett einen rechtwinkligen Abdruck mit abgerundeten Ecken. Vielleicht von einem Benzinkanister, dachte er. Er nahm sein Bandmaß aus der Tasche, notierte sich Länge und Breite der Umrisse und fertigte eine Skizze an. Als er wieder vor der Werkbank stand, fiel ihm ein Papierschnipsel zwischen den schmierigen Seiten des Reparaturhandbuches auf, eine Quittung von Lespinasse' Tankstelle für *mélange*, das Öl-Benzin-Gemisch für alte Motorräder.

Mit seiner Skizze des Abdrucks in der Tasche machte sich Bruno auf den Weg zur Total-Tankstelle an der Straße nach Bergerac. Die Schwester von Lespinasse kümmerte sich um einen Touristen, der vor die Zapfsäule gefahren war, um aufzutanken. Die meisten Einheimischen tankten am Supermarkt, wo der Liter Benzin drei Cent weniger kostete, was eine Tankfüllung gut

einen Euro günstiger machte. Lespinasse aber verdiente ohnehin nicht am Verkauf von Benzin, sondern an seiner Arbeit als Kfz-Mechaniker. Sein Sohn Edouard ging ihm zur Hand und war im Umgang mit Motoren schon fast so geschickt wie sein Vater. Bevor Bruno die große Werkstatt aufsuchte, wo Lespinasse nicht zuletzt auch seinem Steckenpferd nachging, nämlich der Restaurierung alter Citroens, machte er einen Abstecher in den kleinen Verkaufsraum neben dem Büro, um sich die *bidons*, die Reservekanister, anzusehen. Es gab sie in zwei Ausführungen, eine in Kunststoff, die andere in Metall. Er faltete seine Skizze auseinander und verglich. Der Metallkanister passte perfekt.

Vater und Sohn arbeiteten an einem auseinandergenommenen *traction-avant*, jenem Citroen-Klassiker aus den dreißiger Jahren, der schon in den alten französischen Polizeifilmen, die Bruno so sehr liebte, eine Hauptrolle gespielt hatte. Im Hintergrund plärrte ein Kofferradio, das eine Anrufsendung auf France-Inter übertrug. Lespinasse lag unter dem aufgebockten Fahrgestell und fluchte vor sich hin, was Edouard, der ihm das Werkzeug reichte, offenbar köstlich amüsierte. Bruno wollte die beiden nicht stören und ließ den Blick durch die Halle schweifen, über Dutzende von Fahrrädern, die an Touristen vermietet wurden, und all die Renaults und Peugeotts, die auf ihre Inspektion warteten. Ein Fahrzeug der Stadtwerke, hoch oben auf der Hebebühne, zeigte Bruno seine Unterseite. Dahinter reihten sich drei Geländemaschinen, die mit ihren Stollenprofilen und hohen Schutzblechen selbst im Stehen schnell aussahen. Ganz vorn stand über einer fast vollen Auffangschale, die unter den tropfenden Motor geschoben worden war, Cresseils altherwürdiges Motorrad.

»*Merde*, verdamme!« Lespinasse kroch unter dem alten Citroën hervor, saugte an einem angeschlagenen Fingerknöchel und winkte Bruno mit einem großen Schraubenschlüssel zu. »*Ca va*, Bruno?«

»Hast du einen Moment Zeit?«, fragte Bruno zurück und schüttelte ihm statt der ölverschmierten Hand den Unterarm. Edouard begrüßte Bruno mit Wangenküssen.

»Wie ich sehe, steht Cresseils Motorrad bei euch. Seit wann?«

»Es gehörte eigentlich Max. Wir haben zusammen daran herumgeschraubt«, antwortete Edouard. »Aber es fehlten die richtigen Ersatzteile. Wir mussten uns mit anderen Teilen behelfen, und die waren schnell wieder kaputt. Es müssten auch neue Kolbenringe rein, aber jetzt, wo Max tot ist, hab ich keine Lust dazu. Ich kann's immer noch nicht glauben, Bruno. Wir sind zusammen zur Schule gegangen.«

»Ja, tragisch, was passiert ist. Und wie es passiert ist. Ich wusste gar nicht, dass man auf so eine Art sterben kann«, sagte Edouards Vater. Er wandte sich an seinen Sohn: »Bei ihm steht doch noch dein altes Motocross-Bike. Sieh zu, dass du es zurückholst.«

Bruno horchte auf. »Max hat sich eine Geländemaschine von dir ausgeliehen?«

»Meine alte Kawasaki«, antwortete Edouard. »Sie war ein bisschen zu klein für ihn, aber er brauchte sie, weil seine Karre nicht mehr lief.«

»Wann war das? Wann hast du sie ihm gegeben?«

»Vor ein, zwei Wochen. Aber eigentlich konnte er sie jederzeit haben. Wir waren schließlich gute Freunde.«

»Wann genau? Versuch dich zu erinnern.«

»Am Wochenende vor dem Brand. Wir haben diesen neuen Geländeparcours an der Straße nach Périgueux ausprobiert. Danach hat er die Maschine behalten. War in Ordnung so. Sie ist über die

Tankstelle versichert.«

»Hat er hier bei euch getankt?«

»Hmm...« Edouard warf einen nervösen Blick auf seinen Vater. »Doch, ja, es ist ja auch meine Maschine. Also, er hat nicht immer bezahlt, außer für die Ersatzteile. Für meine Arbeitsstunden an seinem Karren habe ich nichts berechnet. Alles andere hat er aus eigener Tasche bezahlt - den Helm, das Öl, den Benzinkanister...«

»Wann hat er den gekauft?«

»Als wir auf den Parcours wollten. Er sagte, er brauchte eine Reserve, weil er noch auf das Motocrossgelände auf der Landstraße nach Bergerac wollte. Also hat er den Kanister und zehn Liter gekauft. Gegen Bares. Ehrlich, Papa. Ich hab's auch eingetragen.«

Mit dem pensionierten Postboten aus Coux im Fond und Bruno auf dem Beifahrersitz manövrierte Jean-Jacques seinen schweren Peugeot über den schmalen, holprigen Weg zur Landkommune und fluchte laut über jedes Schlagloch. Bruno war schon gespannt auf sein Gesicht, wenn er die geodätische Kuppel und das in den Hügel gegrabene Haus sehen würde.

Als sie das Dorf erreichten, war es der Postbote, der staunte.

»Mann, die haben sich aber gemacht«, sagte er. »Vor Jahren, als ich hier in Urlaubsvertretung die Post zustellen musste, hat alles noch ganz anders ausgesehen. Ich wusste zwar von ihren Plänen, hab aber nie für möglich gehalten, dass sie sie auch verwirklichen.«

Bruno steuerte auf die Kuppel zu, weil er dort Alphonse am ehesten anzutreffen glaubte. Jean-Jacques beugte sich durchs Fenster auf der Fahrerseite seines Wagens und drückte auf die Hupe. Ziegen trippelten in seine Richtung, und mit strahlendem Lächeln kam der kleine Knirps, diesmal nur mit Windeln und einer Weste bekleidet, auf ihn zugewackelt. Mit einem Helm an der Lenkstange stand Edouards Geländemaschine unter einer Markise hinter der Kuppel. Davor war ein alter Peugeot-Pritschenwagen, und selbst ohne Vergrößerungsglas konnte Bruno an einem der Reifen weiße Farbreste ausmachen. Er schabte mit seinem Messer etwas Farbe in einen Plastikbeutel und winkte den alten Postbeamten zu sich. Jean-Jacques hupte zum wiederholten Mal, worauf sich Alphonse mit einem »Ich bin hier!« aus dem Käselager meldete.

»Könnte das die Maschine sein, die neben der Telefonzelle stand?«, fragte Bruno.

»Ja, doch diese Dinger sehen ja alle gleich aus. Beschwören könnte ich es nicht. Aber der Helm, bei dem bin ich mir sicher. Genau den hat der Bursche getragen. Integralhelm nennt man so was wohl.«

»Passen Sie mal auf.« Bruno schaltete die Zündung ein, trat den Kickstarter und ließ den Motor kurz aufheulen. »Kommt Ihnen das bekannt vor?«

»Das schon, doch die Dinger sehen nicht nur gleich aus, sie hören sich auch gleich an. Aber der Helm ist es.«

»Danke, Monsieur«, sagte Jean-Jacques, der ihnen gefolgt war. »Wenn Sie jetzt bitte wieder im Wagen Platz nehmen und ein Weilchen warten würden, bis wir hier fertig sind...«

Der Alte wollte gerade gehen, als Alphonse auftauchte und sich die Hände mit einem Tuch abwischte. Er trug eine braune Wollmütze, die Bruno an die Kopfbedeckung afghanischer Mudschaheddin erinnerte.

»Was soll der Krach?«, protestierte er wütend, beruhigte sich aber sogleich wieder, als er Bruno und den Postboten erkannte. Sein trauriges Gesicht verzog sich zu einem schiefen Lächeln. Er begrüßte sie per Handschlag und sagte mit Blick auf Bruno: »Du kommst mir zuvor. Ich wollte dich nämlich anrufen und zu der Trauerfeier einladen, mit der wir uns morgen Abend von Max verabschieden wollen. Wir werden ein Feuer abbrennen und in Gedenken an ihn mit einem Glas Wein anstoßen. Ich hoffe, du kannst dabei sein.«

»Mein Beileid«, sagte der Postbote und verzog sich.

Bruno wartete, bis er außer Hörweite war, und sagte: »Alphonse, ich muss dir leider wieder eine traurige Mitteilung machen. Félix ist sich ziemlich sicher, dass das hier das Motorrad und der Helm des anonymen Anrufers sind, den er in der Brandnacht vor der Telefonzelle in Coux gesehen

hat. Wir wissen inzwischen auch, dass sich Max kurz vor dem Brandanschlag einen mit Benzin gefüllten Reservekanister besorgt hat. Und ich glaube, die Farbspuren an den Reifen deines Lasters sind identisch mit der Farbe, mit der das Gewächshaus beim Forschungsinstitut getüncht wurde. Es war Max, der das Versuchsfeld angezündet hat.«

Alphonse musterte Bruno mit kritischem Blick. Es schien, als wollte er Einspruch erheben, ließ aber dann die Schultern hängen und seufzte. »Vielleicht hast du recht. Aber ist das denn überhaupt noch von Belang, jetzt, wo der Junge tot ist?«

»Durchaus, die Polizei brauchte nicht länger nach dem Brandstifter zu suchen«, brummte Jean-Jacques. »Uns bliebe mehr Zeit, herauszufinden, wer Ihren Jungen getötet hat.«

»Was soll das heißen?« Alphonse ließ die Arme hängen, das Handtuch streifte den Boden. Er wandte sich Bruno zu, und aus seinem Entsetzen wurde Wut. »Du hast mir doch gesagt, er ist erstickt, es war ein Unfall gewesen. Und jetzt heißt es, jemand hat ihn umgebracht?«

»Wir haben an seinem Kopf eine Platzwunde entdeckt. Noch ist nicht klar, ob er sie sich durch einen Sturz selbst zugefügt hat oder niedergeschlagen worden ist. Für die Ärztin besteht aber weiterhin kein Zweifel daran, dass er letztlich erstickt ist. - Eine Frage, Alphonse. Mir scheint, du hast gewusst, dass Max das Versuchsfeld angezündet hat. Wie bist du darauf gekommen?«

»Über seinen Laptop. Der *brigadier* hat meinen Computer beschlagnahmt, darum habe ich mich an seinen Apparat gesetzt, um unsere Bestellungen entgegenzunehmen. Wir verkaufen unseren Ziegenkäse ja auch übers Internet. Das hat Max so eingerichtet. Sein Laptop ist den Gendarmen durch die Lappen gegangen, weil er ihn in Cresseils Haus zurückgelassen hatte.«

Bruno hätte sich denken können, dass Max einen eigenen Laptop hatte. »Und was hast du nun darauf gefunden?«

»Ein Gedicht, an dem er gearbeitet hat, oder vielleicht sollte auch ein Lied daraus werden, ich weiß es nicht.« Alphonse lächelte traurig. »Alles andere scheint passwortgeschützt zu sein. Ich konnte nur das Gedicht öffnen. Es geht darin um die reinigende Kraft des Feuers, das aber einen scharfen Geruch zurücklässt. Dann war da noch eine ziemlich umfangreiche Datei zum Thema Gentechnik. Da brauchte ich nur eins und eins zusammenzuzählen. Ich wollte es dir ohnehin sagen, Bruno, morgen auf der Trauerfeier.«

»Ich fürchte, den Laptop müssen wir auch beschlagnahmen«, meinte Jean-Jacques. »Und Sie hätten uns eine Menge Zeit erspart, wenn Sie schon vorher damit herausgerückt wären.«

»Aber ich habe diese Texte doch erst heute Nachmittag gefunden«, schnappte Alphonse so trotzig, wie Bruno ihn noch nie erlebt hatte. »Ich habe den Laptop nur eingeschaltet, um unsere E-Mails lesen zu können. Max hat auch nach seinem Tod ein Recht auf Diskretion.«

»Belassen wir es dabei, es ist alles traurig genug«, sagte Bruno und legte Jean-Jacques eine Hand auf den Arm, als der zu einer heftigen Entgegnung anheben wollte. »Ich fühle mit dir, Alphonse. Du hast einen prächtigen Jungen aufgezogen, den wir alle vermissen werden. Wenn wir jetzt den Laptop haben könnten, sind wir auch gleich wieder weg.«

»Aber ich muss doch meine E-Mails lesen.«

»Verstehe. Dafür kannst du jederzeit meinen Computer in der *mairie* benutzen, so lange, bis du deinen wieder zurückhast. Mein Benutzername ist Bruno und das Passwort meine Handynummer.«

»Braucht Ihr keinen Gerichtsbeschluss oder so was Ähnliches?«

»Nein, brauchen wir nicht«, antwortete Bruno ruhig. »Eine Alternative wäre, ich warte hier mit

dir darauf, dass Jean-Jacques mit einem Bus voller Gendarmen und dem Staatsanwalt zurückkommt, die einen Durchsuchungsbeschluss vorlegen und dir das ganze Haus auf den Kopf stellen. Das weißt du, Alphonse. Brandstiftung ist keine Bagatelle. Lass es uns nicht noch schlimmer machen, als es ohnehin ist.«

»Na schön«, seufzte Alphonse. Er ging in die Kuppel und kam wenig später mit dem Laptop zurück. »Du bist nach wie vor willkommen zur Trauerfeier morgen Abend. Max hat große Stücke auf dich gehalten.«

»Und ich auf ihn. Danke für die Einladung. Ich werde kommen. Halt die Ohren steif. Wenn du etwas brauchst, kannst du mich über Max' Handy erreichen. Mein eigenes ist kaputtgegangen, als ich ins Weinfass gestiegen bin.«

»In Ordnung. Behalte es. Auf Wiedersehen, Bruno.« Alphonse umarmte ihn und ging zurück ins Käselager.

»Sie sind ein seltsamer Polizist«, sagte Jean-Jacques auf dem Weg zurück zum Wagen. »Nur gut, dass keiner meiner Rekruten hier war. Mitzuerleben, wie Sie anderen einfach Ihre Zugangsdaten anvertrauen, hätte sie in ihrer Ausbildung um Jahre zurückgeworfen.«

»Oder es wäre vielleicht genau das gewesen, was sie brauchen. Es täte bestimmt allen gut, eine Zeitlang als Dorfbulle zu arbeiten. Das haben Sie selbst gesagt, Jean-Jacques, mehr als einmal.«

»Wirklich? Da muss ich betrunken gewesen sein. Wie dem auch sei, einer meiner Leute könnte sich Ihr Handy mal ansehen, und wenn es nicht mehr zu reparieren ist, könnte er zumindest alle gespeicherten Telefonnummern retten und auf seinen Laptop runterladen. Wir hätten in unseren Asservaten notfalls auch Ersatz für Sie. Sie brauchen eins, um diesen Fall zu lösen.«

»Jetzt stehen wir vor einem noch größeren.«

»So ist es.« Jean-Jacques ließ den Motor an und steuerte seinen Peugeot über den holprigen Weg. Zweige kratzten am Blech entlang. »*Merde, merde*, hätten wir doch bloß Ihre Karre genommen.«

»Wo hätte dann Monsieur Jarreau gesessen? Mein Transporter hat nur zwei Sitzplätze«, sagte Bruno. »Auch das gehört zu den Selbstverständlichkeiten eines Dorfbullen: wichtige Zeugen niemals im Regen stehenlassen. Seltsam, dass Sie Ihren Rekruten das noch nicht beigebracht haben.«

Wie die meisten Soldaten, die schon einmal unter Feuerbeschuss gelegen und überlebt hatten, war Bruno Fatalist. Entweder die Kugel traf, oder sie ging daneben. Und so sehr er andere bewunderte, die ihre Meetings genau planten, bei seiner eigenen Arbeit machte er immer wieder die Erfahrung, dass Ermittlungen oder Zeugenvernehmungen, selbst wenn sie noch so sorgfältig vorbereitet waren, unverhofft eine andere Richtung einschlugen als erwartet. Und meist fand Bruno das Unvermutete lohnender als das Erwartete. Auf diesen Umwegen erlebte er Überraschungen, die viel lohnender waren als das, was die geplante Strecke zu bieten hatte. Als er jetzt auf Huberts *cave* zusteuerte, nahm er sich vor, Jacqueline ein paar einfache Fragen zu stellen: Wann und wo hatte sie Max zuletzt gesehen? Was hatten sie miteinander verabredet? Hatte sich Bondino noch einmal bei ihr gemeldet? In der Kellerei angekommen, warf er zunächst einen Blick auf Huberts jüngste Sonderangebote. Da die Urlaubssaison vorbei war und Platz geschaffen werden musste für die ersten Beaujolais-Primeur-Lieferungen, hatte Hubert mit dem Sommerschlussverkauf begonnen.

»*Salut*, Bruno«, grüßte Nathalie. »Ich wollte gerade abschließen. Interessieren Sie sich für diesen Gigondas?«, fragte sie. »Ein echtes Schnäppchen für vier Euro. Ist bald nichts mehr von da.«

»Ich wollte eigentlich mit Jacqueline sprechen. Aber geben Sie mir drei Flaschen, wenn sie so gut sind.« Er reichte ihr einen 20-Euro-Schein.

»Jacqueline ist schon weg. Ich habe sie nach Hause geschickt, als wir mit der Bestandsaufnahme fertig waren. Für den Zwanziger würde ich Ihnen, weil Sie es sind, eine halbe Kiste geben.«

Mit sechs Flaschen, gut abgepolstert in seiner Sporttasche, fuhr Bruno die vertraute Strecke über die Eisenbahnbrücke hin zu Pamelas Anwesen, das sich wie ein kostbar eingefasstes Juwel in die Talmulde schmiegte. Die honigfarbenen Steinmauern und dunkelroten Dachziegel des Wohnhauses und der Nebengebäude harmonisierten wunderbar mit dem weißen Kies im Hof und dem üppigen Grün der hohen Pappeln. Der große Gemüsegarten, die beiden Pferde in der Koppel und die Kühe auf der verpachteten Weide am Hügel vermittelten den Eindruck, als würde hier noch Landwirtschaft betrieben. Nicht zuletzt war es wohl auch die Besitzerin, die Bruno für diesen Ort einnahm. Von seinem eigenen Häuschen abgesehen, das er, weil er es selbst instand gesetzt hatte, über alles liebte, gab es weit und breit keinen Ort, an dem er sich wohler fühlte.

Pamela kam ihm über den Hof entgegen. »Ich habe Sie anzurufen versucht, aber Ihr Handy scheint immer noch zu streiken«, sagte sie. Vorsichtig küsste er sie auf beide Wangen und ließ seiner Miene anmerken, dass er an ihrem Aufzug großen Gefallen fand. Sie trug grüne Gummistiefel, einen weiten geblümten Rock und ein altes weißes Herrenhemd.

In der Hand hielt sie eine lange Hacke. »Ich wollte gerade in den Garten und Unkraut jäten. Sie sind bestimmt wegen Jacqueline hier, nicht wahr? Sie ist in ihrem *gîte*. Ich habe ihr gerade eine Tasse Tee gebracht.«

Bruno schmunzelte. Ihn amüsierte Pamelas britische Art, die feste Überzeugung, dass eine Tasse Tee die Lösung aller Probleme war. Auch mit ihrer hellen Haut und der Liebe zu ihren Pferden bestätigte sie das Bild der Franzosen von den Nachbarn jenseits des Kanals.

»Ja, ich habe ein paar Fragen an sie. Reine Routine.« Weil aus Max' Todesfall eine Mordsache geworden war, musste er sich zurückhalten. Pamela und wahrscheinlich auch Jacqueline glaubten

wohl immer noch an ein tragisches Unglück. »Wie geht es Ihnen? Haben Sie den Schock überwunden?«

»Das Leben geht weiter, das Unkraut wuchert, und ich muss mich um die Pferde kümmern«, antwortete sie. »Der Alltagstrott kann in schwierigen Zeiten durchaus tröstlich sein. Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten, oder hätten Sie lieber Kaffee, einen *petit apéro* vielleicht? Spät genug wäre es ja dazu. Sie waren bestimmt fleißig und haben sich einen Drink verdient.«

»Nein, danke - und ja, wir waren fleißig. Der erste Fall, die Brandstiftung, ist gelöst. Wir wissen jetzt, dass es Max war, aber behalten Sie das bitte für sich. Es gibt keinen Zweifel. Wenn er nicht tot wäre, müsste er jetzt ins Gefängnis.«

»Herrje, auch das noch!«, platzte es aus ihr heraus. »Ich mache Ihnen Kaffee. Sie sehen so aus, als könnten Sie einen Schluck gebrauchen. Kommen Sie mit in die Küche.«

Sie legte die Hacke ab, nahm ihn bei der Hand und duldete offenbar keinen Widerspruch. In der Küche setzte sie Wasser auf, steckte eine Filtertüte in den Trichter und schüttete Bohnen in eine alte Kaffeemühle, die an die Anrichte geschraubt war.

»Haben Sie heute schon was gegessen?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Ich werde wahrscheinlich gleich mit Jean-Jacques eine Pizza essen. Das ist der Chefinspektor aus Périgueux. Wir haben in der Mordsache des alten Soldaten aus Algerien zusammengearbeitet, Sie erinnern sich bestimmt. Jean-Jacques wird wieder ein paar Tage in der Stadt bleiben.«

»Ja, ich erinnere mich, und nach dem, was Sie mir über diesen Herrn erzählt haben, würde ich ihn gern kennenlernen.« Sie stellte zwei Tassen und eine Zuckerdose auf den Tisch, und bald duftete es in der Küche nach frischem Kaffee. »Sie halten ja große Stücke auf ihn. Darf ich Sie beide heute Abend zum Essen einladen? Ich würde für uns kochen.«

»Das hört sich verlockend an. Ich könnte Wein mitbringen, einen Gigondas, den ich gerade bei Hubert gekauft habe.«

»Das Sonderangebot für vier Euro?« Sie lachte. »Hätten Sie ein bisschen gefeilscht, wäre Nathalie mit einer halben Kiste für zwanzig herausgerückt. Da drüben stehen meine sechs Flaschen. Ich habe sie noch nicht weggeräumt.«

»Sie haben also auch welche gekauft. Tüchtig, diese Nathalie. Und Sie, Pamela, machen einen großartigen Kaffee. Danke.«

»Tja, jammerschade, dass wir nicht mehr erfahren werden, wie Maxens Wein geschmeckt hätte. Auch wenn er, wie Sie sagen, das Feuer gelegt hat, so war er doch ein ganz besonderer junger Mann.«

»Apropos, wann ist Jacqueline eigentlich in der Nacht vor dem Tod von Max und Cresseil zurückgekommen?«

»Muss spät geworden sein. Ich konnte nicht einschlafen und habe noch gelesen, so bis eins, und da war sie noch nicht zurück.«

»Hat sie Ihnen erzählt, wo sie in dieser Nacht gewesen ist?«

»Nein, aber sie hatte vorgehabt, Max bei der Weinlese zu helfen. Sie sagte, er wolle seine Trauben im Dunkeln ernten, wenn es nicht mehr so heiß sei. Ich habe dem keine Bedeutung beigemessen.«

»Aber Sie sind sicher, dass sie nicht vor eins zurück war?«

»Ziemlich sicher. Es kann allerdings sein, dass ich kurz weggedöst bin und sie nicht gehört habe.«

»Wann ist sie am nächsten Morgen aufgebrochen?«

»Wie immer, kurz nach halb neun. Die *cave* öffnet um zehn. Hubert will sein Personal aber immer schon gegen neun im Laden haben, um den Bestand aufzunehmen, wie er sagt.«

»Mögen Sie Jacqueline?«

»Ich habe mir noch kein Bild von ihr machen können. Sie ist ja erst seit kurzem bei mir.«

»Aber Sie werden doch zumindest einen Eindruck von ihr haben.«

»Das ist wirklich schwer zu sagen. Wir haben uns bislang nur über Alltagsdinge unterhalten und hatten noch kein ernsthaftes Gespräch, das zu so etwas wie Nähe oder Freundschaft hätte führen können. Auch bezweifle ich, dass es dazu jemals kommen wird. Ich vermute, sie ist eines jener Mädchen, die sich Frauen gegenüber ganz anders verhalten als im Umgang mit Männern.«

»Da könnten Sie recht haben«, entgegnete Bruno. »Vielleicht bleibt hübschen Mädchen, die von Männern umschwärmt werden, auch gar nichts anderes übrig. Sie, Pamela, können wahrscheinlich ein Lied davon singen.«

»Schmeichler. Danke für das Kompliment. Trotzdem, ich behandle Männer und Frauen gleich, und das war schon immer so. In der Hinsicht war ich nie wie Jacqueline.«

»Haben Sie schon einen ihrer Verehrer kennengelernt, abgesehen von Max?«

»Hat sie denn welche?«

»Ich habe Ihnen doch von dem Amerikaner erzählt, der ihr betrunken nachgestellt hat. Er hatte sich mit Max ihretwegen geprügelt und glaubt anscheinend, dass er bei ihr an erster Stelle steht.«

»Nie gesehen. Ich dachte, Max wäre ihr fester Freund gewesen. Und damit hätte sie durchaus guten Geschmack bewiesen.«

Jacqueline öffnete auf sein Klopfen die Tür und lud ihn mit freundlichem Lächeln zu sich ein. Sie trug Jeans, ein T-Shirt und hatte die Lippen geschminkt. Es schien, dass sie ihre Gefühle unter Kontrolle hatte. Ihr Laptop war aufgeklappt und eingeschaltet. Neben einem aufgeschlagenen Fachbuch stapelten sich Aktenordner. Vielleicht war die Affäre mit Max für sie nur ein Spiel gewesen, ein Geplänkel wie mit Bondino. Bruno musste sich eingestehen, von ihr angetan zu sein, obwohl er seine Vorbehalte gegen sie hatte.

»Tut mir leid, wenn ich störe, aber da Sie Max recht nahestanden, muss ich Ihnen ein paar Fragen stellen. Rein routinemäßig.«

»Schon okay, ich verstehe.« Sie setzte sich in einen Sessel und lud ihn mit einer Handbewegung ein, auf der Chaiselongue ihr gegenüber Platz zu nehmen. »Ich habe ihn sehr gern gehabt, und vielleicht hätte mehr daraus werden können. Er war voller Leben und Zukunft.«

»Aber ein paar Jahre jünger als Sie, nicht wahr?«

»Na und? Jedenfalls war er kein Kindskopf. Mit ihm konnte man reden, nicht nur über Sport.« Im Unterschied zu anderen Männern, schien sie im Stillen hinzuzufügen. Sie beugte sich vor, zog ein Papiertaschentuch aus einem Päckchen, das neben ihr auf dem Beistelltischchen lag, und betupfte sich die Augen.

»Wann haben Sie ihn das letzte Mal lebend gesehen?«, wollte Bruno wissen. Bruno hatte bei Verhören darauf zu achten gelernt, ob und wie sich die Stimmung oder das Verhalten der Befragten veränderte und inwiefern sie auf eine solche, von der Polizei vorgegebene Situation Einfluss zu nehmen versuchten.

»Nach der Prügelei im Café, von der Sie ja noch was mitbekommen haben, hat er mich zu meinem Fahrrad gebracht und mir eine gute Nacht gewünscht. Das war das letzte Mal.«

»Also ungefähr fünf Minuten nachdem Sie mich aus dem Café haben kommen sehen.«

»Vielleicht waren es zehn Minuten, aber nicht länger.« Sie lächelte zaghaft und führte ihre Hand an die Wange, als erinnerte sie sich an einen zärtlichen Moment.

»Und dann sind Sie gleich hierher zurückgefahren?«

»Ja.«

Bruno lehnte sich zurück und schaute sie an. Es schien, dass sie unter seinen Blicken den Rücken straffte. Eine Pose, sicherlich, aber warum log sie? Pamela war sich sicher, dass sie nicht vor eins zurück gewesen war, also mindestens zwei Stunden nach der Schlägerei im Café. Und mit wem sollte Max kurz vor seinem Tod geschlafen haben, wenn nicht mit ihr? Er nahm sein Notizbuch zur Hand, schrieb etwas hinein und bemerkte, dass sie nach einem zweiten Taschentuch langte. Er ließ sie warten in der Absicht, sie aus der Reserve zu locken.

»Ich habe Max wirklich gemocht«, sagte sie und brach damit das Schweigen. »Unsere Beziehung wurde immer besser. Die meisten Jungs in seinem Alter treten auf der Stelle, und was die einem zeigen, ist auch schon so ungefähr das, was sie draufhaben. Max war auch in dieser Hinsicht wesentlich weiter.«

Bruno blickte von seinem Notizbuch auf. Sie schaute ihn mit großen Augen an, den Mund leicht geöffnet und die Arme seitlich an die Brust gepresst, was den Busen noch besser zur Geltung brachte. Eine kokette Pose, wie er fand. Er schaute wieder auf sein Büchlein, setzte den Kuli an

und fragte in flachem, fast gelangweiltem Tonfall: »Wie wirkte Max in dieser Nacht auf Sie? Normal oder bedrückt?«

»Ganz normal. Er war gut gelaunt.«

»Sind Sie sicher, dass Sie nicht noch mit Max auf Cresseils Hof gefahren sind? Hat er Sie nicht gebeten, ihm beim Maischen zu helfen?«

»Doch, aber ich war zu müde. Ich hatte den ganzen Tag gearbeitet und ihm am Abend geholfen, die Trauben zu ernten. Da wollte ich nur noch ins Bett.«

»Wie haben Sie sich von ihm verabschiedet? Haben Sie sich liebevoll umarmt?«

»Er war mein Freund.« Sie lächelte. »Wir haben uns geküsst.«

»Hatten Sie Sex miteinander?«

»Also bitte, ja?« Sie sprang auf und funkelte ihn an. »Das geht Sie nichts an. Außerdem hat das doch wohl überhaupt nichts mit seinem Tod zu tun.«

»Die Autopsie hat ergeben, dass er kurz vor seinem Tod Geschlechtsverkehr hatte, und wir müssen herausfinden, mit wem.«

»Na schön, wir haben uns geliebt«, blaffte sie, und ihr Blick sagte: Untersteh dich, ein Urteil über mich zu fällen. Sie ging zur Kommode und zündete sich eine Zigarette an. »Auf dem Feld hinterm Campingplatz auf der anderen Flussseite. Wir haben es gern unter freiem Himmel getan. Danach bin ich hierher zurückgefahren.«

»Und Max? Wo wollte der hin?«

»Sicher weiß ich das nicht. Vermutlich zu Cresseil.«

»Und er war allein, als er ging?«

»Natürlich. Wir hatten uns gerade geliebt«, antwortete sie, diesmal stolz, fast ein wenig überheblich. Sie marschierte vor Bruno auf und ab, was ihm irgendwie seltsam vorkam.

»War er mit seinem Motorrad unterwegs?«

»Nein, zu Fuß. Ich weiß nicht, wo er das Motorrad gelassen hatte.«

»Haben Sie mit ihm über die Schlägerei im Café gesprochen?«

»Ein bisschen. Max hat über den Amerikaner gelästert. Das war alles.«

»Haben Sie den Amerikaner gestern Abend wieder gesehen?«

»Nein, das letzte Mal war nach dem Streit auf offener Straße, als Sie eingegriffen haben.«

»Wollte Max nicht wissen, warum Bondino so aufdringlich ist?«

»Nein, er war nur sauer darüber, dass Bondino kein klares Nein versteht.« Sie drückte ihre Zigarette mit drei wütenden Stößen aus. Bruno hatte den Eindruck, als mimte sie wie eine Schauspielerinnen mal Verärgerung, mal Überdross oder Trauer. Nichts an ihr schien echt zu sein. Vielleicht war es an der Zeit, sie aus der Fassung zu bringen.

»Haben Sie dem Amerikaner denn immer ein klares Nein gesagt?«

Sie blieb stehen und schaute ihn an. Ihre Verwunderung wirkte echt. Dann stemmte sie die Hände in die Hüften, schnaubte und gab sich wütend.

»Was unterstellen Sie mir da, Bruno? Und was hat das mit Max' tragischem Unfalltod zu tun? Wenn Sie mir noch einmal eine solch schmutzige Frage stellen, rufe ich einen Anwalt.«

»Ganz wie Sie wollen, Jacqueline«, erwiderte er gelassen, kitzelte etwas in sein Notizbuch und mied ihren Blick. »Wir können die Befragung auch in der Gendarmerie fortsetzen, nur müssten

wir Sie dann in Polizeigewahrsam nehmen, und dann werden Sie so bald keinen Anwalt zu Gesicht bekommen. Wir sind hier in Frankreich und können Sie drei Tage ohne Anklage unter Verschluss halten. Ich frage noch einmal: Haben Sie dem Amerikaner immer ein klares Nein gesagt? Ich versuche zu verstehen, warum er einen Anspruch auf Sie zu haben glaubte und sich mit Max um Sie geprügelt hat.«

Sie kehrte ihm den Rücken zu. »Ich habe an einem Abend zu viel getrunken und ihn auf mein Zimmer mitgenommen. Ein blöder Fehler. Normalerweise bin ich nicht so. Ich kam mir vor wie eine Schlampe.«

»Freut mich, dass Sie mir die Wahrheit gesagt haben. Was anderes hätte ich Ihnen auch nicht abgenommen, denn ich war im Hotel und habe mich über Sie erkundigt. Sie könnten Ihr Recht auf Aussageverweigerung in Anspruch nehmen und einen Anwalt hinzuziehen. Aber das würde kein gutes Licht auf Sie werfen. Es scheint, Sie waren die letzte Person, die Max lebend gesehen hat. Ihre Aussage ist besonders wichtig.«

»Ich kann nur wiederholen, was ich schon gesagt habe«, erwiderte sie. »Er war in bester Laune, als wir uns verabschiedet haben. Und als Nächstes höre ich, dass er auf diese scheußliche Art ums Leben gekommen ist. Das hat mich umgehauen. So was kann man doch kaum glauben.«

»Ist Ihnen nie in den Sinn gekommen, dass es womöglich kein Unfall war?«

»Was soll das heißen? Es war doch ein Unfall, oder etwa nicht?«

»Die Umstände, die zu seinem Tod geführt haben, konnten noch nicht geklärt werden, Jacqueline. Und deshalb müssen wir weiterermitteln, zumal es den Anschein hat, dass er in eine Straftat verwickelt war. Hat er Ihnen gegenüber jemals etwas von einem Brandanschlag erwähnt, mit dem vor rund zwei Wochen ein Versuchsfeld oben in den Hügeln verwüstet worden ist?«

»Nicht direkt. Aber in der *cave* und auch in der Bar wurde darüber gesprochen. Die meisten fanden gut, was da passiert ist. Gentechnik scheint hier nicht besonders populär zu sein.«

»Was hat Max dazu gesagt?«

»Er war strikt dagegen und hat aus seiner Meinung kein Hehl gemacht. Er wollte ja selbst biologischen Wein anbauen...« Sie lächelte, und zum ersten Mal hatte Bruno den Eindruck, dass sie sich nicht verstellte.

Ohne ihr Lächeln zu erwidern, stand Bruno auf. »Tut mir leid, wenn ich Ihnen zu nahe getreten bin, aber es musste sein. Ich nehme Ihre Aussage zu Protokoll und möchte Sie bitten, zur Unterschrift in mein Büro zu kommen. Und lassen Sie sich noch gesagt sein, dass Falschaussagen in einem Strafprozess nach französischem Recht mit Haftstrafen geahndet werden.«

Er war schon auf halbem Weg zur Tür, als er sich noch einmal umdrehte. »Oh, noch etwas. Dürfte ich einen Blick in Ihren Pass werfen?«

Sie kramte in ihrer Handtasche und holte ihn hervor. Er überprüfte das Passbild und notierte ihr Geburtsdatum, die Passnummer und das Datum auf dem Stempel der französischen Grenzkontrolle. 15. August. Er gab ihr den Ausweis zurück.

»Mein Beileid zum Tod Ihres Freundes, Jacqueline. Es kann sein, dass Sie als Zeugin vor Gericht aussagen müssen. Bitte halten Sie sich zur Verfügung und verlassen Sie Saint-Denis nicht, ohne mich vorher in Kenntnis zu setzen.«

Von der Besatzung der mobilen Einsatzzentrale, die in Cresseils Hof parkte, kannte Bruno niemanden. Ein junger Mann, dem frühzeitig die Haare ausgefallen waren, stellte sich als Jean-Jacques' Mitarbeiter Yves vor und verlangte nach Brunos altem Handy, das im Weinfass seinen Geist aufgegeben hatte.

»Jean-Jacques ist zum *Manoir* gefahren, um mit dem Amerikaner zu sprechen«, sagte er. »Ich soll mir Ihr Handy anschauen. Von ihm weiß ich auch, dass Sie den Brandanschlag aufgeklärt haben.«

Bruno gab ihm sein Handy und auch das von Max. Yves verkabelte beide und ein drittes mit seinem Laptop und ließ die Finger über die Tastatur tanzen.

»Sie hatten jede Menge Anrufe«, sagte er wenig später. »Das Ding ist nicht mehr zu retten, aber der Speicher tut's noch. Und dieses zweite Handy, wem gehört das?«

»Dem Verstorbenen. Ich habe es selbst eine Weile benutzt, aber vielleicht gewinnen wir daraus ein paar Hinweise.«

»Ich will's versuchen. Hat Ihr Gespräch mit dieser Freundin was ergeben?«

»Nichts Besonderes. Ich weiß nicht, ob ich ihr trauen kann. Sie sagt, sie hätte nach der Schlägerei im Café mit ihrem Freund geschlafen und sei gleich danach nach Hause gefahren. Ihre Wirtin aber ist sich ziemlich sicher, dass sie erst nach eins zurück war. Vielleicht hat das romantische Intermezzo doch etwas länger gedauert.«

»Möglich. Wenn man seinen Spaß hat, geht die Zeit ruck, zuck vorbei. Hier ist Ihr neues Handy. Ich habe Ihre alten Nummern und Nachrichten übertragen. Kleine Sonderleistung der *police nationale*. Wenn Sie was brauchen, lassen Sie's mich wissen.«

Yves zog sich in den Wagen zurück. Bruno ging auf seinem neuen Handy die Anruflisten durch und stellte fest, dass ihn Jacques, sein Kollege aus der Nachbargemeinde weiter unten am Fluss, zu erreichen versucht hatte. Er rief zurück und erfuhr, dass ein toter weißer Hund ans Ufer gespült worden war. »Wenn Ihr Chef nach mir fragt, sagen Sie ihm, dass Cresseils Hund gefunden worden ist«, rief Bruno Yves zu und machte sich auf den Weg.

Jacques erwartete ihn vor der Brücke an der Mündung der Vézère in die Dordogne gleich neben dem Rugbyfeld, dem, wie Bruno fand, schönsten im ganzen Tal, was für die Heimmannschaft von unschätzbarem Vorteil war: Die Gäste ließen sich immer wieder von dem herrlichen Panorama der Flussbiegung, der schmucken Brücke und dem Château auf dem Felsvorsprung darüber ablenken. Sie schüttelten sich die Hand. »Kein schöner Anblick«, meinte Jacques.

»Sind Wasserleichen nie.«

»Das meine ich nicht. Aber du wirst es gleich selbst sehen.« Er führte Bruno über ein Picknickgelände unter Bäumen. Es gab dort einen Bootsverleih, der noch geöffnet hatte, obwohl die Saison eigentlich vorüber war. Der Geruch von Holzkohlenfeuer hing in der Luft. Zwei Familien grillten.

Yves steuerte auf das Ufer zu, wo das flache Kehrwasser der Flussbiegung über bemooste Feldsteine plätscherte. Der Hund lag am Rand, nicht etwa aufgeschwemmt, wie man es hätte erwarten können, aber mit zerschmettertem Schädel. Das Blut war abgewaschen, und aus dem zerfetzten Fell standen weiße Knochensplitter hervor.

»Ziemlich übel zugerichtet«, sagte Yves.

»Er war schon sehr alt, früher aber ein großartiger Jagdhund.« Bruno ging neben dem Kadaver in die Hocke. Nach der Art der Verletzung zu urteilen, schien der Porcelaine mit einem großen Stein erschlagen worden zu sein. »Hast du eine Ahnung, wie lange er im Wasser getrieben sein könnte, von Saint-Denis bis hierher?«

»Zwischen zwölf Stunden und ein, zwei Tagen, je nach Strömung. Und so ein Vieh bleibt ja auch immer wieder irgendwo hängen. Manchmal gehen die Hechte dran. An dieser Stelle werden häufig Tiere angespült, meist Katzen. Was soll ich mit dem Köter machen?«

»Ich nehme ihn mit. Sollen die Jungs von der Spurensicherung mal einen Blick darauf werfen. Danach begrabe ich ihn vielleicht in Cresseils Garten. Er war ein guter Hund, und der Alte hat sehr an ihm gehangen. Kann ich mit dem Transporter hier ranfahren, oder soll ich eine Plane holen? Mit der könnten wir ihn tragen.«

»Besser, wir tragen ihn«, antwortete Jacques. »Wie wichtig ist dieser Fund für dich eigentlich?«

»Sehr wichtig. Ich bin jetzt sicher, dass wir es mit einem Mord zu tun haben. Hast du jemals Sherlock Holmes gelesen?«

Bruno stellte seinen Transporter neben der mobilen Einsatzzentrale ab, öffnete die Heckklappe und hob den in eine Plane gewickelten Hundekadaver aus dem Stauraum. Der *brigadier* und Jean-Jacques verstummten, als er dem Chefinspektor das Bündel vorsichtig vor die Füße legte und die Plane über dem zerschmetterten Schädel aufschlug.

»Er war einer der besten Jagdhunde im Tal«, erklärte Bruno. »Ihr Hund, der nicht gebellt hat. Oder vielleicht auch zu laut. Ich vermute, derjenige, der ihm den Schädel einschlug, hat auch Max und Cresseil auf dem Gewissen. Der Hund wurde in den Fluss geworfen und ist heute ans Ufer gespült worden.«

»Der Brandanschlag hat Sie weniger aufgeregt als dieser tote Köter«, bemerkte der *brigadier*. »Na ja, der neue Fall liegt ganz bei Ihnen. Ich bin nur gekommen, um Ihnen zu gratulieren und mich für die schnelle Aufklärung des Brandanschlags zu bedanken. Der beschlagnahmte Laptop und die Farbspuren an den Reifen des Lastwagens haben den Jungen überführt und bestätigen, dass er allein verantwortlich ist. Es gab jedenfalls keine Verschwörung, wohl aber jede Menge Wirbel. Sie haben nicht zufällig die heutige Ausgabe von *Le Monde* gelesen? Sie berichtet in einem großaufgemachten Artikel über die Machenschaften von Agricolae, ihre nicht genehmigten Versuchsanbauten und das Rätsel um ihre Eigentümer. Angeblich gehört die Gruppe einer in Luxemburg registrierten Holding, aber wer dahintersteckt, ist noch fraglich. Ich habe Isabelle und zwei meiner Männer darauf angesetzt; sie werden hoffentlich bald Namen nennen können. Es würde mich nicht wundern, wenn sich diese Geschichte zu einem Politskandal auswachsen würde.«

»Wäre das ein Problem für Sie?«, fragte Jean-Jacques.

Der *brigadier* zuckte mit den Achseln. »Die Politiker kommen und gehen, wir aber bleiben. Ich hatte den Auftrag, eine Straftat aufzuklären, und verdanke Ihnen beiden, dass sie aufgeklärt ist. Ich werde das in meinem Bericht auch so schreiben. Übrigens, die beschlagnahmten Computer können den Besitzern zurückgegeben werden. Die Beweise, die zu finden waren, sind gesichert.«

Er ging zu seinem großen schwarzen Wagen und holte aus einem in die Rücklehne des Fahrersitzes eingebauten Schränkchen eine Flasche und drei Schnapsgläschen.

»Damit hat mich ein britischer Kollege bekannt gemacht, als ich auf einer Dienstreise in London

war. Balvenie - eine Rarität. Ich fand diese Flasche in der berühmten *cave* Ihrer Stadt und dachte gleich, es wäre angebracht, diesen herrlichen Whisky mit Ihnen zu teilen.« Er schenkte ein und erhob sein Glas. Jean-Jacques und Bruno stießen mit ihm an.

»Schmeckt nach Rauch und Meer«, sagte Bruno. »Genau das Richtige für einen Winterabend. Und für den Abschied von einem treuen Jagdhund.«

»Für den Fall, dass Sie irgendwann einmal die Hilfe der *renseignements généraux* nötig haben - hier, meine Visitenkarte mit Durchwahl und E-Mail-Adresse. Und wenn Sie, Bruno, eines schönen Tages von Ihrem bezaubernden kleinen Tal die Nase voll haben, können Sie jederzeit bei uns anfangen.«

»Sie sind nicht der Erste, der ihn abzuwerben versucht«, entgegnete Jean-Jacques. »Lassen Sie's, er wird nicht kommen.«

Wahrscheinlich nicht, dachte Bruno. Doch Isabelles Einladung nach Paris hätte zumindest eine berufliche Perspektive. Ob sie womöglich den *brigadier* angestiftet hatte? Es würde ihn nicht überraschen. Aber falls sie glaubte, er würde jemals freiwillig für die *renseignements généraux* arbeiten, hatte sie sich gründlich in ihm getäuscht.

»Irgendwas Neues in der Mordsache?«, fragte Bruno.

»Meine Jungs haben ein paar Fingerabdrücke auf einem Glas in der Küche sichergestellt«, antwortete Jean-Jacques. »Die Haarreste unter Max' Fingernägeln sind eindeutig nicht von ihm selbst, sondern von einer anderen Person. Sobald wir einen Tatverdächtigen haben, werden wir eine DNA-Analyse vornehmen. Der Amerikaner wohnt immer noch im *Manoir*. Er ist heute aus Nevers zurückgekehrt, wo er Eichenholz für Weinfässer begutachtet haben will. Wir haben das überprüft; er war tatsächlich in Nevers. Es scheint auch zuzutreffen, dass er nach der Schlägerei in der Bar sofort ins Bett gegangen und, wie er sagte, früh am nächsten Morgen aufgestanden ist, um einen Weinhändler in Bordeaux zu treffen. Das Hotelpersonal bestätigt, ihn um sechs mit einer Tasse Kaffee geweckt zu haben. Zwanzig Minuten später ist er abgefahren. Er hat uns freiwillig seine Fingerabdrücke nehmen lassen. Ich glaube nicht, dass er unser Mann ist.«

»Haben Sie ihn gefragt, ob er einen Schlüssel fürs Hotel hat?«, wollte Bruno wissen. »Mit einem Schlüssel könnte er kommen und gehen, ohne dass das Personal etwas davon mitbekäme.«

»Ja, er hat einen Schlüssel. Er war ein sehr angenehmer Gast, sagen alle. Ziemlich unordentlich, aber großzügig, was Trinkgelder angeht.«

»Na ja, ich wünsche Ihnen viel Glück und hoffe, dass wir uns unter glücklicheren Umständen irgendwann wiedersehen«, sagte der *brigadier* und schüttelte ihnen die Hand. »Lassen Sie von sich hören, wenn Sie in Paris sind. Ich weiß, Sie sind rugbyverrückt, und ich könnte Ihnen für das nächste Länderspiel Tickets reservieren.« Er nahm auf der Rückbank Platz und ließ die Seitenscheibe herunterfahren. »Übrigens, in Ihrer mobilen Einsatzzentrale finden Sie zwei Flaschen von diesem Whisky als kleines Dankeschön.«

Als der *brigadier* vom Hof gefahren war, sagte Jean-Jacques: »Ich hoffe, Sie werden sein Angebot nicht annehmen. Die *renseignements généraux* sind auch ohne Sie verrufen genug. Im Ernst, das dürfen Sie mir nicht antun. Wenn Sie gehen würden, was wird dann aus meiner Sehnsucht, das beschaulich stille Leben eines Dorfbullen zu führen, der Obstdieben nachstellt und sich um tote Hunde kümmert?«

»Erstaunlich, wohin einen tote Hunde in dieser beschaulich stillen Landschaft führen können«, entgegnete Bruno und warf einen Blick auf seine Uhr. »Sie hätten gerade noch genug Zeit, sich im

Hotel in der Stadt frisch zu machen. Wir sind bei einer bezaubernden Dame eingeladen, die uns für all unsere schwere Arbeit mit einem leckeren Abendessen entschädigen möchte.«

»Ich habe mich schon gefragt, mit wem Sie wohl angebandelt haben, nachdem unsere reizende *inspectrice* nach Paris gegangen ist.«

»Mit niemandem«, sagte Bruno schmunzelnd. »Ich bin ein hoffnungsloser Romantiker, der an seinem gebrochenen Herzen leidet.«

»Nehmen wir meinen Wagen, oder geht's wieder über Schlaglochpisten, die mir das Fahrwerk kaputtmachen?«

»Sie fährt einen alten Citroën, und der hatte bislang keine Probleme mit ihrer Zufahrt, ebenso wenig wie mein Transporter.«

»Also gut, nehmen wir Ihren Wagen, es sei denn, Sie wollen über Nacht bleiben. Dann brauchten wir zwei.«

»Nicht nötig, wir fahren mit meinem.«

»Na schön, ich bin auf unsere Gastgeberin gespannt. Bleibt uns noch Zeit, einen Strauß zu kaufen?«

»Pamela hat jede Menge Blumen im eigenen Garten, und ich habe bereits für den Wein gesorgt. Sie könnten ihr ja Ihre Flasche Whisky zum Geschenk machen.«

»Mein junger Freund, lassen Sie sich von einem alten, erfahrenen Ehemann einen guten Rat geben.« Jean-Jacques legte ihm onkelhaft einen Arm um die Schultern. »Verwöhnen Sie Ihre Frauen nie mit wirklich teuren Geschenken.«

»Schon gar nicht mit Whisky, den man selbst trinken will«, entgegnete Bruno.

Als sie in seinen Transporter stiegen, klingelte Jean-Jacques' Handy. Er lauschte aufmerksam und streckte eine Hand aus, um Bruno daran zu hindern, den Motor zu starten. Den Blick auf Bruno gerichtet, sagte er dann: »Bringen Sie ihn in die Gendarmerie. Und das Verhör übernehme ich.«

Er klappte sein Handy zu. »Das Abendessen fällt aus. Rufen Sie Ihre Freundin an und sagen Sie ihr, dass uns was dazwischengekommen ist. Wir müssen los. Wir haben dem Amerikaner doch die Fingerabdrücke abgenommen, rein routinemäßig. Und jetzt höre ich, dass sein Daumen auf einem der Gläser in Cresseils Spüle ist.«

C apitaine Duroc zeigte sich von seiner großzügigen Seite. Er hatte einen kleinen Tisch und zwei Stühle in eine der Kellerzellen stellen und die alte Rosshaarmatratze auf der Metallpritsche neu beziehen lassen. Bruno lehnte an der Zellentür, während Jean-Jacques und Bondino einander am Tisch gegenüber saßen. Es stank nach den Ausdünstungen all derer, die hier schon ihren Rausch ausgeschlafen hatten, nach Tabak und einem Hauch Desinfektionsmittel. Ein äußerst unangenehmer Ort für einen Mann wie Bondino, der an Luxus gewöhnt war. Er trug ein cremefarbenes, bis zur Brust aufgeknöpftes Seidenhemd und um den Hals zwei Goldkettchen mit unterschiedlichen Medaillen. Eine schwarze Lederjacke, passend zu den Slippers, vervollständigte den Outfit. Der Mann, der sich sonst immer lässig in den Sesseln fläzte, saß jetzt, als fürchtete er irgendeine Ansteckung, brav und mit verschränkten Armen und Beinen auf dem Stuhl. Seine Miene aber war entspannt, sein Blick ruhig.

»Sie haben gelogen. Wir wissen, dass Sie in diesem Haus waren«, sagte Jean-Jacques. »Sie haben Fingerabdrücke hinterlassen.«

Bondino schüttelte den Kopf. »Ich bin nur einmal auf dem Hof gewesen, zusammen mit Dupuy. Er war dabei«, sagte er und deutete mit einer Kopfbewegung auf Bruno. »Er hat mich wegfahren sehen. Das Haus habe ich nie betreten, geschweige denn irgendetwas angefasst. Ich verlange, einen Anwalt zu sprechen und mit der amerikanischen Botschaft zu telefonieren.«

»Wir sind hier in Frankreich und nicht in Amerika. Sie stehen unter dringendem Tatverdacht und werden so lange auf meine Fragen antworten, bis ich mich zufriedengebe. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Sie sich mit einem jungen Franzosen wegen eines Mädchens geprügelt haben. Dem Jungen blutete die Nase. Sie mussten von den Barbesitzern in Schach gehalten werden. Bei dem Handgemenge ging eine Fensterscheibe zu Bruch. Laut Zeugenaussagen sind Sie gezielt auf Ihren Rivalen losgegangen. Jetzt ist er tot, und Sie behaupten, nichts mit alledem zu tun zu haben?«

»So ist es. Ich verlange, mit meiner Botschaft Kontakt aufzunehmen.«

»Warum haben Sie eigentlich auch den alten Hund getötet?«, fragte Jean-Jacques, ohne von Bondinos Forderung Notiz zu nehmen. Der Amerikaner starrte ihn entsetzt an und schüttelte heftig den Kopf. »Wir haben den Stein gefunden, mit dem er erschlagen wurde. Das Blut des armen Tieres klebt noch daran, und Ihre Fingerabdrücke werden wir bestimmt auch noch finden.«

»Unsinn. Ich würde nie einen Hund erschlagen«, entgegnete Bondino. »Ich mag Hunde, und jetzt will ich mit meiner Botschaft sprechen.« Er nickte wieder in Richtung Bruno. »Er weiß, dass ich Hunde mag.«

Bruno nutzte die Gelegenheit und schaltete sich ein. »Ein Mädchen hat Ihnen den Kopf verdreht. Kommt vor, auch in Frankreich, und dafür haben wir Verständnis«, erklärte er in fast freundlichem Tonfall. Er übernahm wieder einmal den Part des sanften *flic*, während Jean-Jacques den bösen spielte.

»Wir sprechen in einem solchen Fall von *crime passionnel* und machen mildernde Umstände geltend, die im Strafmaß berücksichtigt werden. Wussten Sie das? Ein Mann kommt von der Jagd nach Hause und trifft seine Frau mit einem anderen Mann im Bett an. Er ist außer sich und feuert beide Flintenläufe auf sie ab. *Crime passionnel*. Mit einem ähnlichen Sachverhalt haben wir es hier zu tun, einem Verbrechen im Affekt aus Eifersucht auf einen Rivalen, der Ihnen die Freundin

angespannt hat. So war es doch, oder?«

»Ich sage nichts, bevor ich nicht mit meiner Botschaft gesprochen habe.« Bondino straffte die Schultern und bedachte Bruno mit einem Blick, der weniger trotzig als zuversichtlich wirkte. Vielleicht verließ er sich mit all seinem Geld im Rücken auf Anwälte, deren Einfluss bis in die Spitzen der Politik reichte. Bruno war neugierig darauf, zu erfahren, wie sicher sich Bondino tatsächlich fühlte. Beim Verhör in Polizeigewahrsam so ruhig und gelassen zu bleiben gelang nur den wenigsten.

»Von mir aus können Sie auch mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten sprechen, aber selbst dem dürfte es schwerfallen, Ihre Fingerabdrücke in Cresseils Haus zu erklären, wenn Sie weiterhin behaupten, niemals dort gewesen zu sein«, sagte Bruno.

»Ich sage nichts mehr.« Bondino gab sich wieder ganz lässig und entsprach mit seiner Pose dem Klischee des selbstgefälligen Amerikaners, der von seiner Sonderstellung in der Welt zutiefst überzeugt war.

»Auch wenn Sie nichts sagen, Ihr Körper tut es, so wie Ihre Finger, die Abdrücke hinterlassen«, fuhr Jean-Jacques fort. Er griff in seine Aktentasche, zog einen Zellophanbeutel daraus hervor und wedelte ihn vor Bondinos Nase durch die Luft. »Diese Haare steckten unter den Fingernägeln des getöteten Jungen. Ich würde sagen, sie sind von Ihnen und werden Sie als Mörder überführen.«

»Unmöglich«, erwiderte Bondino ruhig und gefasst. »Der Typ ist gar nicht an mich herangekommen. Ich bin in die Bar, hab ihm eins verpasst, und er ist vom Hocker gefallen. Dann hat mich dieser Barmann durch die Scheibe gestoßen. Die Haare können nicht von mir sein.«

»Sie glauben doch nicht etwa, wir hätten sie dem Jungen unter die Nägel gestopft. Dann müssten wir sie Ihnen ja vorher ausgerissen haben. Aber auch das wird sich klären lassen, was für Sie allerdings bedeutet, die nächsten Tage in unserer Gesellschaft verbringen zu müssen.« Jean-Jacques wandte sich an Bruno.

»Schicken Sie mir bitte zwei Beamte herunter. Ich will dem Herrn ein paar Haare zupfen und eine Speichelprobe nehmen.« Er drehte sich wieder zu Bondino um. »Stellen Sie sich vor, selbst wir, die rückständigen Franzosen, haben die Möglichkeiten der dna-Analyse für uns entdeckt.«

»Sie haben nicht das Recht, mich festzuhalten, ohne meine Botschaft einzuschalten.«

»Wir sind in einer französischen Polizeistation und unterstehen französischem Recht. Ich werde genau das tun, was ich für richtig halte«, schimpfte Jean-Jacques, dem die Vernehmung stärker an die Nerven zu gehen schien als dem Amerikaner.

Bruno hörte die Stimme des Chefinspektors durch den Keller poltern, als er über die Treppe nach oben ging. Er war erleichtert, der stickigen Atmosphäre in der Zelle entkommen zu sein, und froh über die Gelegenheit, ein paar wichtige Telefonate zu führen. Er forderte Jules am Empfang auf, zwei Gendarmen mit dna-Besteck nach unten zu schicken, trat hinaus in den kühlen Abend und holte sein Handy aus der Tasche.

»*Monsieur le Maire?* Hier Bruno. Wir haben ein Problem. Bondino ist verhaftet worden und steht unter dem Verdacht, der Mörder von Max zu sein. In Cresseils Wohnung sind Fingerabdrücke von ihm gefunden worden. Er ist in Polizeigewahrsam, wird gerade verhört und besteht darauf, mit einem Anwalt und der US-Botschaft Kontakt aufnehmen zu dürfen. Wenn wir von seinen Geschäftsplänen noch was retten wollen, sollten wir auf seine Forderungen eingehen.«

»Ist er schuldig? Wie lange kann er festgehalten werden?«, fragte der Bürgermeister.

»Ob er schuldig ist, weiß ich nicht, aber die Beweise sprechen gegen ihn. Er bestreitet, bei

Cresseil gewesen zu sein, obwohl seine Fingerabdrücke dort sichergestellt werden konnten. Die fällige dna-Analyse wird ein paar Tage dauern. Wir können ihn drei Tage ohne Anklage festhalten, müssen ihn aber dann einem *juge d'instruction* vorführen, und erst dann hat er Anspruch auf einen Anwalt. Mir wär's allerdings lieber, er könnte schon jetzt einen hinzuziehen. Ich könnte Dupuy anrufen und ihn bitten, sich mit der Botschaft in Verbindung zu setzen... Nein, bitte, unterbrechen Sie mich nicht. Möglich war es, aber wir müssen jetzt entscheiden, ob wir intervenieren sollen oder nicht. Wie gesagt, die Beweislage ist erdrückend, und ich fürchte, das Bondino-Projekt ist geplatzt, selbst dann, wenn sich seine Unschuld herausstellen sollte.«

»Wo sind Sie jetzt, Bruno?«

»Vor der Gendarmerie.«

»Können wir uns treffen?«

»Viel Zeit hätten wir nicht.«

»Ich bin in fünf, nein, drei Minuten in der Bar gegenüber.«

Bruno kehrte zum Empfangsschalter zurück und bat Julien, dem Chefinspektor, falls der nach ihm fragte, auszurichten, dass er zum Bürgermeister gerufen worden sei. Der alte *sergeant* zuckte mit den Achseln, worauf sich Bruno in die *Bar des Amateurs* verabschiedete. Auf das Fenster mit der zerbrochenen Scheibe war eine große Spanplatte genagelt worden. Er nahm an einem Tisch draußen vor der Bar Platz und bestellte einen Espresso, der ihm in dem Moment serviert wurde, als der große Citroën des Barons vorfuhr. Er und der Bürgermeister stiegen aus. Die beiden kannten sich seit der Grundschule.

»*Bonsoir*, Bruno«, grüßte der Baron. »Wir haben gerade zu Abend gegessen, und Gérard wollte, dass ich mitkomme.«

»Wir haben nicht nur zu Abend gegessen, sondern auch Pläne geschmiedet«, korrigierte der Bürgermeister und rieb sich die Hände. Bruno kannte diese Geste. Er hatte damit gerechnet, seinen Chef in schlechter Laune anzutreffen, weil das Bondino-Projekt zu scheitern drohte, doch stattdessen schien dieser voller Elan zu sein.

»Ihre Frage, ob nicht womöglich auch andere Investoren an unserem Tal interessiert sein könnten, hat mich zum Nachdenken gebracht«, sagte der Bürgermeister. »Und auch den Baron. Wir haben uns beraten und glauben, eine Alternative gefunden zu haben für den Fall, dass sich Bondino zurückzieht.«

»Nach dieser Geschichte wird er sich mit Sicherheit zurückziehen«, sagte Bruno. »Er muss sich gerade gefallen lassen, dass ihm ein Wattestäbchen durch den Mund gezogen wird.«

»Ist er schuldig?«, fragte der Baron.

»Schon möglich, ich weiß es nicht. Seine Fingerabdrücke beweisen, dass er gelogen hat. Er ist ein ziemlich arroganter Bursche und glaubt wohl, sich mit Papas vielem Geld alles erlauben zu können. Aber irgendwie kann ich ihn mir als Täter nicht vorstellen. Max war größer und kräftiger als er, viel besser in Form. Ihr habt ihn ja selbst Rugby spielen sehen. Er war beinhart und hätte Bondino keine Chance gelassen. Es sei denn, er wurde von ihm überrascht. Durchaus möglich auch, dass er schon ohnmächtig war, als ihm der Schlag auf den Schädel verpasst wurde.«

»Was passiert, wenn das Gesetz seinen Lauf nimmt?«, wollte der Bürgermeister wissen.

»Er kann, wie gesagt, drei Tage festgehalten werden. Dann muss der Haftrichter entscheiden, vielleicht schon aufgrund des dna-Befundes. Und egal, ob Bondino in Haft bleibt oder auf freien

Fuß kommt, es wird so oder so einen Riesenwirbel geben. Ich sehe schon die halbe Auslandspresse hier draußen vor der Bar campieren. Sohn eines amerikanischen Wein-Tycoons unter Mordanklage. Opfer im Weinfass aufgefunden. Sie können sich die Schlagzeilen vorstellen.«

»Wird er die drei Tage hierbleiben?«, fragte der Bürgermeister.

»Ich schätze, sie bringen ihn nach Périgueux. Aber das Medieninteresse wird sich trotzdem auf uns richten, auf das Weinfass, auf Fotos von Max im Rugbytrikot und auf Jacqueline, sobald die Reporter von der Schlägerei in der Bar erfahren. Wie dem auch sei, je eher Dupuy und die Botschaft eingeschaltet werden, desto schneller kommt Bondino nach Perigueux.«

»Dann wissen wir, was zu tun ist«, sagte der Bürgermeister. »Sie informieren Dupuy, und ich rufe einen Bekannten am Quai d'Orsay an.«

Der Baron stand auf. »Ich fahre jetzt zu Julien und vereinbare ein Treffen für morgen Vormittag. Ich finde, Bruno sollte dabei sein, so auch Xavier, Hubert und der Bankdirektor. Vielleicht werde ich noch ein, zwei Herren mitbringen. Zehn Uhr morgen früh, Bruno, in Juliens Château. Mal sehen, wie wir aus diesem Schlamassel herauskommen.«

Der Baron stieg in seinen Wagen, während Bruno und der Bürgermeister sitzen blieben und ihre Handys aufklappten. Bruno hatte gerade Dupuy in der Leitung, der den Hintergrundgeräuschen nach in einem Restaurant saß, als er Jean-Jacques aus der Gendarmerie kommen sah. Der stemmte die Hände in die Hüften und sah grimmig zu Bruno herüber. Wie zur Abwehr erhob der die Hand, als der Chefinspektor über die Straße auf ihn zumarschierte.

»Monsieur Dupuy, hier Courrèges aus Saint-Denis«, beeilte er sich zu sagen. »Bondino steht unter Mordverdacht. Er wurde festgenommen und ist in Polizeigewahrsam. Sie müssen die us-Botschaft verständigen und einen Anwalt schicken. Der zuständige Ermittlungsbeamte ist Chefinspektor Jalipeau von der *police nationale* in Perigueux. Ich rufe, sobald ich kann, zurück.«

Er klappte sein Handy zu und richtete sich auf. Jean-Jacques stand offenbar mächtig unter Dampf. »Wenn Sie sich einmischen, Bruno, sperre ich Sie zu Bondino in die Zelle, verlassen Sie sich darauf.«

Er brüllte so laut, dass sich die Gäste vor und in der Bar irritiert umsahen. Der Bürgermeister zischte »Psssst!«, stand auf und kehrte beiden den Rücken zu, um ungestört weitertelefonieren zu können.

»Bondino hat das Recht, die Aussage zu verweigern und darauf zu bestehen, einen Anwalt zu Rate zu ziehen«, entgegnete Bruno ruhig. »So will es die Strafprozessordnung.«

»Kommen Sie mir nicht damit«, blaffte Jean-Jacques. »Ich kenne das Gesetz. Ich bin das Gesetz. Und wer sind Sie, dass Sie mir in meine Vernehmung reinpfuschen?«

»Ich tue nur meine Pflicht.«

»Verdammt, Bruno, ich verhöre einen Mörder.«

»Ich muss Sie korrigieren. Sie verhören einen Tatverdächtigen, und jetzt weiß es die ganze Stadt. Sprechen Sie bitte leiser.«

»Merde, und fallen Sie mir gefälligst nicht in den Rücken«, murrte Jean-Jacques, um Fassung bemüht. »Ihnen scheint es wieder einmal in erster Linie um die Interessen Ihres Kaffs zu gehen. Aber verraten Sie mir mal, wie das zusammenpasst. Sie versuchen einen stinkreichen Schnösel zu schützen, der aus dem Ausland daherkommt und einen Jungen aus Saint-Denis kaltmacht.«

»Setzen Sie sich, Jean-Jacques. Und wie wär's, wenn Sie meinem Chef hallo sagten.« Bruno

nahm mit Erleichterung zur Kenntnis, dass der Bürgermeister sein Handy weggesteckt hatte und sich zu ihnen umdrehte.

»*Monsieur le maire*«, murmelte Jean-Jacques und streckte ihm artig die Hand entgegen.

»Schön, dass Sie sich wieder beruhigt haben, Jean-Jacques. Ich fürchtete schon, Sie könnte der Schlag treffen, und das wäre nicht nur peinlich für Saint-Denis, sondern auch ein großer Verlust für die *police nationale*«, sagte der Bürgermeister. Er hielt an Jean-Jacques' Hand fest und führte sie langsam auf und ab im Rhythmus seiner Worte, die auf den Chefinspektor tatsächlich beruhigend zu wirken schienen.

»Es freut mich, Sie wiederzusehen, Jean-Jacques. Ich erinnere mich sehr gut an Ihre ausgezeichnete Zusammenarbeit mit unserem *chef de police*, zuerst bei der Aufklärung des Banküberfalls und letztens, als es darum ging, Licht ins Dunkel um den toten Araber zu bringen. Sie beide verkörpern für mich auf beispielhafte Weise die guten Beziehungen zwischen den ausführenden Organen unserer Justiz. Setzen wir uns doch. Ich genehmige mir einen Cognac. Und Sie, Jean-Jacques?«

Der Bürgermeister schüttelte immer noch die Hand des Chefinspektors, was diesen merklich verunsicherte. Er schaute Bruno an, der ihm mit Unschuldsmiene zulächelte, warf einen verlegenen Blick auf die Zuschauer in der Tür zur Bar, seufzte herzhaft und nahm Platz.

»Whisky, einen schottischen«, sagte Jean-Jacques und richtete sein Gesicht gen Himmel. »In Frankreich gibt's nicht weniger als sechsunddreißigtausendfünfhundertundfünfundsechzig Kommunen. Wieso um alles in der Welt lande ich ausgerechnet immer wieder hier?«

»Weil Sie bei uns willkommen sind«, antwortete Bruno, stand auf und ging an ihm vorbei zur Tür, um zu bestellen. »Cognac für den Bürgermeister und zwei doppelte Glenfiddich.«

Als er ihm wieder gegenüber saß, sagte er: »Was halten Sie von folgendem Vorschlag? Wir setzen Bondino auf freien Fuß und lassen ihn in seinem Hotel übernachten. Abtauchen kann er nicht. Wir haben seinen Pass und könnten ihm auch die Wagenschlüssel und seine Brieftasche wegnehmen. Wenn Sie wollen, passe ich die ganze Nacht auf ihn auf.«

»Wozu das gut sein soll, müssten Sie mir schon noch näher erklären«, entgegnete Jean-Jacques, als René die Drinks brachte.

»Ihr großes Problem besteht darin, dass der Pathologe noch kein Fremdverschulden an Maxens Tod attestiert hat. Mit anderen Worten, von Mord kann bislang keine Rede sein. Darauf wird der *juge d'instruction* als Erstes abheben, und auch Bondinos Anwalt, sobald er einen hat.«

»Der Bericht liegt morgen vor«, sagte Jean-Jacques.

»Und wenn schon, jeder clevere Anwalt würde mächtig auf den Putz hauen und Beschwerde führen, dass wir seinen Mandanten über Nacht festgehalten haben, obwohl das, was wir ihm zur Last legen, noch gar nicht feststeht. Geben Sie ihn in meinen Gewahrsam, Jean-Jacques, und Sie sind aus dem Schneider.«

Jean-Jacques nippte an seinem Glas und dachte nach.

Bruno ließ nicht locker. »Hören Sie, solange der Fall für den Haftrichter noch nicht reif ist, stehen Sie in der Schusslinie. Wie dem auch sei, morgen können Sie das Verhör ja fortsetzen, den lieben langen Tag, wenn nötig.«

»Bruno hat recht«, sagte der Bürgermeister, worauf ein längeres Schweigen einsetzte. Jean-Jacques schlürfte seinen Whisky.

»Wenn ich ihn unter Ihre Aufsicht stelle, mache ich Sie verantwortlich, wenn er stiftet geht.«

»Die Verantwortung übernehme ich«, sagte der Bürgermeister. »Ich bin Brunos Vorgesetzter.«

»Na schön.« Jean-Jacques nickte. »Morgen früh Punkt acht will ich ihn in der Gendarmerie haben. Und dann fahren wir in die Zentrale nach Perigueux.«

»Gegen Mittag werden Sie wahrscheinlich den amerikanischen Botschafter und eine kleine Armee hochbezahlter und zweisprachiger Anwälte in Ihrem Büro vorfinden«, prophezeite der Bürgermeister und schob einen Geldschein unter sein Glas.

»Dann werde ich ihn jetzt mal aus seiner Zelle holen.« Bruno leerte sein Glas und stand auf.

Wortlos, mit gesenktem Haupt und ausdrucksloser Miene ließ sich Bondino von Bruno aus dem Keller der Gendarmerie nach draußen führen. Als Bruno die Beifahrertür seines Transporters öffnete und ihn aufforderte einzusteigen, blickte er überrascht auf und fragte: »Wohin bringen Sie mich?«

»Zu mir nach Hause. Wieder einmal«, antwortete Bruno. Die ganze Fahrt über sagte der Amerikaner kein Wort. Sein Blick war starr nach vorn auf die gelben Scheinwerferkegel gerichtet, in denen die Bäume am Rand der dunklen Landstraße aufflackerten.

Gigi begrüßte sie mit einem einzigen Belllaut, schnüffelte an Bondinos Hose, die wohl noch nach Zelle roch, und schlabberte mit der Zunge über sein Ohr, als er sich in die Hocke begab und ihn streichelte. Überraschend schnell fand der Amerikaner die Stellen, an denen sich Gigi besonders gern streicheln ließ: auf beiden Seiten der Lendenwirbel und am Bauch, was ihm so guttat, dass er mit einem der Hinterläufe verzückt zu strampeln anfang. Lächelnd flüsterte der Amerikaner ihm ein paar liebe Worte zu, worauf sich Gigi auf die Hinterläufe stellte und ihm seine Vorderpfoten auf die Brust legte. Dass Bondino Hunde mochte, war unverkennbar. Und Hunde mochten ihn.

»Sie haben die Wahl, die Nacht hier zu verbringen oder im Hotel. Ich lasse Sie jedenfalls nicht aus den Augen.«

Bondino und Gigi folgten Bruno in die Küche, wo dieser einen Rest Suppe aus dem Kühlschrank aufwärmte, zerkleinerten Hundekuchen daruntermischte und das Ganze in Gigis Fressnapf gab. Der Amerikaner schaute sich interessiert um und war sichtlich angetan von der großen Auswahl an Eingemachtem im Regal, dem langen Knoblauchzopf und einem gerahmten Foto an der Wand, das Bruno und Stéphane in Jagdmontur zeigte, in ihrer Mitte ein erlegter Rehbock, mit den Läufen an eine Stange gebunden, und davor Gigi mit schräggestelltem Kopf und hochaufgerichtetem Schwanz. Bruno füllte noch Gigis Wasserschale und führte Bondino dann ins Gästezimmer.

»Hier oder doch lieber das Hotel?«, fragte er.

»Hier«, antwortete Bondino. »Ihr Hund gefällt mir.« Und dann: »Was kommt morgen auf mich zu?«

»Mehr Polizei und noch mehr Fragen«, sagte Bruno und reichte ihm ein frisches Handtuch aus dem Wäscheschrank. »Hier, vielleicht wollen Sie gleich duschen.« Kaum hatte der Amerikaner die Badezimmertür hinter sich zugezogen, vergewisserte sich Bruno, dass seine Waffen und die Munition weggesperrt waren.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte er, als Bondino, sichtlich erfrischt, in die Küche zurückkehrte. »Kaffee, Bier, Wein?«

»Wein, bitte.«

Bruno öffnete eine Flasche seines unetikettierten Pomerols und schenkte ihm und sich ein. Er bot ihm an, auf dem Sofa Platz zu nehmen, und setzte sich in seinen Lehnstuhl am Kamin. Auf dem Tisch zwischen ihnen lagen eine Broschüre mit Gesetzesänderungen, die zu studieren er sich vorgenommen hatte, ein aus der Stadtbibliothek ausgeliehener historischer Roman von Brigitte le Varlet und die jüngste, schon sehr abgegriffene Ausgabe des Jagdmagazins *Chasseur* mit einem Hirschen auf dem Titelblatt.

»Ein sehr guter Bordeaux«, lobte Bondino. »Merlot, ein bisschen Cabernet. Ein Pomerol?«

Bruno nickte. Er war beeindruckt.

»Warum sind Sie so freundlich zu mir?«, fragte Bondino.

»Mein Hund mag Sie.«

»Halten Sie mich für einen Mörder?«

Bruno zuckte mit den Achseln. »Ich weiß, dass Sie handgreiflich werden können, vor allem, wenn Sie getrunken haben. Sie haben mich geschlagen und sind in der Bar auch auf Max losgegangen. Und dann wären da außerdem Ihre Fingerabdrücke auf einem Glas in der Nähe zweier Leichen.«

»Das muss jemand absichtlich dort hingestellt haben.«

»Sie und Max waren Rivalen, verliebt in dieselbe Frau«, fuhr Bruno fort.

»Jacqueline ist sehr schön. Ich gebe zu, ich bin verrückt nach ihr.« Bondino hob sein Glas. »Auf die Liebe.«

Bruno nickte und trank.

»Als ich ihr zum ersten Mal begegnet bin, in Kalifornien, hab ich's sofort hier drin gespürt.« Er tippte sich aufs Herz.

»In Kalifornien?« Bruno merkte auf. »Ich dachte, Sie hätten sich in Saint-Denis kennengelernt.«

»Nein, an der Uni. Sie hat bei einem Professor studiert, dessen Lehrstuhl für Weinbau von meiner Familie finanziert wird. Ich war bei ihm, um mir eine Region in Frankreich empfehlen zu lassen, in die es sich zu investieren lohnt. Während wir miteinander redeten, kam Jacqueline in sein Büro. Ich habe sie nur zwei Minuten angesehen und war sofort hin und weg.«

»Was hat der Professor gesagt?«

»Dass ich an der Dordogne sehr gute Bedingungen antreffen würde. Seine Ausführungen über die Geschichte des Weinanbaus hier im Tal habe ich auch schriftlich. Außerdem gab er mir den Rat, Hubert de Montignac in seiner *cave* aufzusuchen. Über unsere Botschaft in Paris bin ich dann mit Dupuy in Kontakt getreten. Er hat früher für Präsident Mitterrand gearbeitet und verfügt über ausgezeichnete Kontakte.«

Bruno nickte und nippte an seinem Wein. Jacqueline hatte also gewusst, dass Bondino nach Saint-Denis kommen würde, und war ihm aus wahrscheinlich guten Gründen nachgereist. Bruno nahm sich vor, Hubert zu fragen, wann genau sie sich um eine Anstellung bei ihm beworben hatte.

»Es scheint, Sie wohnen allein. Haben Sie keine Frau?«, fragte Bondino.

»Nein.« Bondino sah ihn erwartungsvoll an. Bruno zuckte mit den Achseln. »Jedenfalls keine, die bei mir eingezogen wäre. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.«

»Das hoffe ich doch«, sagte Bondino und prostete ihm zu.

Seltsam, worüber ich mich hier mit einem Fremden unterhalte, der im Verdacht steht, einen Mord begangen zu haben, dachte Bruno. Er zog sein Handy aus der Tasche und wählte wieder die Nummer von Dupuy.

»Hier Courrèges, *chef de police*. Ich bin jetzt zu Hause und habe Bondino bei mir. Er ist auf freiem Fuß, aber in meinem Gewahrsam.«

»Er steht also nicht unter Anklage?«

»Noch nicht. Die Polizei setzt ihre Vernehmungen morgen fort.«

»Wie geht es ihm?«

»Nicht schlecht. Er lässt sich gerade ein Glas Wein schmecken und streichelt meinen Hund. Wollen Sie mit ihm reden?« Er reichte seinem Gast das Handy. »Hier, für Sie.«

Es folgte ein längeres Gespräch auf Englisch, dem Bruno nicht folgen konnte. Bondinos Augen waren fortwährend auf ihn gerichtet, während er mit der freien Hand Gigi kraulte. Nach einer Weile reichte er ihm das Handy zurück.

»Ich kann Ihnen gar nicht genug danken«, hob Dupuy an. »Francis Bondino, Fernandos Vater, nimmt den nächsten Flieger nach Paris und lässt sich dann mit einer Chartermaschine nach Bergerac bringen. Wir erwarten ihn morgen Nachmittag. Ich treffe ihn dort zusammen mit *maître* Bloch aus Bordeaux, dem besten Anwalt, den ich auf die Schnelle finden konnte. Die Botschaft schickt uns einen weiteren Anwalt. Wir kommen auf direktem Weg nach Saint-Denis.«

»Monsieur Bondino wird aber dann wahrscheinlich in der Polizeizentrale in Perigueux sein.«

»Dürfte ich fragen, warum Sie sich so sehr für meinen Klienten einsetzen?«

»Das tue nicht nur ich, sondern auch der Bürgermeister. Bondino hat ein Anrecht darauf, mit seiner Botschaft Verbindung aufzunehmen und einen Anwalt zu Rate zu ziehen. Außerdem wollte ich ihm das Kellerloch in der Gendarmerie nicht länger zumuten.«

»Monsieur Bondino weiß Ihre Hilfe hoffentlich zu schätzen. Ich werde mich morgen bei Ihnen melden. In Ordnung?«

»Ja, tun Sie das.« Bruno klappte das Handy zu und schenkte erneut ein. Die Flasche war fast leer. »Morgen Nachmittag kommt Ihr Vater mit zwei Anwälten.«

»Das freut mich. Danke.«

»Haben Sie Max umgebracht?«

»Nein.« Bondino schüttelte den Kopf. »Nein.«

Schweigend leerten sie ihre Gläser und musterten einander. Gigi lag faul auf dem Boden, den Kopf auf Brunos Fuß gelegt und mit dem Hinterteil in Tuchfühlung mit Bondino.

Wenn nicht er, wer dann, dachte Bruno. Und wer hatte Cresseils Hund erschlagen?

Nachdem er seinen Schützling am nächsten Morgen kurz nach acht in der Gendarmerie abgeliefert hatte, ging Bruno mit seinem Hund am Flussufer spazieren, um später in Fauquets Café einzukehren. Er musste noch in die *mairie*, um sich anhand seiner Notizen über Grundstücks und Weinbergpreise sowie seiner Recherchen zum Bondino-Projekt für das Treffen in Juliens Château vorzubereiten. Er hatte aber noch ein wenig Zeit und wollte den strahlend schönen Septembermorgen genießen. Gigi liebte den Fluss, jagte am Ufer auf und ab, scheuchte Enten auf und planschte im flachen Wasser unter tiefhängenden Weiden. Immer wieder warf er einen Blick zurück auf sein Herrchen, um sich zu vergewissern, dass es ihm auch gebührend Aufmerksamkeit zollte. Hinter der Biegung auf Höhe des Herrenhauses, in dem nunmehr das Verkehrsamt untergebracht war, bot sich ihnen der für Bruno schönste Blick auf die Stadt: im Vordergrund die große Steinbrücke mit ihren drei Bögen, flankiert vom Bürgermeisteramt auf der einen und dem Kirchturm auf der anderen Seite. Unmittelbar vor ihm führten breite steinerne Stufen vom Ufer hinauf zum Marktplatz. Bruno ging auf die Brücke zu und grüßte Pierrot, der mit seiner Angelrute vor dem Sockel des äußersten Bogenpfeilers hockte und bereits zwei kleine Forellen gefangen hatte.

Gigi lief voraus, blieb aber plötzlich stehen, hob wie ein Vorstehhund einen der Vorderläufe und spähte, den Kopf nach vorn gereckt, aufs Wasser. Bruno blinzelte in das von den Wellen reflektierte Sonnenlicht und sah die Umrisse zweier berittener Pferde, die auf ihren langen Beinen durch die Furt stakten. Bellend rannte Gigi ans Ufer, und auch Bruno beeilte sich, Pamela und Fabiola zu begrüßen, als sie aus den Sätteln stiegen.

»Was für ein schöner Tag!«, schwärmte Fabiola. »Ich habe ein Pferd und ein Zuhause, denn bis zur nächsten Saison werde ich in einem von Pamelas *gîtes* wohnen.«

»Mit Jacqueline wären es also nun schon drei wunderschöne Frauen, die zusammen unter einem Dach leben. Sie werden sich vor Verehrern kaum mehr retten können«, sagte Bruno und begrüßte die Reiterinnen mit Wangenküssen. »Aber bleibt denn dann überhaupt ein Pferd übrig, auf dem ich reiten lernen kann?«

»Keine Sorge. Sie können meins haben, wenn ich arbeite«, antwortete Fabiola und ging in die Hocke, um sich mit Gigi bekannt zu machen. »Pamela hat mir von Ihrem Hund erzählt. Kaum zu glauben, dass er mit seinen komischen langen Ohren und kurzen Beinchen für die Jagd geeignet ist. Ist er denn schnell genug?«

»Schnell braucht er nicht zu sein. Aber wenn's sein muss, stellt er der Beute stundenlang nach, bis sie erschöpft ist.«

»Jagen Sie mit ihm auch Verbrecher?«

Bruno schüttelte den Kopf und lächelte. »Das war bislang nicht nötig. Aber einmal hat er einen kleinen Jungen aufgespürt, der sich bei einem Picknick von seinen Eltern abgesetzt und im Wald verirrt hatte.«

»Wenn ich Ihnen jetzt meine Pferde vorstellen dürfte«, sagte Pamela. »Diese Füchsin hier heißt Bess wie unsere Königinmutter. Und das da ist Victoria.«

»Genau die Richtige für mich, sehr freundlich und geduldig«, lobte Fabiola. Sie fischte einen Beutel mit kleinen Möhren aus der Tasche. »Hier, geben Sie ihr das. Tätscheln Sie ihr den Hals, und sie wird Sie mögen.«

Pamela kramte ein paar Zuckerwürfel aus ihrer Tasche und sagte schmunzelnd: »Darin unterscheiden wir uns. Sie als Ärztin verfüttert gesunde Rohkost, ich gebe Naschereien.«

»Mögen die beiden auch Äpfel?«, fragte Bruno und reichte Victoria eine Möhre auf ausgestreckter Hand. Er spürte nur einen warmen Hauch und das leichte Schnappen erstaunlich weicher Lippen. Dann ließ er sich von Pamela ein Stück Zucker geben und verfütterte es an Bess, auf der Hut vor deren Zähnen.

»Sie lieben Äpfel. Bringen Sie ein paar mit, und Sie haben Freunde fürs Leben.«

»Apropos, das wird Sie interessieren«, sagte Fabiola. »Der Pathologe aus Bergerac ist ein Freund von mir. Wir haben in Marseille zusammen studiert. Er bestätigte meine Vermutung, dass der alte Cresseil eine Herzattacke hatte, aber noch lebte, als er stürzte und sich den Hals gebrochen hat.«

»Heißt das, er ist vor Max gestorben?«

»Das weiß allein *le bon Dieu*. Aus medizinischer Sicht lässt sich nur sagen, dass sie wahrscheinlich innerhalb ein und derselben Stunde gestorben sind.« Fabiola zuckte mit den Schultern. »Fest steht, dass Max erstickt ist, nicht ertrunken. In seinen Lungen war kein Most.«

»Und diese Wunde am Kopf?«

»Die allein hätte wohl nicht zum Tod geführt. Mein Freund aus Bergerac sucht noch nach der Ursache. Max hat lange im Fass gelegen. Wir haben ihn dann mit Wasser abgewaschen. Deshalb lässt sich nur schwer bestimmen, wie stark er geblutet hat. Heute Nachmittag will sich der Cheopathologe den Leichnam ansehen. Wir können aber jetzt schon ausschließen, dass Max niedergeschlagen worden ist. Die Holzsplitter in der Wunde stammen eindeutig von dem Fass.«

»Ihr Freund schließt Fremdverschulden aus?«

»Er hat sich noch nicht festgelegt. Die Sache scheint heikel. Er sagt, irgendein Inspektor rufe alle paar Stunden an und verlange eine *attestation*. Vielleicht ist sie heute Nachmittag fertig. Er gibt mir Bescheid.«

»Die Frage, wer zuerst gestorben ist, stellt sich wohl vor allem wegen der Adoption, nicht wahr?«, bemerkte Pamela.

Bruno nickte. »Es gibt da offenbar ein paar Cousins, die erben werden, wenn Cresseil Max überlebt hat, und sei es nur um wenige Minuten. Aber es wird auch sonst wahrscheinlich zu einem Gerichtsverfahren kommen. Übrigens, heute Abend findet in der Landkommune eine Trauerfeier statt, eine Art Totenwache nach irischer Tradition. Es werden etliche Leute da sein, die Rugbymannschaft, Schulfreunde. Wollen Sie nicht auch kommen, mit mir?«

»Gern«, antwortete Pamela spontan. »Ich war Zeugin bei der Adoption und fühle mich deshalb dem Jungen irgendwie verbunden. Jacqueline wird wahrscheinlich auch da sein. - Kommen Sie doch auch mit, Fabiola. Sie bekommen so Gelegenheit, die halbe Stadt kennenzulernen. Nicht alle sind Hypochonder.«

»Welche von Pamelas Wohnungen haben Sie bezogen?«, fragte Bruno.

»Die neben dem Stall. Sie ist wunderschön, hell und luftig und genauso eingerichtet, wie ich es mag, ganz schlicht. Sie ist vielleicht ein bisschen zu groß für mich, aber Jacqueline wohnt in der kleineren.«

»Haben Sie sie schon getroffen?«

»Nur kurz, heute Morgen, als wir die Pferde gesattelt haben. Armes Mädchen, sie sieht sehr

mitgenommen aus. Vielleicht sollte ich ihr ein Schlafmittel verschreiben.«

»Würden Sie sie bitte zur Feier heute Abend einladen?«, sagte Bruno. »In meinem Transporter ist nicht genug Platz für alle, aber ich könnte um sieben bei Ihnen sein und Ihnen den Weg zeigen. Allein würden Sie das Dörfchen wahrscheinlich nicht finden. So, und nun werde ich bei Fauquet frühstücken. Wie wär's, haben Sie Lust, mir Gesellschaft zu leisten?«

»Mit Vergnügen.« Pamela lächelte. »Das hatten wir ohnehin vor. Fauquet sieht es gern, wenn ich mein Pferd vor seinem Café parke. Er sagt, es lockt Kundschaft an. Wussten Sie, dass er hinterm Gartentörchen eine Schaufel für den Mist bereithält? Damit düngt er die Rosen, auf die er so stolz ist.«

»Ja, die haben ihm schon viele Preise eingebracht«, nickte Bruno. »An der Wand im Café hängen all die Urkunden von der Blumenmesse in Bergerac, gleich neben seinem Zertifikat als *maître pâtissier*. Aber Ihre Rosen, Pamela, sind nicht weniger schön. Vielleicht sollten Sie Fauquet auf der Messe im nächsten Jahr Konkurrenz machen.«

»Er würde es mir bestimmt krummnehmen, wenn ich gewänne.« Sie lachte. »Und dann bekäme ich bei ihm wahrscheinlich nur noch Kaffee mit Bodensatz, trockene Croissants und krumme Baguettes. Das wäre doch schrecklich.«

Gestärkt vom Frühstück, erreichte Bruno die Domaine als Erster. Es freute ihn, zu sehen, dass in der Kellerei fleißig gearbeitet wurde. Julien tauchte sein langes Thermometer in die Fässer und machte sich Notizen. Seine rechte Hand, der alte Baptiste, nahm mit einer langen Glaspipette Proben. Beide strahlten, als sie Bruno kommen sahen.

»Du bist früh dran«, sagte Julien und warf einen Blick auf seine Uhr. Frisch rasiert und ordentlich gekleidet, war er heute ein ganz anderer als die ungepflegte Erscheinung, die Bruno bei seinem letzten Besuch angetroffen hatte. »Ich habe hier noch zu tun.«

»Lass dich nicht aufhalten. Ich werde inzwischen bei Mirabelle vorbeischauen und ihr einen guten Tag wünschen«, erwiderte Bruno. »Schön, dich bei der Arbeit zu sehen. Ich dachte allerdings, der Wein könnte sich jetzt selbst überlassen bleiben.«

»Wir probieren was Neues aus«, sagte Julien. »Baptiste hat mich darauf gebracht. Mehr Fruchtaroma durch mehr Hautkontakt. Bevor die Trauben gepresst werden, lassen wir sie sechs Stunden im Fass ruhen. Wir experimentieren erst einmal nur mit einer Fassfüllung und sehen, was daraus wird.«

»Hast du schon einen Vorgeschmack?«

»Dazu ist es noch zu früh, aber ich verspreche mir einiges. Die Gärtemperatur ist normal, und meine Sorge, dass der Most zu bitter werden könnte, scheint unbegründet.«

»Du sorgst dich zu viel«, meinte Baptiste. Er führte die Pipette über ein Glas, hob den Daumen, mit dem er das obere Ende des Glasröhrchens verschlossen gehalten hatte, und ließ den jungen Wein einlaufen. »Probier mal«, sagte er und reichte Bruno das Glas.

»Sehr fruchtig«, befand der. »Und überhaupt nicht bitter.«

»Mirabelle ist auf ihrem Zimmer. Du kannst zu ihr, die Tür ist offen«, sagte Julien. »Sag ihr hallo. Wir sehen uns dann um zehn in der Halle.«

Mirabelle war auf. Sie trug einen weiten Kaftan, hatte sich einen Turban um den Kopf gewickelt, ein wenig Rouge aufgelegt und die Lippen nachgezogen. Nur die eingefallenen Lider und der fahle Blick verrieten, dass sie krank war. Als sich Bruno zu ihr hinabbeugte, um ihr einen

Kuss auf die Wangen zu drücken, nahm er einen Hauch Chanel Nummer 5 wahr.

»Ich werde bei den Verhandlungen dabei sein und nicht zulassen, dass Julien alles hinwirft.«

»Schön, zu sehen, dass es dir bessergeht.«

»Ja, heute geht es mir zum Glück ganz gut«, erwiderte sie. »Seit deinem letzten Besuch scheint sich auch Julien berappelt zu haben. Er hat fast wieder seinen alten Schwung. Hör zu, ich will, dass er die Kaufoption zurückzieht. Die fünfzigtausend, die zurückzuzahlen sind, werden wir schon irgendwie auftreiben. Es ist wichtig. Denn wenn ich nicht mehr da bin und er nicht weiß, was er mit seiner Zeit anstellen soll, wird er verkümmern. Ich kenne ihn.«

»Gibt es keine andere Möglichkeit, Mirabelle? Er könnte doch so oder so die Kellerei leiten und seinen Wein produzieren. Es bliebe fast alles beim Alten. Für das Hotel und Restaurant hat er sich ohnehin nie wirklich interessiert.«

»Aber beides, Kellerei und Gastronomie, müssen in einer Hand bleiben. Nur so können wir überhaupt Gewinn machen, nämlich indem wir unseren Wein über das Restaurant verkaufen. Wenn er nur Wein anbaut, werden die *négociants* die Preise drücken so wie bei allen kleinen Erzeugern. Würdest du mich jetzt bitte in die Halle führen, damit ich unsere Gäste begrüßen kann?«

Als Bruno ihr über die Stufen half, fuhr der alte Citroën des Barons vor. Ihm entstiegen der Baron, Gérard Mangin und Vauclos, der Direktor der Bank in Saint-Denis. Wenig später kam Hubert mit seinem Mercedes in Begleitung von Jacques Lesvignes, der das größte der kleinen Bauunternehmen von Saint-Denis leitete. Es folgte Xavier in seinem Renault; der junge *maire-adjoint* brachte seinen Vater, einen Renault-Händler, und seinen Schwiegervater mit, den Besitzer der Sägemühle. Als Julien von der Kellerei herbeieilte, rollte ein alter Jaguar in den Hof. Am Steuer saß Dougal, ein gebürtiger Schotte, der nach Saint-Denis gekommen war, um dort seinen Lebensabend zu genießen, dann aber aus Langeweile das Unternehmen »Reizvolle Dordogne« gegründet und sich auf die Vermittlung von Ferienwohnungen spezialisiert hatte. Er beschäftigte zahlreiche Handwerker und Putzfrauen und war somit einer der größten Arbeitgeber der Stadt. Der Bürgermeister hatte, wie Bruno lächelnd bemerkte, die wichtigsten Geschäftsmänner von Saint-Denis zusammengetrommelt. Julien schüttelte allen die Hand und führte sie in die Halle, wo sie von Mirabelle in Empfang genommen und gebeten wurden, unter dem Porträt von Madame Récamier Platz zu nehmen.

»Ich glaube, wir müssen davon ausgehen, dass sich die Amerikaner zurückziehen«, begann der Bürgermeister. »Der Erbprinz steht unter Arrest, und viele von uns hatten ohnehin Bedenken, ob ein so großer Partner für unsere kleine Stadt überhaupt wünschenswert ist. Einen wichtigen Vorteil hat uns die ganze Vorgeschichte allerdings schon gebracht. Wir dürfen nämlich darauf hoffen, dass unsere Weine aoc-zertifiziert werden, und dieses Gütesiegel verdanken wir vor allem deiner Domaine, Julien. Darum meine erste Frage an dich. Wie sehen deine Pläne aus?«

»Ich habe zwei Probleme. Das erste wäre die an Bondino abgetretene Kaufoption. Ich könnte sie zurückkaufen, habe aber nicht das nötige Geld dafür. Das zweite ist, ich habe zum falschen Zeitpunkt auf Expansion gesetzt. Wir haben inzwischen eine regelrechte Weinschwemme, die Preise sind im Keller, und ich produziere mehr, als ich über das Hotel und Restaurant absetzen kann. Ich müsste Werbung machen und geeignete Marketingstrategien entwickeln, aber auch dafür fehlt mir das Geld.«

»Wir haben einen Vorschlag für dich ausgearbeitet, der von allen unterstützt wird«, sagte der

Bürgermeister und erläuterte, dass jeder der Anwesenden bereit sei, in eine neu zu gründende Aktiengesellschaft, die Vignerons de Saint-De-nis-sur-Vézère, zu investieren, an der auch jeder Bürger der Stadt Anteile erwerben könnte. Diese Gesellschaft würde das Geld für den Rückkauf der Kaufoption vorstrecken. Julien könnte Hotel und Weinberg behalten und seine Überschüsse von Hubert vermarkten lassen.

»Darüber hinaus haben wir beschlossen, Cresseils Besitz günstig aufzukaufen und dem neuen Unternehmen einzugliedern«, sagte der Baron und schilderte in kurzen Worten die problematische Erblage. Der Bürgermeister hatte Cresseils Cousins zweiten Grades in Tulle ausfindig gemacht, die sich auf einen unverhofften Gewinn freuten, tatsächlich aber einen langen Rechtsstreit zu gewärtigen hatten. Sie wollten morgen zur Beisetzung erscheinen.

»Wir werden ihnen vorschlagen, uns ihren Anspruch auf den Besitz für fünfzigtausend in bar zu verkaufen. Wenn nötig, wäre ich bereit, auch mehr zu zahlen. Ich glaube aber, Sie werden anbeißen«, fuhr der Baron fort. »Einen Teil davon sollten wir vielleicht an Alphonse abtreten. Mit dem Rest hätten wir trotzdem einen guten Schnitt gemacht. Und wenn keine weiteren Ansprüche mehr erhoben werden, können wir uns den Rechtsstreit ersparen.«

Bruno folgte der Unterredung mit stummer Bewunderung für deren reibungslosen Verlauf, was in Anbetracht der unterschiedlichen Interessen nicht zu erwarten gewesen war. Die Überzeugungskraft des Bürgermeisters und der Geschäftssinn des Barons ergänzten sich aufs trefflichste. Gewiefte Strategen, alle beide, dachte Bruno.

Der Bürgermeister legte nun einen Plan dar, wonach einzelne Scheunen diverser Besitztümer zu *gîtes* ausgebaut werden sollten. Für Lesvignes' Bauunternehmen gäbe es entsprechend viel zu tun; es würde etlichen Schulabgängern Lehrstellen anbieten können, die obendrein noch, wie Xavier hervorhob, durch staatliche Fördermittel bezuschusst würden. Dougal erklärte, dass er ohnehin zu expandieren vorgehabt habe und gute Aussichten darauf bestünden, die neuen Ferienwohnungen vermietet zu bekommen.

»Das klingt mir alles zu sehr nach Immobiliengeschäften«, sagte Julien. »Wo bleibt der Wein?«

Hubert setzte ihm auseinander, dass das Land im Besitz der Eigentümer bliebe; es werde nur an die neue Aktiengesellschaft verpachtet, die unter seiner und Juliens Leitung Weinanbau betreibe. Nach überschlägiger Schätzung könnte das Unternehmen mindestens zwanzig Hektar neu bepflanzen und über tausend Hektoliter im Jahr produzieren.

»Über mein Hotel und Restaurant verkaufe ich zurzeit allenfalls tausend Kisten pro Jahr, das sind zwölftausend Flaschen«, sagte Julien. »Wo finden wir einen Markt für den Rest?«

»Ich habe über fünfhundert Mieter in der Saison«, erwiderte Dougal. »Wir spendieren jedem eine Weinprobe auf der Domaine und bieten Vorzugspreise. Ich fresse einen Besen, wenn wir auf diesem Weg nicht noch weitere fünfhundert Kisten verkaufen könnten.«

»Ich verkaufe den Wein in meinem *cave* und über all die Restaurants, die schon jetzt meine Kunden sind«, sagte Hubert. »Abnehmer finden wir bestimmt auch unter denen, die meine Bergerac-Cuvées kaufen. Da ich in unserem Unternehmen als Hauptanteilseigner der *négociant* sein werde, können wir uns die Provisionen für Vertreter sparen. Ich habe schon mit Duhamel vom Supermarkt gesprochen. Er will fünfhundert Kisten abnehmen. Mit anderen Worten, die überschüssigen Erträge deiner Domaine wären so gut wie verkauft. Es wird noch drei bis vier Jahre dauern, bis wir den Wein der jungen Reben verwerten können. Bis dahin sollten wir uns einen Namen gemacht haben. Darin liegt die Herausforderung für uns. Wir müssen Weine

produzieren, die Preise gewinnen.«

»Wir sollten hier auf der Domaine auch ein attraktives Besucherzentrum einrichten«, sagte der Bürgermeister.

»Dafür werde ich bestimmt den nötigen Kreditrahmen schaffen können. Außerdem würde ich mich gerne mit fünfzigtausend aus eigener Tasche in die Gesellschaft einkaufen«, sagte Vauclos, der Leiter der Crédit-Agricole-Filiale im Ort, ein Gascogner mit massigem Gesicht und scharfem Verstand.

Bruno schmunzelte innerlich. Die *mairie* war der Hauptkunde der Bank. Sämtliche Gehälter und Gewerbesteuern gingen durch deren Bücher, und die hier versammelten Herrschaften sorgten für den weitaus größten Teil der Geschäfte in Saint-Denis. Ein Bankdirektor wäre wahrhaftig schlecht beraten, wenn er ein solches Unternehmen nicht unterstützte. Und dann dachte Bruno an seine eigenen bescheidenen Ersparnisse und versuchte auszurechnen, wie viele Aktien er sich wohl würde leisten können.

»Es wurde angeregt, die Bürger von Saint-Denis als Aktionäre an der Gesellschaft zu beteiligen«, sagte er. »Wie sähe das im Einzelnen aus?«

»Wir bieten Anteile von, sagen wir, hundert Euro pro Aktie an, die hiesige Steuerzahler mit einem Preisnachlass von vielleicht zehn Prozent erwerben können«, erklärte Xavier. »Außerdem wird natürlich jeder Anteilseigner auf unseren Wein Rabatt bekommen. Wir haben hier in Saint-Denis rund tausend Haushalte. Wenn jeder im Jahr eine Kiste abnimmt, wären das allein zwölf tausend Flaschen.«

»Wir würden also Bondinos Geschäftsidee übernehmen und in einem etwas kleineren Umfang selbst verwirklichen«, bemerkte Bruno.

»Ja, das überzeugt mich«, sagte Mirabelle, die aufmerksam zugehört hatte, obwohl es ihr sichtlich schwerfiel, sich aufrecht zu halten. »Das wäre das Beste für Julien, die Domaine und ganz Saint-Denis. Wir sind einverstanden.«

»Was, wenn nur wenige bereit sind, Anteile zu erwerben?«, fragte Bruno.

»Dann wird die *mairie* alle freiverkäuflichen Aktien im Namen der Kommune aufkaufen«, antwortete der Bürgermeister. »Und was an Dividenden anfällt, wird in den Bau der Sporthalle investiert, die Sie unbedingt haben wollen, Bruno.«

»Na schön«, sagte Bruno. »Wenn Julien, Mirabelle und alle anderen einverstanden sind, mache ich mit. Hundert Euro pro Aktie, abzüglich zehn Prozent, richtig? Ich könnte neuntausend Euro lockermachen, wäre also mit hundert Aktien dabei. Aber ich warne euch. Ich werde auf meine Einlage gut aufpassen. Sie ist mein ganzes Ersparnis.«

»Mein lieber Bruno«, sagte der Bürgermeister. »Was glauben Sie, warum Sie hier sind? Es war schließlich Ihre Idee, über die wir hier verhandeln. Sie waren es, der gesagt hat, dass das, was für Bondino von Interesse ist, auch für französische Investoren interessant sein könnte. Und darum sitzen wir hier. Ich schlage vor, Sie als Initiator dieses Projekts haben Anspruch auf zweihundert Anteile und einen Sitz im Vorstand. Ihre Einlage von neuntausend Euro ist natürlich trotzdem willkommen.«

Bruno parkte seinen Transporter neben etlichen anderen Fahrzeugen auf einem Wiesenstück am Rand der schmalen Straße, die zu Alphonse' Landkommune führte. Gleich neben ihm stellte Fabiola ihren Twingo ab. Er öffnete ihr die Tür, nahm von Pamela einen Korb voll Wein und Leckereien entgegen und führte die beiden über das Feld. Fabiola klatschte vor Entzücken in die Hände, als sie das Kuppelhaus sah. Pamela machte Jacqueline auf das Hügelhaus, das Blockhaus und die Windmühle aufmerksam. Die junge Frau schien aus dem Staunen nicht herauszukommen. Bruno fragte sich, ob Max sie denn nie mit hierhergebracht hatte.

»Ich sollte Sie vielleicht warnen«, sagte Bruno. »Wie ich Alphonse kenne, wird es heute Abend in Erinnerung an Max hoch hergehen. Eine traditionelle Trauerfeier steht nicht zu erwarten.«

Es hatten sich schon an die fünfzig Gäste eingefunden, mehrheitlich Freunde von Max aus der Schule und dem Rugbyverein. Aber da waren auch die dicke Jeanne und Madame Vignier, Fabrice, Raoul und Stéphane vom Markt. Ein freudiges Juchhe kam aus den Reihen der Rugbyspieler, als Bruno mit den drei Frauen auftauchte, die, als er sie vorgestellt hatte, herzlich willkommen geheißen wurden. Und ehe Fabiola sich's versah, wurde sie von Bertrand und dem jungen Edouard von der Tankstelle zum Tanz vor dem Käseschuppen aufgefordert. Aus Lautsprechern schallte Musik von den Rolling Stones über den mit Klapptischen vollgestellten Hof. Es gab Käse, selbstgebackenes Brot von der Kommune und das, was die Gäste mitgebracht hatten: Dutzende von Flaschen und *pâtés*, Schinken und *tartes*. Auf einem separaten Tisch standen vier herrliche Torten, sehnsüchtig beäugt von drei Ziegen und den beiden Kleinkindern, die die Vierbeiner wegzuscheuchen versuchten. Fauquet musste also auch schon gekommen sein.

Hinter den Tischen brutzelten zwei diesjährige Lämmer über einem Berg von glühender Holzkohle, die wahrscheinlich schon am Vormittag angezündet worden war. Sie steckten an langen, von geduldiger Hand gedrehten Spießen, und sooft ein Tropfen Fett in die Glut fiel, loderte eine hellgelbe Flamme auf. Die Kruste war schon knusprig braun und glänzte von der Marinade, die einer von Max' Schulfreunden gewissenhaft mit einem langen, aus einem Besenstiel und Lorbeerreisig bestehenden Pinsel auftrug. Bruno erkundigte sich nach dem Rezept der Marinade: Olivenöl, Honig und *vin de noix*. Die Bäuche der Lämmer waren mit Rosmarin und Lorbeerblättern gestopft und dann mit Blumendraht zugenäht worden. Ein verlockender Bratenduft hing in der Luft.

Alphonse stand vor dem Tisch mit den Getränken und schüttete aus einem großen Krug Wein in eine Reihe kleiner Gläser. Als er Bruno erblickte, hielt er inne und umarmte ihn. Seine Aufmachung war so ungewöhnlich wie prächtig: Er trug eine reichbestickte indische Jacke in Rot- und Goldtönen, eine hellblaue Hose und einen hohen roten Fez, in eine fast greifbare Wolke von Patschuli eingehüllt. In einer grünen zeltförmigen Robe und mit hennagefärbten Haaren kam nun auch Céline auf sie zu. Bruno sah geflissentlich darüber hinweg, dass sie einen dicken Joint in der Hand hielt.

»Ich will, dass alle zumindest ein Glas von Max' Wein trinken, wenn das Feuer gleich brennt«, sagte Alphonse. »Hoffentlich ist genug da. Mit so vielen Gästen habe ich gar nicht gerechnet.« Er wandte sich an Jacqueline: »Ganz besonders freue ich mich, dich wiederzusehen. Max war bis über beide Ohren in dich verliebt und in seinen letzten Tagen sehr glücklich.«

Jacqueline rang sich ein Lächeln ab, das erste seit dem gemeinsamen Aufbruch von Pamelas

Haus, wie Bruno bemerkte. Sie umarmte Alphonse und verschwand dann fast zwischen den weiten Falten des Gewandes von Céline, als diese sie in den Arm nahm. Nicht weniger herzlich begrüßt wurde Pamela als Ehrenpatin bei Max' Adoption. Mit umgebundener Schürze und einem langen Löffel in der Hand trat Dominique hinter einem Tisch hervor, an dem sie mit Marie in großen Schüsseln Salat anrichtete. Sie küsste Bruno auf die Wangen und gab Jacqueline die Hand, wobei sich die beiden jungen Frauen mit kühlem Blick taxierten.

»Wir feiern auch ein Wiedersehen mit ehemaligen Kommunemitgliedern«, sagte Alphonse und verteilte die gefüllten Weingläser. »Viele sind aus Paris angereist, einer sogar aus London. Max war für uns alle wie ein Sohn. Und auch die Kinder sind gekommen, aus Bordeaux, Marseille und sonst woher.«

»Wir wollten heute Abend eigentlich Max' Asche hier verstreuen, aber sie geben seinen Leichnam nicht frei«, sagte Céline. »Warum? Weißt du etwas, Bruno?«

»Ich glaube, es konnte noch nicht eindeutig festgestellt werden, wer zuerst tot war, Max oder Cresseil. Davon hängt ab, wer erbt«, antwortete Bruno und fragte, um das Thema zu wechseln: »Wann wird das Feuer entzündet?«

»Sobald es dunkel genug ist«, sagte Alphonse. »Aber jetzt will ich erst einmal mit Jacqueline tanzen, der Frau, die unseren lieben Jungen als Letzte im Arm gehabt und glücklich gemacht hat.« Er nahm einen tiefen Zug von Célines Joint und führte Jacqueline an der Hand zur Tanzfläche.

»Gut, dass Sie das nicht gesehen haben«, sagte Pamela und schmunzelte. »Es wäre der Stimmung heute Abend wohl schlecht bekommen, wenn Sie die Gastgeber festgenommen hätten.«

»Leben und leben lassen«, sagte Bruno. »Wie wär's mit einem Tänzchen?«

Sie schlängelten sich durch die Menge, begrüßten Neuankömmlinge, wichen Ziegen und spielenden Kindern aus und erreichten die Terrasse, wo alle Tänzer nun einen Kreis um Alphonse gebildet hatten, der zu Jefferson Airplanes »White Rabbit« einen seiner außergewöhnlichen Tänze aufführte. Jacqueline blickte ein wenig verunsichert drein, versuchte aber tapfer, irgendwie Schritt zu halten, während Alphonse fingerschnippend und mit flatternden Ellbogen um sie herumwirbelte, die langen Haare fliegen ließ und jedes Wort laut mitsang.

»Hat man damals so getanzt?«, fragte Pamela.

»Scheint so«, antwortete Bruno. »Sehen Sie mal da.«

Jetzt war auch Céline auf der Tanzfläche, drehte sich mit ausgestreckten Armen im Kreis und ließ die grüne Robe wie ein Segel fliegen, während aus ihrem Joint Rauch aufstieg. Eines der ehemaligen Kommunemitglieder, groß und hager, fast kahlköpfig und in schwarzem Samtanzug, gesellte sich zu ihr. Ein noch älteres Paar mit weißen Haaren trat hinzu und fing zu swingen an.

»Ich weiß nicht, ob ich das kann«, sagte Pamela. »Aber versuchen wir's.«

Als die letzten Takte von »Feed Your Head« verklungen waren und das Gitarrenintro von Eric Claptons »Layla« erklang, mischten sich Bruno und Pamela unter die Tanzenden. Bruno forderte auch Umstehende auf mitzumachen, und bald schien alles in Bewegung, sogar der Bürgermeister und Xavier wie auch René und Gilbert von der Bar mit ihren Frauen. Der Bürgermeister klatschte Pamela ab, nahm sie in den Arm und führte mit ihr auf, was wie ein langsamer Foxtrott aussah. Bruno wechselte zu Jacqueline über und kam damit der halben Rugbymannschaft zuvor, die sich an sie heranzumachen versuchte.

»Gleich gibt's ein großes Feuer«, sagte sie. »Verrückt, nicht wahr? Man fragt sich, wie Max hier aufwachsen und normal bleiben konnte.«

Ein Gong ertönte, worauf alle Köpfe herumfuhren. Alphonse stand neben dem aufgeschichteten Feuer und schlug ein zweites Mal auf eine große Kupferscheibe, deren Klang aus allen Ecken widerhallte. Selbst die Ziegen hatten zu kauen aufgehört und blickten auf. Céline trat neben Alphonse, der den Gong ablegte und einen mit Pech bestrichenen Knüppel zur Hand nahm.

»Liebe Freunde, wir sind hier wegen Max zusammengekommen, und in dieser Kommune wollen wir nicht den Tod beklagen, sondern das Leben feiern. Also tanzen und singen und essen wir ihm zu Ehren. Ich habe Max mit Liebe aufgezogen und werde wie jeder von uns immer an ihn denken. Ich bin dankbar für das, was er uns allen an Wärme geschenkt hat. Jetzt möchte ich die ganze Familie, alle, die mit uns leben, zu mir bitten.«

Die Angehörigen der Kommune begaben sich nach vorn. Während Alphonse seine Fackel anzündete, verteilte Céline weitere Fackeln an die Mitbewohner, die diese an der ersten ansteckten, bis ein halbes Dutzend Flammen zum dunkelnden Himmel aufloderten und einen rötlichen Schein über die Gesichter der Familie flackern ließen. Auf Bruno wirkte die Szene irgendwie heidnisch, fast barbarisch, gleichzeitig hatte sie etwas Vertrautes und schien an Zeiten anzuknüpfen, in denen ausschließlich und ganz selbstverständlich so, nämlich mit geröstetem Lamm und Lagerfeuern und Wein gefeiert wurde.

Alphonse und Céline steckten ihre brennenden Fackeln ins Reisig unter den aufgeschichteten Holzscheiten. Die anderen taten es ihnen gleich. Zuerst zögernd und mit kleinen bläulichen Zungen griffen die Flammen um sich; dann brachen sie unwiderstehlich aus dem Zunder hervor und schlugen fauchend über die Scheite empor, meterhoch über die Köpfe der Menge, die Schritt für Schritt vor dem sengend heißen Luftschwall zurückwich.

»Adieu, Max«, rief Alphonse. Er umarmte Céline, alle Kinder und Angehörigen und führte sie zurück an die Tische, auf die gelbroter Flammenschein fiel.

Stéphane und Raoul machten sich mit langen Tranchiermessern über die gerösteten Lämmer her, trennten Köpfe und Schlegel ab und schnitten das Fleisch in großzügige Portionen auf. Alphonse schöpfte mit einer Kelle Couscous aus einem riesigen Kessel, während Bruno zusammen mit Xavier die vielen von den Gästen mitgebrachten Weinflaschen öffnete. Am Nebentisch träufelte Pamela eine Vinaigrette aus Olivenöl und selbstgemachtem Weinessig über den Salat. Fabiola verarztete das aufgeschürfte Knie eines weinenden kleinen Jungen, der über eine der Ziegen gestolpert war. Jacqueline tanzte immer noch.

Als alle zu essen hatten, bedienten sich auch Bruno, Pamela und die anderen Helfer. Weil kein Stuhl mehr frei war, klemmte sich Bruno zwei Flaschen Wein unter die Arme, nahm seinen Teller in die eine, einen Stoß Plastikgläser in die andere Hand und ging zu Dominique und Stéphane, die auf der Wiese saßen. Pamela brachte ihren Teller auf einer Salatschüssel und trug eins von Alphonse' Broten unter dem einen Arm und eine Rolle Küchenkrepp unter dem anderen. Alphonse hatte die Musik leiser gestellt.

»Herrlich, so zu schlemmen! Ich komme mir vor wie im Mittelalter«, sagte Pamela, die ihre dünne Plastikgabel abgelegt hatte und sich mit den Fingern behalf. Bruno reichte ihr sein Messer, langte dann in die Seitentasche seiner Cargohose und holte daraus eine Handvoll Feuchttücher hervor, auf deren Verpackung ein Hummer abgebildet war.

»Davon schaffe ich mir jedes Mal zu Sommeranfang einen kleinen Vorrat an und habe immer welche dabei, wenn ich picknicke«, sagte er. »Wenn es die schon im Mittelalter gegeben hätte, wäre wohl vieles anders gekommen. Aber ich weiß, was Sie meinen. So zu essen ist wie eine Zeitreise in die Vergangenheit, und man ahnt, wie sich unsere Vorfahren gefühlt haben.

Wahrscheinlich ist es gerade das, was uns daran so gefällt.«

Er schaute über den Hof und sah Fabiola und Jacqueline inmitten der Rugbyspieler an einem Tisch beisammensitzen, lachend und plaudernd. Der Bürgermeister leistete Alphonse, Céline und einigen Ehemaligen der Kommune an einem anderen Tisch Gesellschaft.

»Sie sind wie eine Glucke!« Pamela schmunzelte. »Keine Sorge, Ihre Küken sind wohlauf und vergnügen sich. Der Aufpasser von Saint-Denis kann für eine Weile ausspannen.«

»Ich mache mir nur ein bisschen Sorgen wegen Fabiola, aber es scheint, sie passt gut hierher und schließt Bekanntschaften.«

»Eine hübsche Frau, trotz der Narbe, und weil sie sich offenbar selbst nicht daran stört, fällt sie anderen kaum auf. Mit roten Haaren verhält es sich wohl ähnlich. Als Mädchen habe ich mich dafür geschämt und mir immer eingebildet, schräg angeguckt zu werden. Aber dann wurde mir bewusst, dass das gar nicht stimmt. Und selbst wenn, es macht mir nichts mehr aus.«

»Wirklich?«, fragte Bruno. »Hatten Sie denn früher eine andere Farbe? Dieses Kastanienbraun ist doch wunderschön.«

»Früher waren meine Haare heller. Man nannte mich Füchschen oder Möhre. Ich hatte einen Onkel, der immer so tat, als würde er seine Zigarette an meinem Kopf anzünden.«

»Mich hat man früher mit Namen wie Liliputte oder Dreikäsehoch gehänselt, weil ich in meiner Klasse die Kleinste war«, sagte Dominique. »Nur Max hat mich nie so genannt und in seinem Beisein auch nicht zugelassen, dass mich andere so nennen.«

»Weißt du, ich war ein bisschen beunruhigt, als ihr aufs Gymnasium gewechselt seid«, sagte Stéphane. »Ich dachte, ihr beide, du und Max, wärt für euer Alter schon viel zu eng zusammen.«

»Dummchen«, erwiderte sie und tätschelte lächelnd sein Knie. »Zwischen uns ist nie was gelaufen, wenn du das meinst. Für mich war er wie ein Bruder.«

»Hattest du denn nichts dagegen, dass Max und Jacqueline miteinander gingen?«, fragte Bruno.

»Nein, aber ich fand's nicht nett von ihr, dass sie auch mit dem anderen, diesem Amerikaner, ausgegangen ist. Max hat sich mir anvertraut, und was ich von ihm gehört habe, war wirklich gemein.«

»Sie scheint über das Schlimmste hinweg zu sein«, flüsterte Pamela und deutete auf den Tisch vor der Kuppel, wo Jacqueline gerade ausgelassen lachte. »Ich glaube, sie hat sehr gelitten und sich deshalb umso mehr in ihre Arbeit gestürzt. Heute wollte ich ihr eine Tasse Kaffee bringen. Da lag sie auf ihrem Bett und schlief, offenbar ziemlich erschöpft!. Der Tisch war voller Bücher, Literatur über Weinanbau und Weinindustrie, dazu jede Menge Zeugs über diese Bondino-Gruppe, der der junge Amerikaner angehört. Sie will ja selbst ins Weingeschäft, deshalb war ich auch überrascht, dass sie ihn fallengelassen hat.«

Bruno merkte auf und fasste Pamela ins Auge. »Was meinen Sie mit >jede Menge Zeugs<?«

»Ich habe nicht genau hingeschaut, aber es waren offenbar Geschäftsberichte, Zeitungsartikel und etliche Fotos der Familie, mehrere Ordner voll, glaube ich jedenfalls, denn es war nur einer aufgeschlagen. Vermutlich hat sie all diese Informationen aus dem Internet zusammengetragen, um mehr über den zu erfahren, der ihr den Hof macht.«

»Finden Sie das normal? Ich meine, haben Sie sich als junge Frau auch so gründlich über Ihre Verehrer erkundigt?«

»Durchaus.« Pamela lächelte. »Allerdings nicht per Internet, das gab es damals noch nicht. Aber

natürlich habe ich mich unter Freunden umgehört. Das ist doch ganz normal.«

»Hinter all dem, was Sie soeben aufgezählt haben, scheint mir ein bisschen mehr zu stecken - Familienfotos, dicke Ordner... «

»Ja, das hat mich selbst überrascht. Es ist eine regelrechte Materialsammlung für ein Forschungsprojekt. Richtige Fotos, nicht nur Porträts, sondern auch Gruppenaufnahmen, Schnappschüsse von der Familie, zum Teil aus den dreißiger oder vierziger Jahren. Ich glaube, die kann man inzwischen auch von Websites runterladen und ausdrucken.«

Bruno nickte. Er fand es mehr als seltsam, dass sich Jacqueline so für einen Mann interessierte, dem sie nach kurzem Kennenlernen den Laufpass gegeben hatte. Zugegeben, er war sehr reich. Vielleicht hatte sie das neugierig gemacht, zumal Max ein armer Schlucker war. Vielleicht hoffte sie auch, in Bondinos Unternehmen Karriere machen zu können. Das ergäbe durchaus Sinn. Wären da nicht die Fotos, die auf ein tiefer gehendes Interesse schließen ließen. Irgendetwas störte ihn an Jacqueline, und das war nicht nur ihre berechnende Art. Er würde sie noch einmal vernehmen müssen und vielleicht auch einen Blick in ihre Ordner werfen.

Dominique sammelte gebrauchte Pappteller ein und warf sie in einen großen schwarzen Plastiksack. Stéphane zog Pamela an den Händen hoch und führte sie zur Tanzfläche, als aus den Lautsprechern Lieder der Beach Boys erklangen. Alphonse schien spätestens mit der Gründung der Kommune das Sammeln von Schallplatten eingestellt zu haben. Dominique forderte Bruno zum Tanzen auf, und auch Alphonse und Céline waren wieder schwungvoll in Bewegung.

»Max hätte seinen Spaß gehabt«, sagte Dominique. »Solche Partys waren ganz nach seinem Geschmack.«

Als Françoise Hardy mit dem Lied *Tous les Garçons et les Filles* zu hören war und Alphonse mit Dominique tanzen wollte, steuerte Bruno geradewegs auf Pamela zu und legte den Arm um ihre Taille.

»Das ist schon eher meine Musik«, sagte Pamela. »Rock 'n' Roll war nie mein Fall.«

»Dann werden Sie jetzt auf Ihre Kosten kommen«, entgegnete Bruno. »Wie ich Alphonse kenne, wird er gleich Charles Trenet und danach ein paar langsame Nummern von Juliette Gréco und Yves Montand auflegen.«

»Das wird ja immer besser«, freute sie sich und drehte eine Pirouette unter seiner ausgestreckten Hand. Vom Feuerschein beleuchtet, wirkte sie um Jahre jünger. Bruno nahm sie wieder in den Arm und fühlte den straffen, durchtrainierten Rücken der leidenschaftlichen Reiterin.

»Ich habe Sie mir nie als Tänzer vorgestellt, sondern eher als Raufbold auf dem Rugbyfeld oder Draufgänger am Tennisnetz«, sagte sie.

»Sie vergessen, dass ich auch Jäger bin«, entgegnete er, »in der Stille des Waldes, geduldig auf der Pirsch.«

»Wie hätte ich das vergessen können!« Sie lachte und rückte näher. Er senkte den Kopf, schmiegte seine Wange an ihre und spürte ein kleines Zittern in ihrer Hand, die er hielt. Yves Montand sang *Feuilles Mortes*, und Pamela sang leise auf Englisch mit. »*The autumn leaves of red and gold...* « Sie hatte eine schöne weiche Altstimme.

»War's Absicht oder ein Versehen, dass Sie mir nach Ihrem Abendessen einen Kuss auf die Lippen gegeben haben?«, flüsterte sie an seinem Ohr.

»Ein Versehen, das ich sehr genossen habe«, antwortete er ehrlich. »Vielleicht war's auch ein

Impuls, der mir die Richtung vorgegeben hat.«

»Ja, so kam's mir vor. Schade nur, dass wir's nicht auskosten haben.«

Er küsste ihren Nacken und spürte, wie sich ihre Arme um seinen Rücken schlangen.

»Es hat mich den ganzen Weg zurück nach Hause gefuchst, dass ich ein solcher Angsthase gewesen war«, sagte er. »Doch dann musste ich mich um Bondino kümmern.«

»Ah ja, Bondino und Jacqueline. Und der arme Max. Das Mädchen hat den beiden mächtig zugesetzt.« Schweigend bewegten sie sich zur Musik, ohne auf die anderen Tänzer zu achten. Nach einer Weile fragte sie: »Glauben Sie, dass man mit den Jahren vernünftiger in Sachen Liebe wird?«

»Nein, nicht vernünftiger«, antwortete er. »Die Liebe verliert nicht an Kraft, im Gegenteil, aber vielleicht geht man ein bisschen vorsichtiger und empfindsamer damit um.«

»Glauben Sie?«, flüsterte sie und streifte mit ihren Lippen seine Wange. »Ist es vielleicht so, dass wir uns mehr Gedanken darum machen und häufiger davon reden?«

»Ich für mein Teil denke viel zu viel daran«, sagte er und küsste sie. Diesmal wandte sich keiner vom anderen ab. Der Feuerschein verglomm, und hell erstrahlten die Sterne am Himmel.

Neben seiner üblichen Schreibaarbeit und mehreren Telefonaten hatte Bruno den Vormittag darauf verwandt, Vorbereitungen für Cresseils Beisetzung zu treffen. Ein Resistance-Veteran, der sich 1945 mit der französischen Armee bis nach Deutschland durchgeschlagen hatte, verdiente militärische Ehren. Jetzt, da die Uhr der *mairie* die letzte Viertelstunde vor drei einlätete, ging Bruno hinunter in den Keller. Er holte Fahnen und die *Route-barrée*-Schilder hoch, um für den kleinen Umzug die Straße absperren zu können, die von der Kirche über das Kriegerdenkmal zum Friedhof führte, wo Cresseil neben seiner Annette zur letzten Ruhe gebettet werden sollte.

Die Kirche war fast voll, als Bruno durch die Seitentür schlich. Raoul, der sich als Sargträger nützlich machte, wenn er nicht gerade auf dem Markt seinen Wein verkaufte, war mit seinen Kollegen in der kleinen Aussegnungshalle und band sich eine schwarze Krawatte um. Der Sarg stand auf einem Katafalk vor dem Altar, daneben ein Stuhl mit Kissen, auf dem die Orden und Abzeichen lagen, die Bruno aus dem Haus des Alten geholt hatte. In der ersten Bankreihe saßen der Bürgermeister und Xavier mit ihren Frauen sowie der Baron. Hinter ihnen hatten mehrere Fremde Platz genommen, wahrscheinlich Cresseils Angehörige. Bruno nickte Alphonse zu.

Die Orgel spielte eine schwermütige Weise, ein Choralvorspiel von Bach, wie Bruno dem Programm entnahm. Er suchte in der Menge der Trauergäste nach Pamela. Mit zärtlichem Kuss und einem Lächeln, das voller Versprechen war, hatte sie sich am Vorabend von ihm verabschiedet und war mit Fabiola und Jacqueline in die Stadt zurückgefahren. Als er sie jetzt entdeckte, spürte er ein angenehmes Kribbeln. Sie trug ein dunkles Kopftuch, das auch die Hälfte ihres Gesichts verhüllte. Neben ihr saß Jacqueline mit offenen Haaren. Er musterte die beiden und bemerkte den Kontrast zwischen der reifen bezaubernden Frau und dem eher konventionell hübschen Mädchen. Als hätte sie seinen Blick gespürt, schaute Pamela zu ihm herüber. Sie lächelte und hob ganz leicht eine Augenbraue, wie um zu fragen, wie es mit ihrer Romanze nun weitergehen würde. Er nickte ihr zu, und es erleichterte ihn, dass sie keinerlei Reue zu haben schien. Ebenso wenig wie er selbst.

In prächtigem Ornat kam Pater Sentout aus der Sakristei. Er schüttelte dem Bürgermeister und den Angehörigen Cresseils die Hand, stellte sich dann vor den Sarg und hielt Andacht. Bruno kehrte nach draußen zurück, um sich zu vergewissern, dass Jean-Pierre, Bachelot und Marie-Louise, die alle drei fast so alt waren wie der Betrauerte, mit ihren Fahnen bereitstanden. Die Gendarmen hatten sich zu einer kleinen Ehrenwache formiert, und auch die Schulkapelle war inzwischen angetreten, um den kurzen Weg zum Kriegerdenkmal anzuführen.

Als Bruno durch das Hauptportal in die Kirche zurückkehren wollte, kam ihm Jean-Jacques entgegen. »Ich habe gesehen, dass Sie rausgegangen sind«, sagte er und reichte Bruno einen Computerausdruck. »Das ist die Antwort aus Quebec.« Bruno hatte ihm am Vorabend eine sms mit der Bitte zugesandt, sich bei der Polizei von Québec über Jacqueline zu erkundigen. »Scheint sauber zu sein«, fügte Jean-Jacques hinzu. »Das heißt, sie hat weniger zu befürchten als ich. Der Präfekt ist sauer auf mich, und irgend so ein dahergelaufener Anwalt droht mir mit einer Klage, weil ich Bondino angeblich ungerechtfertigterweise festgenommen hätte.«

Bruno widerstand der Versuchung, Jean-Jacques daran zu erinnern, dass er ihn gewarnt hatte. »Hat der Gerichtsmediziner immer noch keine eindeutigen Hinweise auf Fremdverschulden gefunden?«

»Nein, und deshalb kann ich Bondino nicht länger festhalten. Wir haben zwar seine Fingerabdrücke und werden wohl demnächst auch den Beweis dafür haben, dass die Haare unter den Fingernägeln des Toten seine sind, aber solange nicht feststeht, dass ein Verbrechen vorliegt, ist Bondino frei, und ich sitze in der Patsche - so tief, dass ich hierherkommen musste, um mich bei Ihrem *capitaine* Duroc dafür zu entschuldigen, die Gendarmerie missbraucht zu haben. Der Präfekt besteht darauf.«

»Die Polizei von Québec ist ja erstaunlich schnell. Ich hatte erst in einigen Tagen mit einer Antwort gerechnet.«

»Ich habe unseren Freund, den *brigadier*, eingeschaltet. Zwei Stunden später war die Antwort da.«

Die Musik schwoll an, als sich die Kirchenpforte öffnete. Angeführt von Pater Sentout und einem Jungen im weißen Messgewand, der ein großes Kreuz trug, brachten Raoul und die anderen Träger den Sarg nach draußen. Mit fliegenden Fahnen vorweg setzte sich die Prozession in Bewegung. Der Bürgermeister trug das Kissen mit Cresseils Orden. Die Gendarmen reihten sich hinter ihm ein. Ihnen folgten Cresseils Cousins aus Tulle sowie der Baron. Als dieser Bruno entdeckte, zeigte er heimlich mit dem Daumen nach oben. Anscheinend hatte er es geschafft, der Verwandtschaft den Anspruch auf das Erbe abzukaufen. Der Schulchor stimmte die Resistance-Hymne »Le Chant des Partisans« an und zog hinter der Trikolore, der Fahne von Saint-Denis und dem *Croix de Lorraine* - dem Symbol des freien Frankreich - im Gleichschritt über die Brücke in Richtung Kriegerdenkmal.

Rollo, der Schulrektor, hatte seine älteren Schüler auf die Senioren aus dem Altenheim verteilt, damit sie ihnen zur Seite stünden. Die Alten schauten einander an, als sie vorsichtig aus der Kirche schlurften. Für Bruno schien es, als verrieten ihre Blicke Erleichterung darüber, dass ihre Zeit noch nicht gekommen war, gleichzeitig aber auch die ängstliche Frage, wer von ihnen wohl der Nächste sein würde.

Den von der Stadt gespendeten Kranz hatte Bruno bereits zum Kriegerdenkmal gebracht, das die französischen Soldaten des Ersten Weltkriegs ehrte und mit einem glänzenden Adler aus Messing gekrönt war. Zwei weitere Kränze waren von den *compagnons de la résistance* und den *anciens combattants*. Es erfüllte Bruno mit Stolz, dass seine Stadt und die Nation ihrer Gefallenen gedachte und die junge Generation daran erinnerte, welchen Preis sie letztlich auch für deren Freiheit gezahlt hatten. Und er dachte, dass sich eine Gemeinde glücklich schätzen konnte, die es vermochte, Alte und Junge in gegenseitiger Zuneigung zusammenzuführen wie im Fall von Max und Cresseil. Umso schrecklicher war ihm der Gedanke, dass Cresseils letzter Blick wahrscheinlich auf den tot im Fass schwimmenden Jungen gerichtet gewesen war, den er geliebt hatte wie einen eigenen Sohn.

Die Fahnen wurden zum Salut gesenkt. Der Bürgermeister legte nun seinen Kranz feierlich nieder. Für die *anciens combattants* folgten seinem Beispiel mit ihren jeweiligen Kränzen zum einen der Schuhmacher Bachelot für die gaullistischen *combattants* und zum anderen sein Erzrivale Jean-Pierre, der den kommunistischen *franc-tireurs et partisans* angehört hatte. Dass beide zum Zuge kamen, war einer jener Kompromisse, die in der französischen Politik gang und gäbe und nicht zuletzt der Geduld Marie-Louise' zu verdanken waren. Sie war vierzehnjährig als Kurier der Résistance von der Gestapo festgenommen und nach Buchenwald verschleppt worden und hatte in Brunos Augen mehr gelitten als Jean-Pierre und Bachelot zusammen genommen. Trotzdem machte sie nie viel Aufhebens von sich, bot immer ihre Hilfe an und erachtete alle

Jugendlichen von Saint-Denis als ihre Enkel, weil sie selber keine hatte. Mit ungerührter Miene sah sie zu, wie die beiden älteren Männer die Schultern strafften, salutierten und zurücktraten. Als die Kapelle die Marseillaise vortrug, rannen Tränen über ihre Wangen.

Als die Nationalhymne verklungen war, luden die Sargträger den Sarg in den Leichenwagen. Bruno sammelte die Fahnen ein und trug sie in den Keller der *mairie* zurück. Anschließend stieg er in sein Büro hinauf und faltete den Zettel auseinander, den Jean-Jacques ihm gegeben hatte, was ihn plötzlich an etwas erinnerte. Er griff zum Hörer und wählte die Nummer des *brigadiers* in Paris.

Ein Adjutant antwortete. Als Bruno ihm seinen Namen nannte, war er überrascht zu hören: »Ihr Antrag wurde gebilligt. Sie können bei uns anfangen. Ich verbinde...« Wenig später meldete sich der *brigadier*.

»Unser Freund Jean-Jacques steckt in Schwierigkeiten«, hob Bruno an.

»Ich weiß. Der amerikanische Botschafter war beim Minister und hat sich beschwert. Ich kümmere mich darum. Keine Sorge, der Minister wird sich hüten, engagierte Polizeibeamte einzuschüchtern. Und wenn ich richtig verstanden habe, ist es Ihnen zu verdanken, dass dem jungen Amerikaner eine Nacht in der Zelle erspart geblieben ist. Es gibt also gar keinen Grund zur Beschwerde. Haben Sie eine Nachricht aus Québec erhalten?«

»Ja, Monsieur. Sie liegt vor mir.«

»Schön, dass ich helfen konnte. Und nicht vergessen, wir haben einen Job für Sie und würden uns freuen, wenn Sie zu uns kämen. Übrigens, ich hätte da noch eine Nachricht für Sie, und zwar von *chefinspectrice* Perrault. Sie wissen doch, dass sie in Luxemburg im Einsatz war, oder? Es würde sie freuen, wenn Sie zum Rugbyspiel gegen Schottland am Wochenende nach Paris kommen würden. Karten habe ich schon besorgt, für Sie und Jean-Jacques, Perrault und mich. Anschließend spendiere ich ein Abendessen im Tour d'Argent ... «

Die Verbindung war plötzlich abgebrochen. Immerhin, dachte Bruno, eine Sorge weniger. Die Sache mit Jean-Jacques würde wohl wieder in Ordnung kommen. Das mit Isabelle war etwas anderes. Er würde sie liebend gern wiedersehen, fürchtete aber, erneut hin- und hergerissen zu sein. Vielleicht wollte ihm der *brigadier* mit seiner Einladung einen Posten in seinem Team schmackhaft machen und ihn von Saint-Denis weglocken. Möglich auch, dass Isabelle an diesem Plan mitgewirkt hatte und wieder einmal unterschätzte, wie eng er sich mit dem Périgord verbunden fühlte. Er würde es nie über sich bringen, Gigi in einer kleinen Wohnung in Paris einzusperren. Bruno seufzte und versuchte, sich auf das Hier und Jetzt zu besinnen.

Da kam ihm Pamela in den Sinn. Vielleicht war auch sie ein guter Grund, im Périgord zu bleiben, obwohl er sich noch nicht so recht vorstellen konnte, wohin ihre - er suchte nach einem Wort, das mehr als Flirt und weniger als Affäre bedeutete -, wohin ihre Liaison führen mochte. Es war die spannende Aussicht auf neue Möglichkeiten, die ihn so sehr erregte, und darum freute er sich auf das, was kommen mochte, egal, mit welchem Ergebnis. Alles Weitere blieb abzuwarten. Jetzt hatte er anderes zu tun.

Er schaute wieder auf die E-Mail aus Québec. Jacqueline Duplessis hatte sich nie etwas zuschulden kommen lassen, und es lag auch nichts gegen sie vor. Sie führte ein untadeliges Leben. Bruno las noch einmal, was er sich in seinem Notizbuch über sie aufgeschrieben hatte: Geburtsdatum, Adresse, Angehörige, den Mädchennamen der Mutter... Fehlanzeige. Der stand nicht in Jacquelines Reisepass, wohl aber auf dem Ausdruck aus Québec. Jacquelines Mutter

stammte aus den Vereinigten Staaten und hatte als Mädchen Sophia Maria Bondino geheißen.

Plötzlich nahm alles, was Bruno an Erkenntnissen gewonnen zu haben glaubte, eine andere Gestalt an. Er schlug die Akte auf, in der er sein Material über die Familiengeschichte der Bondinos gesammelt hatte, las es aufmerksam durch und machte sich Notizen. Er warf einen Blick auf die Uhr. Jacqueline würde noch mindestens drei Stunden in der *cave* arbeiten. Er rief Nathalie an und bat sie, in Jacquelines Personalakte nachzuschauen, wann sie sich für die Praktikantenstelle in der Kellerei beworben hatte. Danach rief er Pamela an, um zu hören, ob sie von der Beerdigung schon wieder nach Hause zurückgekommen war. Kaum hatte er den Hörer aufgelegt, klingelte das Telefon. Er glaubte, Nathalie würde zurückrufen, doch es meldete sich eine andere, sehr viel vertrautere Stimme.

»Ich bin auf dem Rückweg und rufe von einer öffentlichen Telefonzelle aus an«, sagte Isabelle. »Ich will nicht, dass der Anruf registriert wird, weil ich das, was ich dir mitteilen will, eigentlich nicht sagen darf. Aber es könnte Jean-Jacques aus der Klemme helfen.«

»Schieß los.«

»Wir haben in Luxemburg Einblick in die Bankunterlagen von Agricolae genommen. Frag gar nicht erst, wie wir das angestellt haben. Jedenfalls wissen wir jetzt von einer stattlichen Summe - hundertzwanzigtausend Euro -, die Bondino am 17. Juli auf deren Konto überwiesen hat. Das sollte Jean-Jacques wissen. Und du musst jetzt herausfinden, ob der Brandanschlag tatsächlich dem Versuchsfeld von Agricolae gegolten hat oder nicht vielleicht unserem amerikanischen Freund.«

»Aber der Fall ist doch gelöst«, entgegnete Bruno, verwundert über den Klang ihrer Stimme.

»Ich weiß. Und Jean-Jacques glaubt, dass Bondino den Brandstifter umgebracht hat. Wie dem auch sei, der Deal zwischen ihm und Agricolae könnte die Verbindung sein, die Jean-Jacques aufzudecken versucht. Ich schicke dir eine Kopie der Überweisung per Post, um keine elektronischen Spuren zu hinterlassen.«

»Danke für die Information«, sagte Bruno. »Aber warum rufst du nicht gleich Jean-Jacques an?«

»Für meinen Job und in Anbetracht von Jean-Jacques' Schwierigkeiten wäre das sicher unklug.«

»Soeben habe ich vom *brigadier* erfahren, dass Jean-Jacques nichts mehr zu befürchten hat.«

»Gut zu hören. Trotzdem. Es ist sicherer, wenn du ihm mitteilst, was ich herausgefunden habe.« Sie legte eine Pause ein. »Außerdem wollte ich deine Stimme hören.«

Bruno machte die Augen zu. »Ich hatte gehofft, du würdest dich eher melden.«

»Ich hatte viel zu tun - und musste nachdenken«, erwiderte sie. »Ich habe eine Entscheidung für mich getroffen.«

»Lass hören.« Bruno konzentrierte sich auf ihre Stimme, um sich keine Nuance, nichts, was irgendwie von Bedeutung war, entgehen zu lassen.

»Wenn wir uns wiedersehen, dann in Paris. Dort wird sich mein Leben abspielen.« Die Worte sprudelten aus ihr heraus.

»Ich will nicht nach Paris gehen«, sagte Bruno. »Diese Stadt ist nichts für mich.«

»Nicht einmal für einen Besuch?«

Um das Gezerre endlos fortzusetzen? Bruno schüttelte den Kopf und schwieg.

»Wir werden sehen. Irgendwann bist du die Provinz da unten leid«, sagte sie. »Ich vermisse dich.« Dann legte sie auf.

Bruno holte tief Luft. Er spürte, wie sich sein Puls beschleunigt hatte, und hoffte, sich richtig verhalten zu haben. Dass er Isabelles Einladung ausgeschlagen hatte, erschien ihm vernünftig, doch wenn er seinem Gefühl nachgegeben hätte, wäre er in den nächsten Zug nach Paris gestiegen.

Das Klingeln des Telefons riss ihn aus seinen Gedanken. Nathalie berichtete, dass sich Jacqueline am 30. Mai beworben hatte. Das war sechs Wochen vor Bondinos Zahlung an Agricolae, aber nach ihrer Begegnung im Büro des Professors, wo sie von seinem Vorhaben, ins Tal der Vézère zu reisen, erfahren hatte. Was hatte sie zu dem Entschluss geführt, in Saint-Denis zu arbeiten? Bruno schnappte sich seine Schirmmütze und die Wagenschlüssel, eilte nach unten auf die Straße und schwang sich hinters Steuer. Vor dem Hôtel Saint-Denis hielt er kurz an, um eine Auskunft einzuholen. Dann rief er Jean-Jacques an und bat ihn, so schnell wie möglich zu Pamelas Haus zu kommen.

Pamela saß mit einer Brille auf der Nasenspitze am Küchentisch und führte Buch. Vor ihr lagen jede Menge Quittungen und Papiere. Überrascht blickte sie auf, als Bruno anklopfte und eintrat. Doch dann ging ein Lächeln über ihr Gesicht. Sie stand auf, kam auf ihn zu, legte eine Hand an seine Wange und gab ihm einen Kuss auf die Lippen. Er umarmte sie und erwiderte ihren Kuss voller Leidenschaft, ließ aber dann von ihr ab.

»Ich bin leider dienstlich hier«, sagte er. »Und zwar wegen dieser Familienfotos und Zeitungsausschnitte, die dir in Jacquelines *gîte* aufgefallen sind. Ich muss sie sehen, bevor Jacqueline zurückkommt. Würdest du mir bitte Ihren Schlüssel geben? Wie gesagt, es ist dienstlich. Jean-Jacques wird gleich hier sein.«

»Was um alles in der Welt...« Sie riss sich die Brille von der Nase und ordnete ihr Haar, obwohl daran eigentlich nichts zu beanstanden war. »Ist das rechtens? Braucht man dafür nicht einen Durchsuchungsbefehl oder so etwas?«

»Du bist die Eigentümerin. Hat Jacqueline einen Mietvertrag unterschrieben?« »Noch nicht.«

»Dann ist es legal. Komm, wir haben nicht viel Zeit.« Sie nahm einen Schlüssel vom Schlüsselbord neben der Tür und führte ihn über den Hof. »Würdest du mir bitte erklären, was los ist?«

»Ich habe gerade herausgefunden, dass ihre Mutter eine geborene Bondino ist. Es gab in der Familie einen heftigen Streit über Besitzansprüche auf das Weingut, eine regelrechte Fehde. Deshalb möchte ich diese Unterlagen und Fotos sehen. Und da wohl die meisten Texte auf Englisch sind, brauche ich deine Hilfe.«

Jacquelines Laptop lag zugeklappt auf dem Tisch. Dahinter stapelten sich Weinbücher. In einer Aktentasche, die am Tischbein lehnte, fand Bruno die gesuchten Aktenordner. Sie waren unbeschriftet, aber voller Material über die Familie und das Unternehmen der Bondinos. Im ersten steckten Porträtaufnahmen, die auf der Rückseite mit Namen gekennzeichnet waren, zum großen Teil Abbildungen des Mannes, den Bruno aus verschiedenen Zeitungen als Bondinos Vater und Geschäftsführer des Familienunternehmens kannte. Manche Fotos zeigten ihn als jungen Mann. Auf einem war er mit einem kleinen Mädchen im Arm zu sehen. Auf der Rückseite stand mit Bleistift geschrieben: »fxb, *Maman*, 1957.« fxb stand wohl für Francis X. Bondino, Fernandos Vater, und mit Maman war vermutlich Jacquelines Mutter gemeint.

»Diese Unterlagen hier beziehen sich auf das Unternehmen, auf Bilanzen, Geschäftspläne und Gewinnerwartungen für dieses und nächstes Jahr«, sagte Pamela, die plötzlich ganz eifrig wirkte. »Ich frage mich, wie sie an das Material herangekommen ist, zumal die meisten Papiere streng vertraulich sind.«

»Lass mal sehen«, sagte Bruno. Mit den kleingedruckten Zahlenkolonnen und Diagrammen konnte er allerdings wenig anfangen. Er blätterte die erste Seite wieder auf, ein Schreiben, das in der Kopfzeile ein paar Kürzel auflistete und auf den 20. August dieses Jahres datiert war, also erst einen Monat alt. Wie hatte Jacqueline an dieses Schreiben herankommen können? »Was steht da?«, fragt er und zeigte auf den Begriff, der vor den Kürzeln stand.

»>Distribution restricted< soll heißen, dass dieser Brief nur an die namentlich genannten Personen verteilt werden darf. Das sind fxb, fxb junior und zwei weitere Personen. Deren Initialen stehen für den Leiter der Finanzabteilung und den Vertriebschef. Eigentlich dürften nur diese vier

dieses Schreiben kennen. Wie kommt es in Jacquelines Hände?»

»Keine Ahnung. Als dieses Schreiben aufgesetzt wurde, war sie bereits in Frankreich. Es muss ihr also hier in die Finger gefallen sein. Wahrscheinlich hat sie es von Bondino.« Bruno stockte. »Aber wieso sollte er ihr vertrauliches Material zuspielen?»

»Vielleicht hat sie es ihm heimlich entwendet«, sagte Pamela. »Es könnte aber auch sein, dass sie es auf den Anhang abgesehen hat. Hier, die nächste Seite. Darin geht es um Saint-Denis.«

»Was?» Bruno schaute ihr über die Schulter. »Was steht da?»

»Es ist ein Bericht unseres Forschungsinstituts über dürreresistente Weine, dazu die Kopie einer Bankanweisung von Bondino an eine Firma namens Agricolae über hundertzwanzigtausend Euro zur finanziellen Förderung der Forschung hier in Saint-Denis. Und da ist noch eine Zahlung: zweihunderttausend Euro an einen gewissen Dupuy in Paris. Die Überweisungen wurden im Juli dieses Jahres ausgestellt.«

»Kein Wunder, dass Bondino über den Brandanschlag auf das Versuchsfeld so sauer war«, sagte Bruno. »Sein Geld hat sich in Rauch aufgelöst.«

»Wie konnte sich Jacqueline all das beschaffen? Das grenzt ja an Spionage. Glaubst du, sie hat Max von all dem erzählt, von Bondino und dem Forschungsinstitut?»

»Gute Frage. Mal sehen, was in dem anderen Ordner steckt.«

Er enthielt Einzelheiten über einen Rechtsstreit - Bondino gegen Bondino -, der 1957 in Kalifornien begann. Pamela blätterte durch juristische Schriftsätze, eidesstattliche Erklärungen, Anzeigen und Einsprüche und stieß auf einen Artikel des *San Francisco Examiner* vom 11. März 1958. Die Überschrift lautete »Bondinos Testament bestätigt«. Pamela las und übersetzte für Bruno:

»Hier steht: >Der älteste Sohn des verstorbenen Weinmagnaten Silvio Bondino muss auf seinen Anteil am Millionenerbe verzichten. Das Bezirksgericht von Napa Valley hat entschieden, dass das umstrittene Testament rechtmäßig ist.< Soll ich weiterlesen?»

»Nein, das weiß ich alles schon. Mit dem Erbstreit brach die Familie auseinander. Nach dem ursprünglichen Testament sollte der Besitz zu gleichen Teilen an die beiden Brüder gehen, doch dann tauchte überraschend dieses neue Testament auf«, sagte Bruno mit Blick auf eine Reihe weiterer Fotos, von denen manche schon reichlich vergilbt waren. Andere hatten gezackte Ränder wie alte Postkarten. Eines, einen Abzug in Sepia, hielt er in die Höhe. »Das ist der Gründer des Familienimperiums, Silvio als junger Mann. Seine Eltern siedelten Ende des 19. Jahrhunderts von Italien nach Kalifornien über. Er war damals noch ein Baby.« »Ein gutaussehender Mann.«

»Und sehr geschäftstüchtig. Er hat das Unternehmen unbeschadet durch die Prohibitionszeit geführt, als Alkohol verboten war, und später auch durch die Weltwirtschaftskrise. Sein jüngerer Sohn führt heute einen der größten Weinkonzerne der Welt. Der ältere ist leer ausgegangen und behauptet, dass das zweite Testament eine Fälschung sei.«

»Hier ist noch ein Zeitungsausschnitt. >Enterbter Bondino-Sohn im Auto tödlich verunglückt; kein Verdacht auf Fremdeinwirkung.< Aber irgendjemand scheint mit dieser Auslegung nicht einverstanden gewesen zu sein«, sagte Pamela. »An den Ausschnitt sind zwei Rechnungen geheftet, eine von einem Anwalt, die andere von einem Privatdetektiv, der in der Unfallsache ermittelt hat. Die Rechnung des Anwalts beläuft sich auf dreitausendzweihundert Dollar; ich glaube, das war 1958 eine ziemliche Stange Geld. Hier hätten wir den Bericht des Detektivs. Auf der letzten Seite heißt es: >Wir bedauern, Ihnen mitteilen zu müssen, dass unsere

Nachforschungen ergebnislos geblieben sind.<«

»Die Witwe des Verstorbenen erstattete Anzeige wegen Mordes an ihrem Ehemann, kam damit aber nicht durch und hatte am Ende kein Geld mehr«, sagte Bruno. »Davon habe ich schon gelesen. Aber schau mal, dieses Foto, es ist dasselbe kleine Mädchen, 1957 aufgenommen, diesmal mit einer Frau. Auf der Rückseite steht *Maman et Grand-mère*. Und sieh dir jetzt einmal dieses Familienfoto hier an, entstanden Weihnachten 1956; es sind alle drauf, auch der alte Silvio. Die als *Grand-mère* bezeichnete Frau wird von *Grand-père* umarmt. Und nun schau dir mal dessen Gesicht genauer an und vergleiche es mit dieser Porträtaufnahme oder dem Foto aus der Zeitung. Es ist ein und dieselbe Person. Jacques Großvater war der ältere Bruder, der durch ein zweifelhaftes Testament enterbt worden war. Die *grand-mère* war seine Witwe, die das Gerichtsverfahren angestrengt hatte. Jacqueline ist also die Enkelin des enterbten älteren Bruders, der bei einem fragwürdigen Verkehrsunfall ums Leben kam. Ich würde gern wissen, wie *Grand-mère* und *Maman* mit Namen hießen.«

»Auf der Rechnung des Detektivs steht eine Mrs. Maria Bondino, vier zwei vier neun Sunset Drive, Sausalito. Die Amerikaner haben unglaublich lange Straßen. Das muss die *Grand-mère* sein. Hier, der Kohledurchschlag eines Briefs von Maria an Francis vom 4. April 1958, also kurz nach dem abschlägigen Gerichtsurteil. Sie bittet um Geld >für die Schulausbildung deiner Nichte Sophia<. Das kleine Mädchen auf dem Foto hat wahrscheinlich einen Frankokanadier namens Duplessis geheiratet und wurde Jacques Mutter.«

»Damit wäre Jacqueline die Großnichte von Francis X. Bondino, des großen Mannes, der uns von all diesen Werbebroschüren seines Unternehmens angrinst. Und sein Sohn ist Jacques Großcousin - und gleichzeitig ihr Liebhaber.«

»Liebhaber?«, fragte Pamela erstaunt. »Davon hast du mir noch gar nichts erzählt. War er das vor oder nach Max?«

»Möglicherweise gleichzeitig, ich bin mir nicht sicher. Allerdings weiß ich, dass sie sich gezielt an Bondino herangemacht hat. Sie wusste, wann und warum er nach Saint-Denis kommen wollte. Und ihr war klar, dass sie mit ihrem Großcousin ins Bett geht. Fernando dagegen hat wahrscheinlich nicht die blasseste Ahnung, wer sie ist. Beide Seiten der Familie haben sich gründlich überworfen und verkehren offenbar schon lange nicht mehr miteinander.«

»Ziemlich unheimlich, diese Geschichte.«

»In der Tat«, erwiderte Bruno. »Was ist in diesem Ordner da?«

»Weitere Zeitungsausschnitte, allesamt jüngeren Datums, ausgedruckte Seiten aus dem Internet. Hier ist zum Beispiel ein Artikel aus *Business Week*, erschienen im März dieses Jahres, über Produktionsprobleme in Australien wegen anhaltender Dürre. Und hier ist ein Interview, das Bondino im Mai einer Fachzeitschrift gegeben hat. Ein Absatz ist mit Edding am Rand markiert. Es geht darin um >unhaltbare Zustände in der Region um Bordeaux aufgrund zu vieler kleiner Erzeuger, die zu viele Weine unterschiedlicher Qualität produzieren<. Hier steht, Fernando Bondino hat in Stanford Betriebswirtschaft studiert.«

»Jacqueline wusste schon im Mai von Bondinos Absicht, nach Europa zu reisen«, dachte Bruno laut. »Ende Mai bewirbt sie sich bei Hubert. Sie ist nach Saint-Denis gekommen, weil sie wusste, dass ihr hier Bondino begegnen würde. Aber was wollte oder will sie von ihm?«

»Dieses Papier hier sieht interessant aus. Es stammt von irgendeinem Professor einer Universität in Kalifornien und befasst sich mit der Geschichte des Weinbaus in der Dordogne und

dem Tal der Vézère. Der Lehrstuhl des Professors wird offenbar von Bondino Wines gesponsert. Unterstrichen ist folgender Absatz, ich übersetze: >Die Dordogne und das Tal der Vézère bieten nach meinen Recherchen die letzte noch ungenutzte Gelegenheit in Europa, Qualitätsweine zu produzieren. Klima und Bodenbeschaffenheit eignen sich bestens; die Preise für Grund und Boden sind vergleichsweise gering.< Das Gutachten ist im April dieses Jahres verfasst worden. Bondino hat also von seinem eigenen Professor den Rat bekommen, sich in Saint-Denis umzuschauen.«

Bruno blickte auf, als er Jean-Jacques' Wagen über den Kiesbelag im Hof knirschen hörte. Die Fahrertür ging auf, doch der Chefinspektor blieb hinterm Steuer sitzen; er hatte sein Handy am Ohr.

Jean-Jacques platzte zur Tür herein. »Wir haben ihn. Ich hatte recht«, rief er und strahlte übers ganze Gesicht. »Die dna-Analyse bestätigt, dass die Haare unter Max' Fingernägeln eindeutig und ohne jeden Zweifel von Bondino stammen.«

»Aber die hätte sich Max auch am Abend zuvor bei der Schlägerei in der Bar einfangen können«, gab Bruno zu bedenken.

»Erinnern Sie sich nicht? Er hat doch zugegeben, dass er von Max nicht einmal berührt worden ist. Wir haben seine Aussage auf Band. Er sagt, er habe Max mit der Faust ins Gesicht geschlagen, und der Junge sei gar nicht mehr dazu gekommen, sich zu wehren. Wie also will er erklären, dass seine Haare unter Max' Nägel gekommen sind?«

»Was weiß ich«, entgegnete Bruno. »Ich habe Sie aus einem anderen Grund hierhergebeten. Die junge Kanadierin weiß sehr viel mehr, als wir dachten. Schauen Sie sich die Familienfotos und all diese Unterlagen an. Sie ist Bondinos Cousine zweiten Grades, was sie schon länger weiß, im Unterschied zu ihm. Und es scheint, dass sie ihm nachstellt. Aber ich sollte Sie zuerst einmal unserer Gastgeberin vorstellen. Das ist Pamela.«

Die beiden gaben sich die Hand und lächelten.

»Pamela kann Ihnen alles erklären. Ich schaue mich noch ein bisschen in der Wohnung um. Jacqueline wird bald zurückkommen.«

In der Kochecke warf Bruno einen Blick in den Abfalleimer. Der war leer. In einem großen Weidenkorb neben dem Kamin lagen alte Zeitungen. Mit seinem Kugelschreiber hob er ein paar Exemplare an und stellte fest, dass es sich um Ausgaben der *Sud-Ouest* handelte. Als er sich aufrichtete, blieb eine Seite am Kugelschreiber hängen. Abschütteln ließ sie sich nicht. Er schaute näher hin und entdeckte zwei Klebestreifen zwischen Kugelschreiber und Papier. Bei dem Versuch, den Stift davon abzuziehen, fand er fünf weitere Streifen, zwischen acht und zehn Zentimeter lang.

»Seltsam«, dachte er laut und zeigte, als Pamela zu ihm herüberschaute, auf die Klebestreifen.

»Damit sollte wohl ein Geschenk verpackt werden«, erklärte sie spontan. »So mache ich das auch immer. Ich schneide mehrere Streifen im Voraus, um sie zur Hand zu haben, wenn das Papier gefaltet ist.«

»Aber ich sehe nirgends Geschenkpapier«, entgegnete Bruno. »Die Flasche, die sie mir geschenkt hat, wurde in Huberts cave eingepackt.«

»Vielleicht hat sie nur geübt«, sagte Pamela. »Wenn der Küchenmülleimer leer ist, finden wir vielleicht was in der Tonne vorm Haus. Ich schau gleich mal nach.«

Bruno ging ins Obergeschoss, wo es zwei Schlafzimmer und ein kleines Badezimmer gab. Darin befand sich der übliche Toilettenkram einer Frau, Seifen und Shampoos, Haarfestiger, Zahnpasta, Kämme und eine Bürste voller langer blonder Haare. Nichts von Bedeutung. In dem einen Zimmer schlief Jacqueline, im begehbaren Schrank nebenan bewahrte sie ihre Anziehsachen auf. Dort hing an einem Nagel in der Wand ein altes Rugbytrikot der Mannschaft von Saint-Denis. Es hatte wahrscheinlich Max gehört. Die Schubladen der Kommode waren leer. Auf dem Bett im Schlafzimmer lag ein dünnes Neglige. An einem Haken hinter der Tür hing ein Kleid, und auf dem kleinen Frisiertisch unter dem Fenster häuften sich Kosmetikartikel. Er schaute in den Schubladen nach und fand Unterwäsche und Strümpfe darin. Doch dann entdeckte er noch etwas anderes. In

einer Schublade ganz zuhinterst lag eine zweite Haarbürste, eingepackt in eine Plastiktüte.

»Jean-Jacques, kommen Sie mal bitte nach oben«, rief er und zeigte, als der Chefinspektor das Zimmer betrat, wortlos auf die Plastiktüte in der Schublade.

»Ich wette, zwischen den Borsten stecken kurze dunkle Haare, und zwar die von Bondino. Laut ihrer eigenen Aussage hat er eine Nacht in ihrem Hotelzimmer verbracht. Tatsächlich waren es zwei oder drei Nächte, wie ich von der Hotelmanagerin weiß, mit der ich noch vorhin gesprochen habe. Mal war sie mit Max, mal mit ihm zusammen. Vielleicht hat er manchmal ihre Bürste benutzt, es kann aber auch sein, dass es seine ist. Möglich also, dass Bondino die Wahrheit sagt, wenn er behauptet, dass er Max zwar geschlagen, sich aber nie mit ihm in der Wolle hatte. Wenn dem so ist, hat jemand anders seine Haare unter Maxens Fingernägel gesteckt, um Bondino zu belasten. Ich glaube, Sie sollten die Spurensicherung kommen lassen.«

»Ist das jetzt nicht- *pardon* - an den Haaren herbeigezogen? Wollen Sie mir weismachen, dass ein alter Familienstreit, von dem mir Pamela soeben berichtet hat, einen heimtückischen Mord motiviert hätte?« Jean-Jacques warf einen Blick auf den Frisiertisch. »Was ist das? Eine Nagelfeile?«, fragte er und deutete auf eine schmale Kunststoffhülle.

»Haben Sie Gummihandschuhe dabei?«

»Im Auto, im Handschuhfach«, sagte Jean-Jacques und tippte die Nummer der kriminaltechnischen Abteilung in sein Handy.

Bruno eilte in den Hof, wo Pamela einen großen gelben Plastiksack durchstöberte, den sie aus der Tonne gezogen hatte. »Kein Geschenkpapier, dafür aber mehr von diesen Klebestreifen«, rief sie ihm zu. Bruno nickte ihr vom Auto aus zu, schnappte sich zwei Paar Handschuhe und lief zurück ins Haus. Jean-Jacques blies in seine Handschuhe, um sie sich leichter überstreifen zu können, und hob dann mit spitzen Fingern vom Tisch, was gar keine Nagelfeile war, sondern ein langer biegsamer Plastikstreifen.

»Wieso steckt der in einer Kunststoffhülle? Und was zum Teufel kann das sein?« Er hielt den Streifen ans Licht und wendete ihn hin und her. Bruno schaltete die Tischlampe ein.

»Augenblick mal«, sagte er und lief nach unten. Wenig später kehrte er mit einem der Klebestreifen zurück, die Pamela aus der Mülltonne geborgen hatte, und hielt sie ans Licht.

»Auf solch klebrigem Zeug bleiben immer Fingerabdrücke zurück«, sagte Jean-Jacques.

»Ja, fragt sich nur, wessen.« Bruno ging ins Badezimmer und kam mit einer Dose Talkumpuder zurück. Er schraubte den Deckel ab und tippte vorsichtig mit dem Finger unter den Boden der Dose, um einen der Flakons auf dem Frisiertisch zu bestäuben. »Angenommen, auf diesem Fläschchen sind Jacquelines Fingerabdrücke«, sagte er und blies den feinen Staub ab. Auf dem Glas zeigten sich die Papillarleisten einer Fingerkuppe. Er verglich sie mit dem Abdruck auf einem der Klebestreifen. »Identisch, nicht wahr?«

»Sieht so aus«, antwortete Jean-Jacques, doch er schien zu zweifeln. »Wo liegt jetzt die Pointe?«

»Aufgepasst.« Vorsichtig nahm Bruno die Bürste aus der Plastiktüte und bestäubte den Griff. »Dieser Abdruck wird von Bondino sein, und ich kann mir auch vorstellen, warum sie es darauf abgesehen hatte. Sein Laptop hat eine besondere Schutzvorrichtung, einen Sensor, der Fingerabdrücke liest. Deshalb hat sie Bondino an sich herangelassen. Sie wollte Zugriff auf seinen Computer haben. Unter den Papieren, die sie gesammelt hat, befinden sich geheime Geschäftspläne und Bilanzen. Wahrscheinlich ging es ihr vor allem darum. Aber mit

Fingerabdrücken lassen sich nicht nur abgesicherte Computer knacken.«

»Sie meinen, Jacqueline könnte einen solchen Abdruck auch auf das Glas in Cresseils Küche appliziert haben?«, fragte Jean-Jacques.

»Allerdings. Ich vermute, sie hat mit einem Klebestreifen Fingerabdrücke von der Haarbürste genommen und auf das Glas übertragen. Ob dem tatsächlich so gewesen ist, wird die Spurensicherung feststellen können, denn dann müssten Kleberückstände auf dem Glas festzustellen sein.«

Draußen fuhr ein Auto vor. Wenig später rief Pamela von unten: »Fabiola ist gekommen. Seid ihr noch oben? In der Tonne war übrigens kein Geschenkpapier zu finden.« Sie kam die Treppe herauf.

»Wir haben den Verdacht, dass Jacqueline mit den Klebestreifen Fingerabdrücke manipuliert hat«, erklärte ihr Bruno.

»Ach ja?« Sie schien wenig überrascht. »Ich erinnere mich an einen Prozess gegen Bombenleger der ira, damals in Großbritannien während der Unruhen in Nordirland. Da ging es auch um solche Indizien. Wessen Fingerabdrücke habt ihr gefunden?«

»Das wissen wir noch nicht«, antwortete Bruno. Jean-Jacques telefonierte wieder. »Gehen wir nach unten, um Fabiola guten Tag zu sagen. Ich hoffe, sie hat den Autopsiebericht dabei.«

Fabiola quetschte sich aus ihrem überfüllten Wagen. Auf der Beifahrerseite klemmte zwischen Armaturenbrett und Sitz ein Koffer, und auf dem Sitzpolster machte sich ein großer Pappkarton breit. Darauf lag ein prallvoller Plastikbeutel, der, als Fabiola ausstieg, auf den Fahrersitz purzelte. Auch die Rückbank war voll von Koffern, Einkaufstüten und Pappkartons.

»Das ist mein ganzes Hab und Gut«, erklärte sie grinsend.

»Ich helfe Ihnen beim Ausladen«, sagte Bruno, als Jean-Jacques' polternde Schritte auf der Holzstiege zu hören waren. »Aber zuerst würde ich gern wissen, zu welchem Ergebnis die Pathologie gelangt ist. Da kommt Jean-Jacques, auch ihn wird das interessieren.«

»Ja, der Bericht ist endlich fertig«, sagte Fabiola. »Er bestätigt Unfalltod durch Ersticken und merkt vorsichtig an, dass der Schlag auf den Kopf wahrscheinlich nach Eintritt des Todes erfolgte. Wir haben es demnach nicht mit Mord zu tun.«

Jean-Jacques stöhnte laut auf und ließ die Schultern hängen. »*Merde, merde, merde...*«

»Es scheint allerdings ein anderes Delikt vorzuliegen, nämlich Vortäuschung einer Straftat durch manipulierte Indizien«, sagte Bruno.

»Ganz zu schweigen von versuchter Irreführung der Polizei und all dem Arger, den ich mir dadurch eingehandelt habe«, ergänzte Jean-Jacques. »Aber wie kommt's, dass dieses Luder zur Stelle war, um dem toten Jungen die falschen Haare unterzujubeln?«

»Es waren echte Haare, komplett mit Follikel«, antwortete Fabiola.

»Wie diese hier?«, fragte Jean-Jacques und zeigte ihr eine Zellophantüte mit Haaren aus der Bürste.

Fabiola schaute hin und verlangte nach einem Vergrößerungsglas. Jean-Jacques holte eines aus seinem Auto. Die junge Ärztin nahm das Beweisstück unter die Lupe und langte dann nach ihrem Handy. »Ich rufe meinen Kollegen in Bergerac an...

Jean-Claude? Ich bin's, hör zu. Es geht um den Jungen, der erstickt ist und eine Kopfverletzung hatte. Könntest du was für mich nachprüfen?... Ja?... Du erinnerst dich, wir haben unter seinen

Fingernägeln Haare gefunden. Waren da vielleicht auch noch fremde Gewebereste oder nur die Haare? Es scheint so, dass die ihm nachträglich untergeschoben worden sind... Schön, ruf mich dann zurück. Danke.«

Fabiola wandte sich wieder den anderen zu. »Er wird mir Bescheid geben. Tut mir leid, dass ich nicht genauer hingesehen habe. An versuchte Irreführung habe ich einfach nicht gedacht.«

»Angenommen, es gibt keine fremden Gewebereste. Wäre damit eindeutig nachgewiesen, dass die Haare nachträglich unter die Nägel gesteckt worden sind?«, fragte Bruno.

»Nicht unbedingt, aber naheliegend«, antwortete sie.

»Ich glaube, wir brauchen jetzt einen Drink«, sagte Pamela. »Bruno, hilfst du Fabiola beim Ausladen? Ich hole die Gläser. Ricard für alle?« Sie nickten. Und an Fabiola gewandt: »Die Tür zu Ihrem *gîte* ist aufgeschlossen. Sie können gleich reingehen. Ich habe in der Küche eine frische Gasflasche angeschlossen und Milch und Eier in den Kühlschrank gestellt. Die Eier sind übrigens von Brunos Hennen.«

Schnell waren alle Sachen in die Wohnung geschafft, die Koffer nach oben, die Bücherkisten vor das Regal im Wohnzimmer, die Plastikbeutel auf den Küchentisch und der Arztkoffer neben die Tür.

»Schauen Sie«, sagte Fabiola und zeigte auf eine Vase mit frischgeschnittenen Blumen. »Was für ein schöner Willkommensgruß!« Im Kühlschrank fand sie nicht nur Eier und Milch, sondern auch Orangensaft und Butter. Auf der Anrichte standen Kaffee und eine Schale Obst. »Pamela ist einfach so nett.«

»Ja, das ist sie«, sagte Bruno und lächelte. »Eine echte *Périgourdine* eben. Warten Sie's ab, Ihre neuen Nachbarn werden Sie schon bald mit *pâté*, *rillettes*, Marmeladen und *vin de noix* beschenken. Eier brauchen Sie keine zu kaufen. Damit kann ich Sie versorgen. So funktioniert das hier bei uns.«

Sie gingen zurück in den Hof, wo Pamela und Jean-Jacques mit den Drinks auf sie warteten. Alle vier stießen auf Fabiolas Einzug an.

»Jacqueline wird gleich hier sein«, sagte Bruno mit Blick auf die Armbanduhr.

»Wie auch meine Mannschaft«, ließ Jean-Jacques verlauten. »Ich werde wohl Ihren *capitaine* Duroc bitten müssen, eine seiner Zellen zur Verfügung zu stellen.«

»Nehmen Sie sie nicht mit nach Perigueux?«, fragte Bruno.

»Nein, bevor der Hafrichter ein Wörtchen mitzureden hat, brauchen wir den Bericht der Spurensicherung. Und ich will vorher noch ein paar Fragen geklärt wissen. Der amerikanische Botschafter in Paris ist bereits verständigt. Er wird Anzeige erstatten. Ich will nicht, dass sich die kanadische Vertretung auch noch einmischt.«

Fabiolas Handy bimmelte. »Ja?... Jean-Claude?... Nichts, nur Haare und Holzsplitter. Keine Gewebespuren. Verstanden, danke. Kannst du dafür sorgen, dass der Bericht entsprechend ergänzt wird?... Ja, genau. Noch mal danke und bis bald.« Sie blickte auf. »Sie haben's gehört.«

Jean-Jacques nickte und wandte sich an Bruno. »Ein durchtriebenes kleines Biest, diese Kanadierin. Aber warum wollte sie Bondino einen Mord anhängen? Was für ein Motiv hatte sie? Geld?«

»Der Grund liegt in einer alten Familienfehde. Geld ist wohl nicht im Spiel, es sei denn, sie hat darauf spekuliert, Bondino zu heiraten. Aber die beiden sind miteinander verwandt, und wie hätte

sie verhindern sollen, dass das herauskommt? Nein, Habgier steckt nicht dahinter. Ich schätze, ihr Motiv war Rache.«

»Um Bondino ans Messer zu liefern, ist sie sogar mit ihm ins Bett gestiegen«, sagte Pamela.

»Fragen wir sie selbst«, empfahl Bruno und blickte über den Hof.

Auf der Zufahrt näherte sich eine Fahrrad fahrende Gestalt mit flatternden blonden Haaren. Pamela stand auf, stellte die leeren Gläser aufs Tablett und brachte sie in die Küche. »Kommen Sie, Fabiola. Ich helfe Ihnen beim Auspacken.«

Als die beiden gegangen waren, holte Jean-Jacques ein Paar Handschellen aus seinem Wagen und trat an Brunos Seite. Jacqueline hatte den Hof erreicht. Sie sprang vom Rad und bot Bruno ihre Wange zum Kuss. Doch der ließ sich nicht darauf ein. Er hielt das Rad am Lenker fest und sagte: »*Bonsoir*, Jacqueline. Chefinspektor Jalipeau hat einige Fragen an Sie, und ich möchte noch einmal Ihren Reisepass sehen.«

Plötzlich argwöhnisch geworden, blickte sie zwischen Bruno und Jean-Jacques hin und her. Dann nahm sie ihren Rucksack vom Gepäckträger, holte ein dunkelblaues Heftchen daraus hervor und reichte es Bruno. Er warf einen Blick auf das Lichtbild, schaute ihr in die Augen, steckte den Pass in seine Hemdtasche und knöpfte sie zu.

»Wir wissen Bescheid, Mademoiselle«, sagte Jean-Jacques. »Wir wissen, wie Sie Bondinos Fingerabdrücke auf das Glas in Cresseils Wohnung gebracht haben. Wir wissen, wie Sie an seine Haare gekommen sind, die Sie Ihrem toten Freund unter die Fingernägel gesteckt haben. Wir wissen, wie Sie auf Bondinos Laptop zugreifen konnten. Sie haben versucht, ihm einen Mord anzuhängen. Das lässt sich beweisen. Meine Kriminaltechniker werden gleich hier sein und jeden Quadratzentimeter Ihrer Wohnung unter die Lupe nehmen, und wenn wir Sie in die Gendarmerie gebracht haben, wird eine Beamtin eine Leibesvisitation an Ihnen vornehmen.«

Jean-Jacques ergriff ihren rechten Arm und öffnete die Handschellen. »Haben Sie etwas zu sagen?«

Hilfesuchend blickte sie zu Bruno auf. »Antworten Sie«, sagte er. »Haben Sie etwas zu sagen?«

»Ich weiß nicht«, murmelte sie zögernd und starrte auf die Handschellen.

»Fangen wir mit einer Ihrer Lügen an«, sagte Bruno. »Sie haben ausgesagt, Bondino habe eine Nacht in Ihrem Hotelzimmer verbracht. Das stimmt nicht. Ich habe im Hotel nachgefragt. Er hat mindestens drei Mal bei Ihnen übernachtet. Fernando ist Ihr Großcousin, der Sohn des Mannes, der Ihren Großvater um sein Erbe gebracht hat, worüber die Familie auseinandergebrochen ist. Sie haben ihn verführt und betrunken gemacht, um in seinem Laptop herumzuspionieren, während er seinen Rausch ausschließ.«

Jacqueline machte die Augen zu und schüttelte stumm den Kopf.

»Wir können beweisen, dass Sie geheime Dateien kopiert haben«, fuhr Bruno fort. »Kommen wir zur nächsten Lüge. Sie sagten, nach der Schlägerei in der Bar mit Max in den Park am Fluss gegangen zu sein, mit ihm geschlafen und sich dann von ihm verabschiedet zu haben. Behaupten Sie das immer noch?«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin mit ihm gegangen. Wir haben zusammen Trauben gepresst.«

»Und dort, auf Cresseils Hof, haben Sie sich auch geliebt, nicht wahr?«

Sie nickte und biss sich auf die Unterlippe. »Oben in dem Zimmer, wo Max manchmal schlief?«

»Nein«, antwortete sie leise. »Wir wollten den Alten nicht stören.«

»Also im Freien?«

»Nein«, erwiderte sie mit einem Anflug von Panik im Blick. »Beim Traubentreten. Wir haben uns im Fass geliebt.«

»Was ist passiert?«, fragte Bruno ruhig. »Max ist erstickt, Sie aber nicht.«

»Wir haben uns geküsst und...« Sie schluckte und presste die Augen zusammen. Es dauerte eine Weile, bis sie wieder sprechen konnte. Sie öffnete die Augen, schien aber ins Leere zu starren.

»Ich war nur bis zum Hals im Fass und habe mich mit beiden Händen am Rand festgehalten. Max stand hinter mir, er war... er war sehr leidenschaftlich. Und dann sackte er plötzlich in sich zusammen und klammerte sich an mich. Ich konnte mich nicht mehr bewegen.«

Sie brach in Tränen aus und ließ sie über ihre Wangen rinnen. »Ich konnte nichts machen. Mir wurde schwindlig und ganz schwarz vor Augen. Aber dann habe ich's irgendwie geschafft, ihn von mir wegzustoßen. Er ist mit dem Kopf gegen die Dauben geknallt. Ziemlich heftig. Ich bin in Panik geraten, aus dem Fass geklettert und muss wohl laut geschrien haben, denn wenig später stand der Alte plötzlich im Scheunentor. Er stieß mich beiseite, kletterte auf die Trittleiter und knickte plötzlich in den Knien ein. Da war er auf der obersten Stufe. Er ist gestürzt, lag am Boden und rührte sich nicht mehr.«

»Warum haben Sie nicht sofort Hilfe gerufen, die *pompriers* oder den Krankenwagen?«, fragte Bruno.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich war völlig durcheinander. Wegen diesem verfluchten Hund. Obwohl fast lahm, hat er sich zu dem Alten hingeschleppt, gebellt wie verrückt, geknurrte und die Zähne gefletscht, sobald ich mich dem Fass zu nähern versuchte. Er gab einfach keine Ruhe, und ich wusste nicht mehr, was ich machen sollte.«

»Da haben Sie ihn erschlagen.«

»Ich wollte ihn eigentlich nur ausknocken, aber der Stein war so groß ... «

»Alle tot, Ihr Freund, Cresseil und der Hund«, resümierte Bruno mit tonloser Stimme. »Sie sind nach Saint-Denis gekommen, um Ihrem Großcousin einen Strich durch seine Expansionspläne zu machen. Und dann waren Sie so abgebrüht, Max' Tod so aussehen zu lassen, als sei er von Bondino herbeigeführt worden. Sie wollten ihm einen Mord anhängen und Ihre Familie rächen.«

»Sie ahnen ja nicht, was uns von seiner Sippschaft angetan worden ist«, zischte sie. »Sie hat meinen Großvater umgebracht und meine Mutter um all das betrogen, was ihr rechtmäßig zusteht. Ihr Reichtum gründet auf Betrug. Sie sind die Mörder, nicht ich. Ich habe niemanden umgebracht.«

Trotzig blickte sie Bruno ins Gesicht.

»Außerdem, ich warne Sie«, fuhr sie fort. »Die Bondinos werden Ihr hübsches kleines Städtchen kaputtmachen. Sie werden Ihnen Ihr Land abnehmen, Ihr Wasser verbrauchen und Massenmist produzieren. Sie werden Sie schlucken, so wie sie alle schlucken.«

Bruno lächelte milde und schüttelte den Kopf. In der Stille, die einsetzte, waren von ferne Motorengeräusche zu hören. Jean-Jacques schaute sich um und sagte: »Meine Jungs.« Dann ließ er die Handschellen über Jacqueline's Handgelenken zuschnappen.

Am Waldrand sammelte sich abgefallenes Laub, ein buntes Zierband, das sich auf das verkohlte Versuchsfeld ausbreitete. Regen und Wind ließen den ausgebrannten Schuppen mehr und mehr verfallen. Ein leichter Schauer lief ihm über den Rücken, als Bruno sich an den explodierenden Benzinkanister erinnerte, daran, wie Albert inmitten aufschießender Flammen zu Boden gegangen war. Er hatte immer noch Angst vor Feuer. Unter seinem Sattel zuckte die graue Stute, als hätte sie seinen plötzlichen Stimmungsumschwung bemerkt. Pamela behauptete, dass Pferde ein überaus feines Gespür hätten. Er beugte sich vor und tätschelte den breiten Nacken.

»Schon gut, Victoria. Es war bloß eine Erinnerung«, sagte er. Das Pferd blieb ruhig stehen und ließ geduldig zu, dass Gigi an seinen Hufen schnupperte. Es hatte sich bereits an den Hund gewöhnt. Bruno brauchte länger zur Eingewöhnung und fühlte sich beileibe noch nicht wohl dabei, auf einem Tier zu sitzen, das ihm jetzt sehr viel größer und kräftiger vorkam als in seiner Stallbox, so hoch oben im Sattel, dass er weit über das Feld hinausblicken konnte.

»Hier hat alles angefangen«, sagte Pamela und brachte Bess an seiner Seite zum Stehen. »In einem alten englischen Sprichwort heißt es: Roter Himmel am Morgen bereitet dem Schäfer Sorgen. Erinnerst du dich an die gewaltige Glut?«

»Ja. Und ich erinnere mich an den Hut, den du zur Adoptionsfeier getragen hast. Cresseil sagte, du erinnerstest ihn an seine Annette. Er hatte recht. Du siehst ihr ein bisschen ähnlich. Ich habe sie auf alten Fotos gesehen.« Er schaute sie an. »Nur dass du schöner bist.«

Sie lächelte ihn an. »Hüte dich, mich zu küssen. Denk an das, was passiert ist, als du es das letzte Mal versucht hast.«

Bess war genau in dem Moment zur Seite gewichen, als er, zu Pamela hinübergebeugt, Übergewicht bekommen hatte und aus dem Sattel gerutscht war, und hätte sie ihn nicht noch im letzten Augenblick am Arm festgehalten, wäre er wahrscheinlich nicht aufs Hinterteil, sondern womöglich auf den Kopf gefallen.

»Ich glaube, Bess ist eifersüchtig auf mich«, sagte er und grinste.

Pamela schüttelte den Kopf. »Vielleicht weißt du's noch nicht, aber Pferde haben Humor. Bist du bereit zu einem leichten Galopp?«

»Gleich, vielleicht«, antwortete er. »Meine Schenkel sind wund, und mir ist, als hätte ich mir alle Haare von den Beinen geschabt.«

»Du sitzt immer noch zu verkrampft. Aber nicht verzagen. Sobald du ein bisschen mehr Vertrauen gefasst hast, wirst du locker und entspannt sein können.« Sie wechselte plötzlich den Tonfall und fragte: »Ich nehme an, du weißt, was heute über Jacqueline in der Zeitung stand.«

Er nickte. Sie war nach Québec zurückgekehrt, um dort ihre Haftstrafe abzusitzen.

»Mit neun Monaten ist sie ganz gut weggekommen«, meinte Pamela.

»Die Anklage war recht zurückhaltend mit ihrem Plädoyer auf Rechtsbehinderung, Manipulation von Beweismitteln, Falschaussage und unterlassener Hilfeleistung. Der Richter hätte ihr mehr aufbrummen können, war aber gnädig, zumal sie Reue gezeigt hat. Ihre Schilderung der Szene im Fass klang romantisch und schaurig zugleich. Eine schöne junge Frau, durch eine tragische Familiengeschichte aus der Bahn geworfen. Wahrscheinlich hätte sie den teuren Anwalt, der ihr von den Eltern zur Seite gestellt worden ist, gar nicht gebraucht.«

»Nächsten Sommer wird sie wieder frei sein«, sagte sie.

»... und womöglich erst dann richtig büßen müssen«, entgegnete Bruno. »Die erhoffte Karriere im Weingeschäft kann sie sich abschminken. Vielleicht findet sie einen Job auf dem Weingut ihrer Eltern, aber ein Château Jacqueline wird es nie geben. Mit ihrem Namen kommt sie nicht weit. Und wer weiß, wie lange sie noch an der Niederlage gegenüber Bondino zu knacken hat? Der Familienkrieg ist vorbei. Er hat gewonnen.«

»Dein Gerechtigkeitssinn ist sehr eigenwillig, Bruno«, sagte sie. »Komm, galoppieren wir ein wenig...«

»Psst...«, flüsterte er und deutete mit ausgestreckter Hand auf ein Gebüsch am Rand des Feldes. Gigi starrte in die gezeigte Richtung. Er hatte einen Vorderlauf angehoben, die Schnauze nach vorn gereckt und bewegte nur die feuchte Nase. Pamela sah nichts, aber plötzlich flatterte aus dem Gebüsch ein dunkler Schatten auf und schwirrte trudelnd durch den grauen Novemberhimmel.

»Eine Schnepfe«, sagte Bruno. »Bald ist wieder Jagdsaison.«

»Ich freue mich schon auf ein leckeres Abendessen bei dir. Hoffentlich kriegst du genügend Vögel vor die Flinte.«

»Und dann schlemmen wir wieder im selben Kreis, allerdings ohne Jacqueline.«

»Fabiolas Gesellschaft ist mir ohnehin lieber«, erwiderte Pamela. »Und welchen Wein trinken wir dazu?«

»Die Wahl wird diesmal wohl wirklich zur Qual.« Bruno lachte. Er konnte es immer noch kaum fassen, Besitzer eines ganz außergewöhnlichen Weinpakets zu sein, obwohl er selbst dabei gewesen war, als Hubert die zwölf Flaschen Château Petrus für ihn eingepackt hatte: jeweils drei der Jahrgänge 1982, 1985 und 1990 sowie jeweils eine aus den Jahren 1947, 1961 und 1975. Sie waren Bondinos Geschenk, und Hubert hatte einen ganzen Monat gebraucht, sie aus verschiedenen Kellereien zusammenzutragen. Das Paket enthielt eine schlichte Grußkarte mit den Worten: »Danke, Bruno - Fernando.«

»Ich schlage vor, zur *bécasse* trinken wir den 82er, denn über diesen Tropfen habe ich Dupuys Bekanntschaft gemacht. Anschließend gibt's Wildbret, und dazu öffne ich den 61 er, weil Hubert diesen Jahrgang für den besten überhaupt hält. Was danach kommt, weiß ich noch nicht.«

»Sehr spendabel, alle Achtung«, sagte Pamela.

Bruno wusste von Hubert, dass dieses Paket mehr Geld gekostet hatte als Brunos Einlage in das neue Unternehmen Vignerons de Saint-Denis-sur-Vézère. »Vielleicht verramsche ich den Rest und kaufe mir dafür weitere Anteile an unserer Gesellschaft«, flunkerte er. Manche Dinge waren mit Geld nicht aufzuwiegen. Außerdem hatte er eine Flasche bereits für Bondinos Rückkehr im nächsten Jahr zurückgelegt. Für ein weiteres Festmahl und vielleicht auch eine neue Liebe. Er betrachtete Pamela voller Dankbarkeit darüber, dass sie ihm alle Zeit der Welt ließ und damit zufrieden schien.

»Auf geht's«, sagte er und drückte seine Hacken in Victorias Flanken. In leichtem Galopp ging es vorbei an der Schuppenruine und durch die Waldschneise, die hinunter ins Tal und bis zu Pamelas Anwesen führte.

Impressum

Grand Cru: Der zweite Fall für Bruno, Chef de Police
von Martin Walker (Autor)

Preis: EUR 21,90

Gebundene Ausgabe: 384 Seiten

Verlag: Diogenes; Auflage: 1 (27. April 2010)

Sprache: Deutsch

ISBN-10: 325706750X

ISBN-13: 978-3257067507

Originaltitel: The Dark Vineyard

ebook Erstellung - Mai 2010 - TUX

Ende

